
n e t z T E X T E

von

[ArnoAbendschoen](#)

versalia.de

Inhalt

Aphorismen von Abendschönn	1
Anekdote über Schnecken und Enten	9
Lachnummer Umweltschutz	10
Wörter machen Karriere	12
Die Fußball-Legende	13
Die zwölf Glaubenssätze von 2010	15
Max geht in die Politik	16
Ich bin nicht stolz!	19
Sie meinen es gut, meinen sie	20
Die Toten werden jünger	21
Berlin damals	22
Hundertwasser - Der Meister des Klimbims	25
Kamera und Objekt - über ein erotisches Video	27
Mehdorn und das Berliner S-Bahn-Chaos	28
Die Pyramide von Garzau	29
Die Monokultur des Luxus	30
Hass und Selbsthass	32
Doppelter Doppelmord - Der Ghrde-Mörder	34
Clara Ward - Prinzessin von Chimay	35
Voyeurismus	36
Die Bergtour	41
„pfelnassmandelkern	46
Schulweg der Erinnerung	47
Die Konfirmation	49
Auch ich war mal in ...	54
über sieben Brücken sollst du humpeln	55
Die Mörder von Lebach	56
Das Leben eine Sitcom	58
Bilder aus dem Simplicissimus	60
Mit Gottfried Benn um die Welt	61
Fragment	63
Sturmangriff: Die Achtundsechziger kommen!	68
Leute in Kassel	70
Schlagender Beweis	72
Barocke Figuren - Eine Reiseerzählung	73
Stadt und Land - Eine Reiseerzählung	80
Lesefrüchte, leicht angefault	85
Linie 2 - Endstation Tod	87
Drei Friedhöfe	89
Blick von außen auf die DDR	91
Chaos - Sddeutsche Reiseerzählung	93
Wo wollen Sie denn mal liegen?	97
Bahnhofsmilieu	98
Nixon in China - Oper von John Adams	100
Dschingis Khan in der Kantine	101
Eine Krankengeschichte	102
Schulfreunde	104
Eros in der Religionsstunde	107
Die Sammlerin	108

Großes Defilee auf einer Kellertreppe	109
Mann verloren	111
Kippa und Meskalin	112
Bangkok Love Story - Drei Aufsätze zum Film	114
Tod eines Kleinbauern	119
Schicksale einer Briefftasche	127
Wiedersehen mit Berlin	129
Liebestod mit Doubles	132
Der Einmannstreik	136
Goldenes Lebens-ABC	139
Gestank im Zimmer	143
Hotel Post	145
Eine Oma zweiter Klasse	148
Katzenbrüder	150
Der kurzen Rede langer Sinn	152
Sigurd Strohling und die Adoleszenz	154
Brief an einen lieben Toten	159
Eine Reise wie keine	162
Abstieg vom Berg	164
Der Prinz und der Praktikant	166
Ein schlechter Sohn	175
Arlington Park	180
Rot und Schwarz	187

Aphorismen von Abendschän

APHORISMEN VON ABENDSCHÄN

ACHT APHORISMEN

STREITKULTUR

Das sind die Waffen der schweigenden Mehrheit: Auszischen oder Totschweigen.

LACHEN UND KRANKHEIT

Lachen ist ansteckend. Das Lachen des gesunden Volksempfindens kann geistig krank machen.

ZWEI GESUNDE HÄNDE

Gelegentlich sind zwei gesunde Hände von großem Nutzen: Mit der einen kann man sich die Nase zuhalten, mit der anderen den Mund beim Gähnen.

PARTEIEN UND MINISTER

Wer solche Minister in die Regierung schickt, braucht keine Gegner.

HÄFLICHKEIT

Pünktlichkeit ist die Häflichkeit der Könige. Sie bewahrt sich vor allem, wenn es Zeit ist abzudanken.

ALLZU ÖKONOMISCH

Die Ökonomisierung aller Lebensbereiche ruiniert am Ende auch die Wirtschaft

MÄNNCHEN MACHEN

Das Menschliche geht oft ohne klare Abgrenzung ins Tierische über und umgekehrt. Beispiel: Männchen machen.

ÖBER SEX REDEN

Was immer wir über unseren oder fremden Sex sagen, meist trifft auch das Gegenteil zu. Woran liegt das? Daran: Das Medium Sprache und unser kreatives Verhalten gehören grundverschiedenen Sphären an, sie sind nicht kompatibel.

-

SIEBEN APHORISMEN ÜBER WEIHNACHTEN

DER SINN DES FESTES

Weihnachten ist ein sich selbst genügender Wirtschaftsfaktor.

DAS GEMEINSAME VON WEIHNACHTEN UND FUSSBALL

Beides sind Großereignisse mit Anspruch auf Totalität. Kein Entrinnen - nirgendwo.

DAS PARADOXE AN WEIHNACHTEN

Totale Gleichschaltung einer extrem individualistischen Gesellschaft.

DAS ÖKOLOGISCHE AN WEIHNACHTEN

Der Lichterglanz überall. Er verdeutlicht, wie wichtig uns Stromsparen tatsächlich ist.

WEISSE WEIHNACHTEN

Eine kollektive Zwangsvorstellung, die tief blicken lässt. In Wirklichkeit extrem selten, dafür als Idee mit allem aufgeladen, was Weihnachten gewöhnlich fehlt: Stille. Unschuld. Reinheit. Frieden.

DAS WUNDERBARE AN WEIHNACHTEN

Weihnachten scheint nicht totzukriegen.

WEIHNACHTEN UND WISSENSCHAFT

In der Zukunft werden Wissenschaftler aus anderen Kulturen kommen und unsere Feste und Bräuche studieren. Fürchten wir ihre Forschungsergebnisse "schon heute!"

-

SECHS APHORISMEN

ORIGINELL SEIN

Maxime: Es ist besser, wahrhaftig als originell zu sein.

LOYALITÄT

Bei manchen Leuten hat das Bemühen um Loyalität Züge, die an Leidenschaft grenzen.

POSITIV DENKEN

Ein Widerspruch in sich. Denken an sich ist negativ, indem es untersucht, zergliedert und Vorgedachtes entwertet.

BISEXUALITÄT

Echte Bisexualität ist so selten wie Wasser, das nach zwei Richtungen abfließt (Bifurkation). Das Begehren folgt wie das Wasser einem vorgegebenen Gefälle (Hirn- oder Gehirndestruktur).

TRAGIK

Die menschliche Tragik: Jedes Individuum will Freiheit - alles Gesellschaftliche beruht auf Zwang. Der Tod ist der allererste Zwang, die Hoffnung auf Unsterblichkeit ein absolut gewordener Wille zur Freiheit.

FREIHEIT

Das bürgerliche Leben ist ein erweitertes Gefängnis mit gelockertem Strafvollzug.

-

SECHS NEUE APHORISMEN

LIEBLINGSZITAT

"Es gibt nichts Gutes, außer man tut es." (Erich Kästner) - Noch besser, man lässt es.

HINDUKUSCH

Zu Hause kuschen und am Hindukusch die Freiheit verteidigen - wessen Freiheit?

CHIMÄREN

Können Chimären schön sein? Aber ja: liberté, égalité, fraternité.

SCHÖNHEIT

Schönheit ist ein Versprechen von Glück? Umso schwerer die Enttäuschung.

GLÜCK

Das Glück des Fetischisten ist real: Er bekommt es in die Hand.

LACHEN

Nur ein so trauriges Tier wie der Mensch hatte diese Kompensation nötig: das Lachen.

-

APHORISMEN ZUR GESELLSCHAFT VON HEUTE

DIE ZUKUNFT DES THEATERS

Das Theater wird überleben - wo sonst könnte man so gut Schmuck und Abendgarderobe vorführen?

DIENSTLEISTUNGSGESELLSCHAFT

Wenn wir nicht aufpassen, werden noch aus Bürgerrechten Kundenrechte.

SOZIALVERSICHERUNG

Sie ist weder sozial noch überhaupt eine Versicherung.

PHILOSOPHIE

Auch der Klopapierfabrikant redet heute von seiner Philosophie, wenn er das Geschäft meint.

DIE MODEN DES SCHRECKENS

Jede Zeit hat ihre Pest, ihre Hexenverfolgung und ihre Endzeitstimmung.

TOLERANZ

Toleranz kommt von tolerare = ertragen - manches ist wirklich eine Zumutung.

-

APHORISMEN 2010 (1)

MISSTRAUEN

Rat an einen Misstrauischen: Misstraue auch deinem eigenen Misstrauen.

DER FUCHS UND DIE TRAUBEN

Einem alten Fuchs sind manche Trauben einfach zu sÄ¼ÄŸ.

KONTEMPLATION

Das Wesen von Kontemplation wird oft falsch aufgefasst. Sie ist nicht nur Geruhsamkeit, sie ist auch BemÄ¼hung, Anstrengung.

ISLAMOPHOBIE

Islamophobie ist sÄ¼kularisierter religiÄ¼ser Wahn.

RASSISMUS UND SEINE FOLGEN

Eines Tages werden eure StÄ¼dte brennen â€“ dann kÄ¼nnt ihr euch sagen: Wir haben genug Gift verspritzt.

LITERATUR UND RAMSCH

Literaturforen sind die Online-BÄ¼hnen der Literatur von heute? â€“ Allzu oft sind es vor allem 1 Euro-JahrmÄ¼rkte der Eitelkeit.

BILDUNGSDEFIZIT

Ä¼bersteigertes GeltungsbedÄ¼rfnis ist genÄ¼gsam, es kann auf Talent, FleiÄ¼ und Wissen verzichten. Dem GeltungssÄ¼chtigen genÄ¼gt es, sich als Originalgenie zu gebÄ¼rden.

-

APHORISMEN 2010 (2)

TRADITION

Wenn im Lauf der Zeit aus Sinn Unsinn wird, nennt man das Ergebnis Tradition.

ANBIEDERUNG

Anbiederung ist die kleine Schwester der Konzilianz.

ZYNISMUS

Mit Zynismus versÄ¼ÄŸt sich der Zynische das Leben wie andere den Kaffee mit Zucker.

ARROGANZ

Auf Banalität nicht mit Arroganz zu reagieren, ist eine der schwierigeren Aufgaben, die das Leben stellt.

AVANTGARDE VON HEUTE

Sie würden gern schockieren, doch mit alten verbrauchten Provokationen erwidern sie ihr Publikum nur - es sind Zombie-Avantgardisten.

TELLS ERBEN

An die Stelle der hohlen Gasse trat die hohle Phrase.

OPPORTUNISMUS

Der Opportunist unterschreibt einen Aufruf gegen Fremdenhass und legt gleichzeitig den freien Arm einem Neonazi um die Schultern.

-

APHORISMEN 2010 (3)

SOZIALDEMOKRATIE

Das sprichwörtliche sozialdemokratische Urgestein erweist sich oft nur als lockeres Geröll.

TODESFURCHT

Mehr als ihren physischen Untergang fürchten einige den gesellschaftlichen Tod. Um ihn zu vermeiden, opfern sie alles, als Erstes ihre Würde.

NACHSICHT

Alles verstehen und alles verzeihen, das heißt: alles mitverschulden.

STILFRAGE

Was passt wozu? So geht es: Vor Unwissenheit stinken und dazu Schwulenhitze reifen.

ERFOLG BEIM PUBLIKUM

Der Mist oben und der Mist unten erkennen sich als wesensgleich.

SPASSGESELLSCHAFT

Ich will Spaß, ich will Spaß â€“ sonst werde ich böse, und zwar im Ernst.

MIMIKRY

Gefährlich wird es, wenn ein Starker einen Schwachen mimt, der einen Starken spielt.

-

APHORISMEN 2010 (4)

DILETTANTISMUS

Drei Zutaten benötigt der Dilettant für sein Werk: starken Ausdruckswillen - schwache Ausdruckskraft - fehlendes Formbewusstsein.

VOM GLÜCK DER REGRESSION

Wer das kannte: mit dem Bewusstsein von heute die Fehler von früher noch einmal machen.

FORTSCHRITT HEUTE

Wenn das kein Fortschritt ist â€“ unsere alternative Ellenbogengesellschaft.

LANGER WINTER

Aus Väterchen Frost wurde Väterchen Frust.

KNABENHAFT

Kommt das Knabenhafte mit dem Nimbus des Reinen und Strengen daher, ordnen sich ihm auch gestandene Männer gern unter - aber wehe, wenn es ihn verliert.

AUSGEWOGENHEIT

Absolut ausgewogen ist eine Stellungnahme, die auf die Waagschalen von Pro und Kontra nichts von Gewicht legt (- und das am besten gleichzeitig verschleiert).

PRIVATES

Es gibt nichts rein Privates. Noch am kleinsten Bruchstück des Lebens können die Gesetze, denen alle unterliegen, abgelesen werden.

-

APHORISMEN 2010 (5)

DREIEINIGKEIT

Den Begriff Gangstertrio versteht jeder – und von einem Liebestrio spricht keiner?

AUSSENHANDEL –

– ist die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln und langfristig –hnlichem Ergebnis.

PÄ, DAGOGISCHER EROS

Auch die Nutte kann heute sagen, sie bes – ihn.

PHRASEN UND GEMEINPLÄ, TZE –

– sind Fallt –ren ins semantische Nichts.

–GUTMENSCHEN–

Wer –ber andere als –Gutmenschen– l –stert, charakterisiert sich damit selbst: eigene F –ulnis a Lackmustest.

ABENDSCHÄ–NS LIEBLINGSZITATE

–Wenn die Augen geschlossen sind, beginnt die wahre Welt.– (Gore Vidal, The City and the Pillar, dt. Geschlossener Kreis)

–Der Homosexuelle hat nur eine Chance – die Brillanz, und er wird wegen ihrer gehasst; ist er nicht brillant, wird er verachtet.– (Hubert Fichte, Versuch –ber die Pubert –t)

–Das Fleisch ist schmutzig, aber sehr g –tig.– (Hans Henny Jahnn, Fluss ohne Ufer)

Anekdote Über Schnecken und Enten

Das Folgende habe ich vor Jahren einmal bei einer Bahnfahrt aufgeschnappt.

„Und Schnecken haben wir wieder dieses Jahr“, sagte ein Mitreisender, „furchterlich!“

Woraufhin sein Gegenüber, eine Dame um die fünfzig, scharfsinnig zu lächeln begann. „Ach, das ist doch heute kein Problem mehr“ haben Sie noch nie von Indischen Laufenten gehört? Die machen kurzen Prozess!“

„Ach ja, hab ich gehört. Soll angeblich eine Wunderwaffe sein.“

„Sind sie auch. Unsere Nachbarn haben damit nur die allerbesten Erfahrungen gemacht.“ Ihr Lächeln wurde breiter. Der Herr, schon misstrauisch geworden, beugte sich vor: „So, meinen Sie, ich sollte es auch mal im Garten damit versuchen?“

„Tja, wenn Sie sich noch richtig fit fühlen!“ Es gibt da nämlich jetzt ein kleines Problem. Also, ansich hat das mit den Laufenten wunderbar funktioniert. Aber dann kam die Vogelgrippe“ und damit die Stallpflicht. Stallpflicht auf Monate hinaus! Jetzt haben die Nachbarn in der Frühe alle Hände voll damit zu tun, wieder wie früher selbst die Schnecken einzusammeln“ um sie an die Enten zu verfüttern. Und Sie glauben nicht, wie gefährlich nicht nur Schnecken, sondern auch diese Enten sind!“

Lachnummer Umweltschutz

Hier soll an Beispielen gezeigt werden, wie der Staat durch Gesetzgebung und Umbau der Infrastruktur den angestrebten Klimaschutz torpediert.

Beispiel 1: FLUGVERKEHR - Nein, nichts mehr über Flugbenzin, das haben wir schon zu oft gehört. Kein maßgeblicher Politiker will doch an der Steuerbefreiung rütteln. Mit diesem Thema tingeln sie bloß durch Talk-Shows und Wahlkampfe und verschaffen sich ein grünes Mäntelchen - das allerdings nach jahrelangem Gebrauch immer fadenscheiniger wird. Interessanter ist schon der Umstand, dass der Flugverkehr auch durch direkte staatliche Subventionen gefördert wird. So hat z.B. das Land Thüringen zeitweise eine Flugverbindung nach London durch Zahlungen an eine Fluggesellschaft erst ermöglicht. Derart fürsorglich ist Papa Staat: Sonntags beschwören die Warden- und Bardenträger die vom zunehmenden Flugverkehr ausgehenden Risiken fürs Klima - und montags überweisen sie Geld, damit noch mehr geflogen wird. Noch immer träumt jede kleine Großstadt von einem eigenen ordentlichen Flughafen - Kassel z.B. -, und der Airport um die Ecke zieht unweigerlich neuen Flugverkehr nach sich. Gelegenheit macht Vielflieger.

Beispiel 2: LADENSCHLUSS - Die Öffnungszeiten sind aufgrund der Liberalisierung gleichzeitig verlängert und verkürzt worden - nämlich verkürzt am Vormittag. Sehen Sie sich die Mensentrauben vor den Geschäften der Citys an, die dort zwischen neun und zehn auf die Ladenöffnung warten ... Im Ergebnis hat eine Verlagerung der Geschäftszeit in die Abendstunden stattgefunden. Damit ist, aufs ganze Jahr gesehen, ein deutlich höherer Aufwand an Beleuchtung verbunden. Mehr Energieeinsatz für mehr oder auch nur den gleichen Umsatz - gut fürs Klima?

Beispiel 3: GRÖÑE WIESE - Viele Kleinstädte haben an ihrer Peripherie neue Gewerbegebiete angelegt und dort großflächigen Einzelhandel auch für den alltäglichen Bedarf zugelassen, fern von den Zentren und fern von den Wohnvierteln. Das Ergebnis sieht so aus: Der oft einzige Lebensmittelvollsortimenter am Ort ist ins Gewerbegebiet umgezogen, in den Wohnvierteln gibt es, wenn überhaupt, nur noch Discounter. Beispiele in Niedersachsen: Springe, Hameln, Bad Pyrmont. Wer dort hochwertiges Angebot und größere Auswahl sucht, ist in der Regel jetzt zwingend auf den Einkauf mit dem Auto angewiesen. Hat er es früher schon dafür benutzt, ist der Einkauf nun mit wesentlich höherer Fahrleistung verbunden. Eine fatale Entwicklung, die zwangsläufig zu unnötig hohem Spritverbrauch und also auch Schadstoffausstoß führt.

Beispiel 4: BAULANDERSCHLIESSUNG - In abgelegenen Landkreisen, wie z.B. Uelzen, beobachten wir seit etwa zehn Jahren eine ökonomische Rückentwicklung. Die Industrie wandert ab, der Fremdenverkehr geht zurück, viele Geschäfte müssen aufgeben. Doch Städte und Gemeinden erschließen und vermarkten munter immer neue Baugebiete für Einfamilienhäuser. Das Bauland ist günstig zu haben. Im Ergebnis wohnen dann dort vor allem Fernpendler, die fünfmal in der Woche eine Fahrstrecke von 150 - 200 Kilometer pro Tag bewältigen, um zur Arbeit und wieder nach Hause zu kommen. Ökologisch reiner Wahnsinn! Warum genehmigen die Aufsichtsbehörden diese Bebauungspläne?

Beispiel 5: SONNTAGSVERKAUF - Wenn einem kleinen Kurort auf dem Land, wie z.B. Bad Bevensen, das Wasser bis zum Hals steht, kann er das Geschäftsleben wieder ein wenig ankurbeln, indem jeden Sonntag die Geschäfte öffnen. Das Land Niedersachsen hat dies durch eine Gesetzesänderung ermöglicht. Diese Sonntagsöffnung dient nicht der Versorgung der Einheimischen, man sagt ganz offen, man hoffe auf zusätzliche Besucher und Kunden aus fernen Ballungsgebieten. Und sie kommen auch, kaufen sonntags im Kurort Waren ein, die von Montag bis Samstag in Hamburg, Hannover oder Bremen in viel größerer Auswahl und zu günstigeren Preisen bekommen können. Konsum als Zeitvertreib! Wieder jede Menge unnötiger Fahrkilometer, viel vermeidbarer Schadstoffausstoß, angeregt von einem weisen Gesetzgeber. "Und ist es gleich Wahnsinn, so hat es doch Methode." (Schopenhauer)

Ökologie ist in Deutschland etwas, womit man auf Stimmenfang gehen kann. Sie ist auch zu einer Art Religionsersatz geworden. Wenn eine Abwägung zwischen dem Geschäftsinteresse von heute und unserem Klima von morgen überhaupt stattfindet, geht sie fast immer zu Ungunsten des Klimas aus. Wir brauchen eine andere Politik. Ich fürchte, wir brauchen auch andere Politiker. Und vor allem eine staatliche Praxis, die an einem politischen Ethos tatsächlich orientiert ist - statt das nur vorzutäuschen.

Wörter machen Karriere

- Einem Ex-Minister in Liebe und Verehrung zugeeignet -

Man sieht ab und zu noch Fotos von ihm in den Zeitungen. Wenn er einmal tot sein wird, werden sich die Leute Bilder von ihm ansehen und sagen: So hat er ausgesehen, zu seiner Zeit, so hat er gedacht, formuliert und für Projekte, für sein Projekt gekämpft.

Ein PROJEKT – das war in jenen frühen Jahren das kommende Wort. Es gibt kommende Wörter, wie es kommende Männer und Frauen gibt. In einem Stück von Heinrich Mann sagt eine Figur: –Wir haben nichts, was eine Sache ist, aber wir haben Sachlichkeit.– Leute wie er hatten ein Projekt. Jahre später wurde er Minister. Wie sich herausstellte, war sein langjähriges Projekt allein gewesen – eben Minister zu werden. Es kam dann auch, mangels anderer Projekte, zu einem Krieg, der alle sehr verblüffte. Der Minister gebrauchte das geliebte Wort Projekt weiterhin derart häufig, dass kluge, verbauende Leute es schon nicht mehr benutzen wollten. Dafür kopierte man nun die zweite Spezialität des Ministers, und die war sein schwer nachzuahmender, staatsmännisch besorgter Faltenwurf des Gesichts. Die Lage war in der Tat noch nie so ernst.

Man hätte gewarnt sein können. Den Hellhörigen stand das Schicksal eines anderen abgehalfterten Wortes vor Augen: GANZHEITLICH. Das war in den Zeiten der kritischen Analyse das himmlische Manna gewesen. In Kritik und Analyse war die ganze Manna versprechende Richtung, die einem so gut passte wie ein bequemer Turnschuh, ja stark gewesen. Die Macht über die verrotteten Zustände fiel ihr wie einem Alleinerben nach Ableben des Vorgängers zu. Angesichts der wahren Lage erhielt das arme Wort –ganzheitlich– dann sofort Landesverweis und war landesweit durch –Projekte– ersetzt. Ihr Scheitern in der Praxis führte in erneutem dialektischem Umschwung zu nochmaligem Ausweichen in die Breite: AGENDA war nun das kommende Wort. Die Herren über die Projekte entschuldigten sich ganzheitlich mit der Vielzahl unlösbar erscheinender Aufgaben. Sie aufzulisten, war immerhin auch schon mutig: in der Tat.

Ein dreifaches Hoch unserem unbestrittenen Meister der Worthilfskultur. Möge er lange und in Frieden seinen Ruhestand genießen.

Die Fußball-Legende

Wir haben uns angewöhnt, Fußball als eine Massensportart zu betrachten, die vor allem in den unteren, breiteren Volksschichten ausgeübt wird und dort auch beheimatet ist. Aufgrund ihres besonderen sportlich-ästhetischen Reizes soll sie jedoch sich Anerkennung in allen Schichten verschafft haben und dadurch zur Hauptsportart schlechthin aufgestiegen sein. Historisch stimmt daran nichts. Im Folgenden beziehe ich mich insofern auf den detaillierten Wikipedia-Artikel über Fußball.

Der moderne Fußball ist bekanntlich eine englische Erfindung. Gehen wir aber noch etwas weiter zurück, fangen wir bei den alten Chinesen und ihrem Fußball an. Wikipedia: „Es gilt als sicher, dass es als militärisches Ausbildungsprogramm zum Training der Soldaten durchgeführt wurde.“ Die Linie führt weiter über Sparta (nicht Athen, Sparta!) und Rom (militärischer Kontext). In England taucht die Vorform des Fußballs im Mittelalter auf. Bezeichnenderweise spielt die Rolle des späteren Fußballtores das Stadttor. Die Einnahme des Stadttores war in jenen Zeiten gleichbedeutend mit Einnahme der Stadt und das bedeutete: Plünderung, Vergewaltigungen, Massentötung.

Auf dieses Spiel besann sich also die englische Oberschicht im 19. Jahrhundert, da es hervorragend geeignet schien, die Söhne dieser Oberschicht auf ihre späteren Beruf (Offizier, Kolonialbeamter) vorzubereiten. England hatte sich schon beträchtliche Teile der Erdoberfläche angeeignet und war nicht gewillt, sie wieder herauszugeben. Im Gegenteil: Es setzte im Wettlauf vor allem mit Frankreich und Russland dazu an, sich noch mehr Länder untertan zu machen. Der Aufstieg des Fußballs in England ist eine unmittelbare Begleiterscheinung des britischen Imperialismus. Auf dem Kontinent setzte die Fußballbegeisterung mit erheblicher Verzögerung ein, zuerst in der Schweiz, ausgehend von Privatschulen mit englischen Zöglingen. Im Deutschen Reich waren die konservativen staatstragenden Schichten lange erbitterte Gegner der neuen Sportart. Sie hatten realisiert, welche überlegene Konkurrenz der eigenen Wehrertüchtigung – la Turnvater Jahn erwachsen war.

Das kleine England beherrschte schließlich ein Viertel der Erde, darunter Indien sowie Afrika von Kairo bis zum Kap. Es triumphierte im 1. Weltkrieg. Unmittelbar danach stieg Fußball auch in Kontinentaleuropa zur führenden Sportart auf und stützte sich bald nicht mehr nur auf den bürgerlichen Nachwuchs, sondern bezog gerade auch den proletarischen mit ein. Die zeitliche Parallele zum Aufstieg von Faschismus, Nationalsozialismus und Kommunismus ist kein Zufall. Diese Gesellschaften bereiteten sich auf Kriege im Innern wie im Äußeren vor, mit massenhaftem Einsatz von Material und Menschen – Menschenmaterial. Fußball war eine paramilitärische Erziehung. Tatsächlich geht es in diesem Spiel nur in zweiter Linie um körperlich geschickten Umgang mit dem Ball. Im Vordergrund steht unverkennbar die Eroberung von Terrain. Der Gegner soll auf seinem eigenen Gebiet attackiert und niedergeworfen werden.

Wer Lust hat, das Thema zu vertiefen, kann die Zusammenhänge zwischen der Fußballwelle nach Weltkrieg II und den Exportoffensiven und Wirtschaftskriegen der Fünfziger und Sechziger untersuchen.

Verblüffend ist die Karriere, die Fußball nach Achtundsechzig bei einem Teil der Intellektuellen gemacht hat. Sie haben sich wohl tatsächlich von der pseudovolksnahen Ausstrahlung täuschen lassen und das Märchen von der originären Volkssportart geglaubt. Und heute? Fußball ist so international und interkontinental wie die Kriege der Gegenwart. Er passt hervorragend zu unserem aktuellen Neoimperialismus. Künstler geht, nachdem er sich einmal im entscheidenden Punkt verhaspelt hat – und die WM beginnt, dämlich geschminkt als angeblich völkerverbindend und friedliche Entwicklung stimulierend. Im Lärm der afrikanischen Vuvuzelas steckt die Wahrheit: Krieg und Kriegsgewalt. Es sind Kriegstropfen.

Weil sie hierher passen, einige Zeilen von Bertolt Brecht, und zwar der Refrain des „Kanonen-Song“

aus der Dreigroschenoper, in dem er jene stolze britische Mentalität so treffend karikiert hat:

â€žWenn es mal regnete / Und es begegnete / Ihnen `ne neue Rasse / `ne braune oder blasse / Da machen sie daraus vielleicht ihr Beefsteak Tartar.â€œ

Die zwölf Glaubenssätze von 2010

Tucholsky hat in seinem noch immer sehr lesenswerten Aufsatz von 1928 "Die Glaubenssätze der Bourgeoisie" analysiert, welche unüberprüften Überzeugungen damals im Bürgertum unumschränkt galten. Er schreibt dort.: "Die verschiedenen Schichten des Bürgertums kristallisieren bestimmte Axiome, deren die Axiomträger sich nicht immer bewusst sind; vielfach leben sie dumpf dahin, ihrer selbst nicht bewusst, wie ja überhaupt die leeren Räume im Denken des Menschen viel, viel größer sind, als man gemeinhin annimmt". Die Axiome, von denen ich spreche, sind Glaubenssätze, hingenommen in absolutem Gehorsam, ehern errichtet, für das ganze Leben Geltung behaltend. Sie sind nicht zu allen Zeiten dieselben gewesen.

Und so sieht es im Hirn eines typischen Mittelschichtlers anno 2010 aus:

1. Deutschland ist eines der reichsten Länder der Welt.
2. Mit Bildung können wir unseren Wohlstand sichern.
3. Unsere Politiker sind unfähig und denken nur an sich selbst.
4. An der jetzigen Wirtschaftskrise ist die Gier der Banken schuld.
5. Wenn die Zuwanderer sich uns anpassen, verschwinden unsere Probleme mit ihnen.
6. Die Nutzung von Autos macht uns mobil.
7. Rad fahren ist gut für die Umwelt.
8. Windkraft ist gut fürs Klima.
9. Hundertwasser war ein großer Künstler.
10. Fußball ist eine interessante und Völker verbindende Sportart.
11. Leistung muss sich wieder lohnen.
12. Alles wird immer schlechter und muss in einer Katastrophe enden.

Wetten, dass ein durchschnittlicher Leser neun oder zehn von zwölf Sätzen spontan zustimmt? Dabei trifft keine dieser Behauptungen im Kern zu. Keine einzige hält einer Nachprüfung stand - oder sie muss zumindest so stark relativiert werden, dass ihre Aussagekraft gegen null tendiert. Genau diese kritische Auseinandersetzung erfolgt jedoch nicht.

Die Liste, die noch erweitert werden kann, das ist der Grundbestand an Überzeugungen der sich selbst für informiert Haltenden hierzulande. Er wird permanent in allen Medien verbreitet und gepflegt. Auf ihn beruft sich beinahe jedermann, wenn er argumentiert. Mit dem Verweis auf seine Inhalte werden Wahlen gewonnen. Musil nannte das: Seinesgleichen geschieht. Schlimm für ein Land, eine Zeit, eine Gesellschaft. Überblickt man den ganzen Strauß dieser blumigen Phrasen, würdig eines Flaubert mit seinem "Bouvard und Pécuchet", zeichnet sich deutlich das Profil des Bürgers in unsere Zeit ab: erfüllt von einer grundlosen Pseudoprogressivität, die jederzeit geneigt ist, ins Reaktionsre umzukippen.

Max geht in die Politik

Noch immer saß er im Kreistag und zwar für jene neue kleine Partei, die, wie Max selbst, mittlerweile in die Jahre gekommen war, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen. Er war zunächst nur Ersatzmann auf der Liste gewesen, indessen wirkte ein als scherzhaft deklariertes Bittgang zu einer Marienwallfahrtsstätte überraschend schnell Wunder. Drei Kreisrätinnen seiner Partei wurden kurz hintereinander schwanger, und zwei davon schieden aus dem Rat aus, eine machte Platz für ihn. Er sah sich rasch verwickelt in jene unendlichen Intrigen um lokale Projekte und lokales Ansehen, um Pflöckchen, Einladungen, Reisen, Sitzungsgelder und Nebeneinkünfte. Der Segen amtlicher Unterstützung ergoss sich, wenn auch oft nur in dünnem Strahl, über die Bedürftigen, und als ihr Organisator, Fürsprecher und professioneller Betreuer ging er dabei nicht vollkommen leer aus. So überstand er die Jahre und war bald über den Landkreis hinaus bekannt. Er schrieb Artikel, gab Interviews und wurde von den eigenen Leuten befehdet. Er konnte sich im Kreis nicht wirklich installieren und musste den Schwarzen und Gelben in der Großstadt dankbar sein, dass er beruflich dort unterkam. Sie sprachen ihn auf die politische Differenz an und erklärten ihm, als wäre es ihm etwas Neues, sie lebten in einer Demokratie. Ja, doch. Aber er fuhr noch immer mit dem Fahrrad oder der Ente in die Kreisstadt, den sperrigen Weidenkorb über dem Arm, wenn er das Kreishaus betrat, wie früher, doch neuerdings im Wechsel mit einem wirklich edlen Aktenkofferchen, und saß dann strickend im Plenum oder im Gesundheitsausschuss.

Er kam auf ihn zu, wie üblich beladen mit einer Vielzahl kleiner Gepäckstücke, von denen Manfred sogleich zwei ergriff. Dann musste er eines davon kurz abstellen, denn Max gab ihm nun an lang ausgestrecktem Arm die Hand. Seine Haltung hatte, trotz des vielen Gepäcks, etwas Unbeschwertes, nur sein Lächeln war unsicher und bittend. Er sagte Guten Tag und dass er sich freue, auf Hamburg, auf die Tage hier und mit ihm. Er sprach jetzt natürlich Hochdeutsch, doch mit merklichem Akzent. Sie traten den Weg zur U-Bahn an. Wer sie bei ihrer Begrüßung beobachtet hätte, Manfred, den emigrierten Franken, und Maximin, den nicht emigrierten Hessen, er würde nicht erraten haben, dass sie seit fünfzehn Jahren befreundet waren.

Seine Aufmachung verriet wieder einmal, welchen Reiz das Disparate auf ihn ausübte. Die schwarze, kantige Lederjacke entsprach dem Geschmack, wie er in den Bars herrschte, in denen er den Männerfang betrieb. Nur oberflächlich gesehen, passten dazu die alten zerbeult-verwaschenen Jeans. Hier war eben nicht Jacke wie Hose. Das streng wirkende Oberteil appellierte in Material und Schnitt an die Instinkte und Bedürfnisse von Sodomasochisten, während das Beinkleid, burschikos und salopp, von Wandertagen in den Alpen erzählte. Die braunen Halbstiefel konnten im Ausverkauf einer Frankfurter Boutique erstanden sein. Der weite Pullover aus leuchtend hellblauer Seide, ein wirklich schönes Stück, war selbst gestrickt. Und über allem das geliebte alte Palastinsertuch, mit dem Muster wie geworfelter Schinkenspeck.

Max hielt immer wieder. Manfred fragte, wie er die Reise verkraftet habe.

„Danke, gut. Ich habe fast die ganze Zeit gelesen. Einen wirklich tollen Roman. Etwas über die Frankfurter Gesellschaft, die Proms, meine ich. Also, es geht vor allem um die Typen, die unter Wallmann hochgekommen sind. Sie tragen andere Namen, aber ich habe sie fast alle wiedererkannt. Schließlich bin ich selbst vor Ort Politiker.“

Was Manfred aufhorchen ließ, war allein der Ausdruck "vor Ort", mit dem er seinen Jargon seit dem letzten Besuch hier bereichert haben musste. Er stand, wie seine verschiedenen Kleidungsstücke zueinander, in einem gewissen Gegensatz zum Rest der Rede. Die neue Vokabel hieß übersetzt etwa so viel wie Volksnähe und sollte das empfindliche Gleichgewicht bewahren helfen.

„Ein Schlüsselman also, Und mit welcher Absicht geschrieben?“

Es ist rein satirisch. Ein Buch aus dem innersten Kreis, für Insider. Max lächelte hochbefriedigt. Es war ein etwas seltsames Lächeln, und es erschien erst seit wenigen Jahren gelegentlich auf seinem Gesicht. Es enthielt das Bewusstsein aller je erlittenen eigenen Niederlagen und ein Gefühl beinahe transzendenter Satisfaktion. Das Lächeln besagte zumindest folgendes: Dass ich die Anspielungen verstehe, beglückt mich geradezu. Ich habe viel gelitten, aber alles verstehen, heißt alles verzeihen, ja, denn ich bin einer von euch.

Natürlich drückte Maxim das im Gespräch etwas anders aus: Richtig toll fand ich noch, wie sie alle auf einer Vernissage auftreten und sozusagen ihre Visitenkarte abgeben. Ihre kleinen Macken werden beschrieben, man sieht sie vor sich wie fotografiert. Verstehst du, wenn der Intendant die Gattin vom mächtigen XY schneidet und das von zwei anderen Lokalgrößen bemerkt wird und sie sich darüber mit nur einem Blick verständigen? Unnachahmlich. Er war jetzt wirklich beglückt. Er war, Doderer zu zitieren, in seinem Jenseits im Diesseits angelangt. Es war zuviel Diesseits in diesem Jenseits. Aber chacun à son goût.

Er hielt anhaltend und sagte auf Manfreds Nachfrage, es sei schon seit einigen Tagen wieder so, aber ohne Nachtschweiß. Darüber kam die U 2. Sie stiegen ein und hingen ihren sehr verschiedenen Gedanken nach.

Sie hatten sich auch in Hamburg kennen gelernt, sehr konventionell bei einer Dampferfahrt über die Alster und die Kanäle von Winterhude. Es war im August, bei einem dieser Massenauftriebe. Manfred kam von Berlin her, Max war noch Student und unterwegs in die Ferien, die er in Skandinavien verbringen wollte. Es waren nur Männer an Bord und unter ihnen ein hübscher, sehr junger Rheinländer, der im Schlachthof von Düsseldorf arbeitete und später Drogen aus Holland verschob. Damals waren sie alle noch sehr jung. Der Schlachthofbursche turnte wie ein verliebter Kater auf dem Deck herum, er kletterte aufs Bootsdach und legte sich flach hin, wenn eine der vielen niedrigen Brücken herankam. Er allein inmitten von so viel sexualisierter Männlichkeit gefiel Manfred oder dem, der er damals noch war. Plötzlich legte Manfred den Arm um Max. Als stud. psych. hätte der ihm erklären können, was eine Übersprunghandlung ist, aber Manfred begriff es ohnehin rasch und zog den Arm zurück. Diese ersten Minuten enthielten bereits den Kern ihrer gesamten späteren Geschichte. Ohne es genau bestimmen zu können, registrierte Manfred sehr Heterogenes, das sich zu einem für seinen Geschmack wenig Erfreulichen verband. Max war, wie er später herausfand, sehr verletzlich, schwach, ehrgeizig und zum Kämpfen bereit. Er selbst, Manfred, suchte reine Eindrücke in sich aufzunehmen. Der eine wollte sich eine Position in der Welt, der andere ein Bild von ihr verschaffen.

Als sie wieder an Land waren, lud Manfred ihn zum Essen ein. Später nahm er ihn mit in sein kleines, abscheuliches Hotel in St. Georg. Beide wollten sie die Nacht im Volkspark Altona verbringen. Um Geld zu sparen, hatte Max kein Zimmer genommen. Er legte sich einige Stunden mit auf Manfreds Bett und ruhte schon einmal für die kommende lange Nacht. Beide wuschen sich dann umständlich am Waschbecken. Eine Dusche hätten sie nicht, dafür seien sie billig, hatte der Wirt gleich nach der Ankunft gesagt.

Er fand Max gescheit und mit Sinn für Ironie begabt. Max verstand seine Scherze und erlaubte sich nur selten eigene. Vielleicht war es eine Art von versteckter Grausamkeit, die Manfred besonders aufmerksam sein ließ. Ihre geistreiche Unterhaltung war auch eine Art von Ersatz, ein Charakter, der umso deutlicher hervortrat, je produktiver ihr Verkehr wurde. Max besuchte ihn wiederholt in Berlin, Manfred lernte die kleine Stadt bei Frankfurt kennen. Sie wanderten wochenlang in Süddeutschland oder in den Schweizer Alpen.

Der Briefwechsel florierte. Max schrieb ihm nach einigen Jahren, er erlebe die eigene Persönlichkeit als stark verändert, er sei barsartiger geworden, verbissen kämpferisch. Er könne sich nicht mehr verlieren. Die Eierschalen waren von anderen zerbrochen worden. Als Heimerzieher war

er zu schwach, aber er war nicht schwach genug: Als die Burschen ihn fragten, ob er andersherum sei, wollte er es nicht abstreiten und wurde infolgedessen entlassen. Er hatte vorübergehend viel freie Zeit. Später schrieb er, sein Verbrauch an Männern habe damals pro Jahr bei etwa hundert Exemplaren gelegen.

Er infizierte sich mit dem womöglich todbringenden Virus und erfuhr es früh genug. Er lebte ein Jahr abstinent und ging in die Politik. Ein Heißhunger auf Leben trieb ihn in immer neue Aktivitäten. Da waren die Partei, der Kreistag, die Ausschüsse, Ehrenämter und bezahlte Hilfstätigkeiten. Jahrelange Arbeit an einer Dissertation, die dann liegen blieb. Er kämpfte für die Rechte der Frauen, der Schwulen, der Flüchtlinge und der Gefangenen; für die Umwelt sowieso. Man sah ihn ab und zu im Fernsehen. Er kochte gern, buk sein Brot selbst und lernte die Taubstummensprache und dann auch noch Schwedisch: falls er einmal emigrieren müsste. Er besuchte Ausstellungen, die Oper, das Ballett. Er las, was man gelesen haben musste, "Gödel Escher Bach" und "The Leatherman's Guide". Er hatte häufig Besuch und reiste selbst sehr viel. Er webte, strickte, schrieb Märchen, sang in einem Chor und malte in Öl. Er hing an seiner Familie und war zweimal Pate. Die Sucht nach Männern ließ sich nicht dauernd zurückdrängen. Er überfrägte sich fortlaufend an neuen Eindrücken und kotzte sie schnell wieder aus. Er vergaß alles, selbst den Besuch, den man ihm vor kurzem gemacht hatte. Obwohl ständig getrieben und gehetzt, war er noch immer ziemlich gesund, bis auf diese umfassende Bulimie. Der Tod kam nicht näher, so schien es. Nur wenige hatten so viele Jahre überlebt.

Die Orte, von denen sie hergekommen waren, lagen nicht weit auseinander. Aber es schien jetzt nur so, als säßen sie nebeneinander in einer U-Bahn nach Eimsbüttel. In Wahrheit hockten sie auf zwei verschiedenen Sternen (immerhin derselben Galaxie) und entfernten sich mit zunehmender Geschwindigkeit voneinander. Noch gestikulierten sie, ohne sich dabei mitteilen zu können. Sollte das alles allein das Werk des Virus sein, hatte es zwei Lebenslinien so radikal auseinander streben lassen? Es war nur schwer vorstellbar, und eine andere Versuchsanordnung war nicht mehr möglich.

(Auszug aus einem unveröffentlichten Roman)

Ich bin nicht stolz!

Ich bin nicht stolz, ein Deutscher zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Europäer zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Weißer zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Mensch zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Säugetier zu sein. Ich bin nicht stolz, ein Mann zu sein. Ich bin nicht stolz, homosexuell zu sein.

Ich sehe, es gibt viel mehr Arten, nicht stolz als stolz zu sein. Welche Fälle, welcher Reichtum!

Positiv ausgedrückt: Ich bin. Ich bin einfach. Darin liegen meine Daseinsberechtigung und meine Daseinsfreude. Ich verschwende keine Lebenszeit mit Überlegungen, worauf ich stolz sein könnte. Ich bin taktig. Oder ich bin kontemplativ. Manchmal, wenn mir etwas mit Eifer und Anstrengung gelungen ist, verspüre ich etwas, das ich mit Stolz verwechseln könnte. Aber ich halte mich nicht damit auf.

Die virulente Stolz-Debatte erkläre ich mir mit weit verbreiteter Existenz- und Zukunftsangst. Nur der Unsichere braucht Stolz. Der Lebenstüchtige untersucht seine „ängste möglichst emotionsfrei, ein Arzt seiner selbst.

Und wo bleiben die Gemeinschaft und der Stolz des Einzelnen auf sie? Über das emotionale Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft hat Gustav Heinemann seinerzeit gesagt: Ich liebe meine Frau, nicht das Gaswerk. Besser kann man es nicht ausdrücken.

Einer unserer stolzesten Herrscher war Kaiser Wilhelm II. Richtig, das war der mit dem aufgezwirbelten Bart: Es ist erreicht. In Wahrheit war er nur ein Theaterkaiser, ein Kaiserdarsteller. Im Ersten Weltkrieg wurde er depressiv, musste der Front fern bleiben und die Macht Hindenburg und Ludendorff überlassen.

Noch ein schönes Zitat, diesmal von Mark Twain. Er verglich einmal die Weltgeschichte mit einem Treppenhaus, das erfüllt sei vom Lärm der abwärts gehenden herrschaftlichen Stiefel. Und auf ihrem Marsch hinunter begegnen ihnen die anderen, die mit den leisen Turnschuhsohlen - immer aufwärts. Stolz ist eine Sache der Stiefelträger. Diesen Schuh zieh ich mir nicht an.

Nicht Stolz - vielleicht Demut.

Sie meinen es gut, meinen sie

Nie Einheimische nach dem Weg fragen, sie kennen sich nicht wirklich aus. Damit fahre ich in der Fremde im Allgemeinen gut. Ich studiere Karten, Reiseführer und probiere alles selbst aus. Doch manche Ortsansässigen lassen sich nicht erst bitten, sie sind ungebeten zur Stelle, freundlich und aufdringlich. Einige Fallbeispiele ...

In einem Tessiner Bergdorf mache ich Rast auf einer Bank. Ein Mann aus der Gegend setzt sich zu mir, gibt ungefragt endlose Erklärungen und Ratschläge, die ich nicht benötige. Nach einer Dreiviertelstunde spürt er meine aufkommende Reserve und deutet sie sich falsch: „O, ich habe Wein getrunken, Sie riechen es wohl“

Ein anderes Mal gehe ich im Weinheimer Arboretum so vor mich hin, die Riesenmammutbäume betrachtend. Einer, selbst fußkrank, will mir freundlich vorschreiben, welchen Weg durch den Park ich mit dem größten Gewinn und Genuss unbedingt gehen müsse. Ich schlage seinen Rat in den Wind. Soll er mich doch meine eigenen Eindrücke sammeln lassen.

In Gärthitz besichtige ich die x-te Kirche für diesen Tag, meine Augen schon etwas müde. Da erhebt sich aus dem Gestühl im Dämmerlicht ein Mägdlein und will mir auf jeden Fall jene Kapelle noch zeigen und erklären. Ich lehne ab, es sei eben schon zu viel für diesmal. Sie kann es nicht verstehen: „Ich zeige sie Ihnen dann, wenn Sie wieder hierher kommen und mehr Zeit haben.“ Ich werde mich hüten.

In New York erfährt ein neuer Bekannter von meiner Weiterreise nach Boston. Sogleich verpflichtet er mich, seinen Freund dort anzurufen, gleich nach meiner Ankunft. Der werde mir dann alles in Boston zeigen. Ich sage: Ja, ja. Ich rufe nicht an und finde außerdem andere Einheimische, die das Herumführen bestens besorgen. Wieder in New York muss ich mir Vorwürfe gefallen lassen: Du hast ihn nicht angerufen. Er hätte dir doch

Und wieder einmal bin ich zu Fuß unterwegs. Zwei Reiterinnen nahen, nebeneinander schwankend auf hohem Ross, emsig schnatternd und mit der Reitgerte spielend. Ich drücke mich an den äußersten Wegrand, bleibe stehen. Da die Damen alle Zeit der Welt zu haben scheinen „unglaublich, wie langsam sich Pferde fortbewegen können -, vertreibe ich mir die Zeit damit, den weiteren Wegverlauf auf meiner Karte zu studieren. Jetzt werden die Pferde auch noch angehalten. Eine freundliche Stimme: „Können wir Ihnen helfen? Wo wollen Sie denn hin?“ „Immer geradeaus, wenn das wieder frei ist.“ Befremdet über mich Grobian reiten die Damen weiter.

Nein, ich will mir nicht den Weg zeigen und erklären lassen. Ich will meine eigene Reise. Einheimischer, nicht jeder Fremde ist ein hilfloser Trottel. Dränge dich ihm nicht auf, wenn er dich nicht um Hilfe oder Rat bittet.

Die Toten werden jünger

Neulich hat einer Ausschnitte aus Rosa von Praunheims Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt“ von 1971 ins Netz gestellt. Ich habe den Film nur einmal gesehen „1972“ und bin jetzt neugierig, ob ich auf bekannte Gesichter stoße. Ich mache zwei Entdeckungen:

Da ist Henny, der Wirt der „S-Bahn-Quelle“ - ich weiß nicht, ob er es damals schon war; ich bin ihn erst in den folgenden Jahren begegnet. Die „Quelle“ lag in Charlottenburg, an einem stark verkommenen Durchgang zwischen dem Stadtbahnviadukt und hohen alten Häusern. Noch immer ist dort der Zugang zum S-Bahnhof Savignyplatz „doch die Ecke ist sehr verwandelt. Wo seinerzeit eine stimmungsvolle Szene für „Cabaret“ gedreht werden konnte, findet man jetzt nur eine langweilige Gasse zum Shoppen vor. Und ausgehen? Ja, wenn man braver Mittelschichtler und am besten auch noch Tourist ist.

Henny spielt sich selbst, d.h. er „tollt“, er macht sich schlangenhaft an diesen oder jenen ran, um im letzten Moment neckisch zurückzuweichen. Man weiß nie, über wen er sich mehr amüsiert, über sich selbst oder sein jeweiliges Gegenüber. Genauso wie im Film trat er als Kneipenwirt auf. Mit Parodie und Selbstpersiflage machte er sich weniger zum Affen als zu einer Art Mutter Courage der Lederhäute. Sein Lokal florierte einige Jahre lang auch dank emsigen Besuchs von Strichjungen wie von linken Studenten. Das Interieur: schmutzstarrend, die Angestellten: erbarmungswürdig. Barry Graves war dort Stammgast, Praunheim sah man manchmal, Fassbinder, wenn er in der Stadt war. 1975 wurde eine Konkurrenz eröffnet und die „Quelle“ verfiel rasch. Brachte sich Henny deshalb nach einiger Zeit um? Möglich, ich weiß es nicht. Ich habe seine weitere Geschichte im Kopf, wenn ich mir seinen Auftritt bei Praunheim jetzt ansehe. Er lebt gewissermaßen noch. Es ist derselbe Mensch, nur jünger. So kenne ich ihn und habe ihn so jung doch real nie gesehen.

Noch irritierender erlebe ich den gleichen Effekt bei Manfred Salzgeber. Er gibt im Film von 1971 einen speziellen jugendlichen Liebhaber, halb junger Groucho Marx, halb Alain Delon. Noch ist er halbabscher, als ich später für möglich gehalten hätte, dabei eloquent, diskutierfreudig und von behäbiger Beweglichkeit. Dass der professionelle Cineast Salzgeber selbst schauspielerisches Talent besaß, ist neu für mich. Nicht vor der Mitte der Siebziger lernte ich ihn bei Gesprächen flüchtig kennen, und wir unterhielten uns länger erst nach meinem Weggang von Berlin. Ich traf ihn einmal in Amsterdam, wo er für Zeitungen schrieb, und er erklärte mir die soziale Unruhe, die gerade im Tulpenstaat herrschte. Später kam er ab und zu nach Hamburg, um neue Filme anzusehen „er war jetzt auch Filmverleiher -, und lief mir dann nachts über den Weg.

Ein letztes Mal sah ich ihn in den späten Achtzigern. Wir redeten kurz über den Film eines gemeinsamen Bekannten, dann erzählte er mehr als sonst von sich selbst. Ich habe mir immer gesagt, erklärte er mir, wenn du erst mal vierzig bist, fickst du weniger und schreibst mehr „Er sprach von Verträgen für Drehbücher und skizzierte mir den großen Roman, den er zu schreiben begonnen hatte. Er kam ohne falsche Bescheidenheit aus: Man wird vielleicht einmal an Dostojewski denken „Ich finde insoweit keine Spur einer Veröffentlichung. Er sagte auch schon einschränkend: Falls ich nicht zuvor von einer Seuche hinweggerafft werden sollte „Im August 1994 ist er an AIDS gestorben, vier Wochen vor Barry Graves.

Damals lud er mich am Schluss auf ein Bier ein „es war das Bier, das gewöhnlich mehr bedeutet. Ich sagte nein, und er empfahl sich rasch. Wenn ich ihn von nun an für immer fortgehen sehe, dann tut er es nicht länger auf die bisher von mir erinnerte Weise: skeptisch, gedankenvoll und durchaus nicht mehr jung, sondern mit dem Elan, dem Optimismus und der Jugendlichkeit aus Praunheims Film. Meine Toten werden jünger. Ich erlebe sie posthum auf eine Weise, wie sie mir zu ihren Lebzeiten nie begegnet sind. Es sind noch entwicklungsfähige Wesen. Wahrlich, das sind jetzt Zeiten, in denen die Zeit rückwärts zu laufen beginnt.

Berlin damals

Am liebsten war mir der Kudamm am Sonntagmorgen, kurz nach der Dämmerung. Dann war er menschenleer, und ich hatte ihn endlich einmal für mich allein. Wenn ich um diese Zeit nach Hause ging, war es so still, dass ich an der Ecke Fasanenstraße die Tauben gurren hörte, die um das Astor-Kino flogen. "Flesh" von Andy Warhol stand wochenlang auf dem Programm, und Joe Dallessandro erklärte darin einer Gruppe junger Streuner, es spiele gar keine Rolle, es komme darauf überhaupt nicht an: "Du tust, was du tun musst." In der Fasanenstraße, gegenüber von Kempinski, brannte an einem dieser Sonntage im Morgengrauen ein Nachtlokal aus, das als Treffpunkt von Haschischkonsumenten bekannt war. Damals lief am Lehniner Platz das Musical "Hair". Die Darsteller priesen die Liebe und die Drogen, den Frieden und den Wassermann, womit nicht der gleichnamige Test gemeint war, sondern das Sternzeichen. Ich war in diesem Zeichen geboren, und mich zog es normalerweise in eine andere Richtung: zu den Bars an der Kleiststraße. Da mein Zimmer an der Uhlandstraße lag, ging ich also zwei- oder dreimal in der Woche abends den Kudamm entlang, Richtung Tauentzien. Die Gedächtniskirche erstrahlte in einem mystischen Blau, das sehr nach meinem Geschmack war. Manchmal blieb ich stehen und tauchte für Minuten in diese intensive Strahlung ein, die bei aller Feierlichkeit seltsam anästhesierend wirkte. Konnte die Großstadt noch stärkere Reize bieten? Ich war gerade zwanzig und noch kein Jahr in Berlin.

Am Wittenbergplatz warf ich gewöhnlich einen Blick auf die Gedenktafel für die Opfer von Treblinka, Maidanek und Auschwitz: Orte des Schreckens, die wir niemals vergessen dürfen, stand auf ihr geschrieben. Fräulein S., unsere Wirtin, sei Jüdin und lebend aus einem Lager herausgekommen, vertraute mir in der Uhlandstraße eine Mitbewohnerin an. Die alte Dame, früher Sekretärin bei Wertheim, war nahe an die achtzig und herzleidend und hatte den größten Teil ihrer Riesenwohnung untervermietet. Rechts von mir lebte ein älteres Ehepaar; er war halbseitig gelähmt, ich hörte ihn einige Male am Tag an meiner Zimmertür vorberstumpfen, wenn er ins Bad gefährt wurde. Selten begegnete ich ihm einmal auf dem Flur, dann grüßte er mich heftig grimassierend; er hatte die Sprache vollständig eingebüßt. Auf der anderen Seite logierte ein junger Mann, der nur wenig älter war als ich selbst. Unsere Zimmer waren durch eine Art Tapetentür getrennt, und ohne eigentlich zu lauschen, wenn er Herrenbesuch hatte, fand ich doch bald heraus, dass er homosexuell war. Fräulein S. bewohnte den Raum, der gegenüber von meinem Zimmer lag. Das sehr große und düstere Berliner Zimmer, in dem das Telefon stand und das wir auf dem Weg zur Küche passieren mussten, benutzten alle gemeinsam. Die Wohnung lag im dritten Stock eines Hinterhauses mitten in jenem Block, der von Kudamm, Uhlandstraße, Lietzenburger und Fasanenstraße umschlossen wird. Durch eine Gebäudelücke sah ich auf ein Nachtlokal im Parterre eines Hauses an der Fasanenstraße. Wenig aufdringlich und sozusagen eine trauliche Atmosphäre verbreitend, strahlte die rote Außenbeleuchtung der Bar schon in die frühen Berliner Winternachmittage hinein. Auch mein Zimmer war geräumig und sehr hoch und wies zum Teil schon eine alte Möbel auf. Zwischen den beiden Fenstern hing ein hoher Spiegel, eingerahmt von bemaltem Schnitzwerk. Vergoldete Vase pickten nach vergoldeten Früchten.

Inzwischen war der Homosexuelle übrigens ausgezogen. Sein Nachfolger, ein junger Vikar, zog mich an einem Samstagmorgen ins Gespräch. Auf irgendeine Weise kamen wir aufs Essen, und ich sagte ihm, dass ich samstags immer zu Aschinger ginge. Da lachte er und gab den unvermeidlichen Kommentar ab: "Brötchen grapschen!" Jeder, der nicht bei Aschinger verkehrte, stellte sich das so vor: die Firma Aschinger und die Gratisbrötchen, deren man sich gierig bemächtigte, waren eine unaufschiebende Ideenverbindung eingegangen. Mich verdross diese Art von Pawlowschem Reflex. Schon damals hasste ich es, wenn Gespräche nur aus den üblichen Plattheiten bestanden. (Übrigens trat ich um diese Zeit aus der Kirche aus.) Was nun Aschinger anging, so ärgerte ich gar nicht in der Schwemme "und nur dort langte man nach den wohlfeilen Schrippen", sondern stets nebenan im Restaurant. Beides befand sich damals noch in jener niedrigen Baracke an der Joachimstaler Straße, die einige Jahre später abgerissen wurde. Ich bestellte Schweinenierchen oder den köstlichen Milchreis mit Früchten, die in einem dunkelbraunen Buttersee schwammen. Einmal beobachtete ich

während des Essens, wie einer vom Nebentisch aufstand und wegging, ohne bezahlt zu haben. Der Kellner hatte den Schaden und schien sich mein Gesicht bei dieser Gelegenheit eingedrückt zu haben – als ich das nächste Mal dort war, kassierte er bei mir sofort, was sonst nicht üblich war. Ein anderer Kellner wollte nach der Abrechnung rasch in der Küche verschwinden, der Gast rannte ihm hinterher und erwischte ihn am Kücheneingang, sein Wechselgeld fordernd. Eine Serviererin drohte dem Kollegen mit dem Finger: –Du Spitzbube!–

An Arbeitstagen trabte ich morgens um sieben zur Kreuzung Kudamm und Joachimstaler Straße, um einen Autobus nach Steglitz zu besteigen. Unterwegs fiel mein Blick häufig auf eine weitere Gedenktafel. Sie erinnerte neben dem Astor-Kino, da wo die Disconto-Bank ihre Filiale hatte, daran, dass Robert Musil Anfang der Dreißiger hier einige Zeit gewohnt hatte. Vom "Mann ohne Eigenschaften" waren hier große Teile geschrieben worden. Einige Häuser weiter stand ein Gebäude, das besser in eine von Kafkas Parabeln gepasst hätte: die chinesische Botschaft. Jedermann unzugänglich, von einem Berliner Hausmeisterpaar wie von einem Lindwurm der Sage gehalten, Gegenstand raunender Zeitungsberichte, durch die Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte, bis die Republik China eines fernen Tages ihr Festland zurückerlangt haben würde!

Im Winter neunundsechzig auf sieben lag morgens oft Neuschnee. Wenn ich zum Autobus ging, war noch nicht gefegt. Ich sank mit jedem Schritt ins Weiche, Pulverige, und die Luft roch ungewöhnlich sauber. Der Schneefall hatte oft am Morgen aufgehört, nur noch vereinzelte letzte Flocken trieben im kalten Ostwind, der allmählich einsetzte. Frierend sah ich die Joachimstaler hinauf und liegend, wenn noch kein Bus kam, den Blick eine Weile auf der strengen und dekorativen Fassade des Hotels "Frühling am Zoo" ruhen, das trotz seines Namens das ganze Jahr geöffnet hatte. Dann kam ein Pulk schmutzig gelber Doppeldecker über die Kreuzung zu mir herüber: hintereinander ein Zweier, ein fünfundzwanziger, ein Einundachtziger und noch ein fünfundzwanziger mit einem zusätzlichen E hinter der Liniennummer. Sie alle hatten eben am Bahnhof Zoo ihre schier unendliche Reise durch die monotonen Weiten des Berliner Südens angetreten. Irgendwann am Vormittag würden sie in Lichterfelde, Marienfelde oder Britz ankommen. Ich sprang rasch auf. Die meisten Wagen hatten damals hinten noch keine Türen. Vielleicht hatte die Außenfarbe doch etwas mit dem Nikotin zu tun, das auf dem Oberdeck im Übermaß konsumiert wurde. Einige Fensterklappen standen immer offen, es war ungewöhnlich kalt, zugig und dennoch verrückt. Nur stark gebückt konnte man oben eine der langen Viererbankreihen erreichen. Die Schaffner taten mir Leid. Sie mussten jedem Fahrgast hinterherkriechen und dann die schmale, steile Halbleiter wieder hinunter. Nach ein paar Jahren sah man jedem von ihnen die zweiundvierzig Stunden an, die er pro Woche Dienst hatte – am Buckel sah man sie wieder. Unten war es mir meist zu voll, deshalb saß ich dort nur selten. Einmal ließ eine junge Berlinerin eine Flasche zu Boden fallen, die dabei zerbrach. Eine gelbe Flüssigkeit rann auf die Fahrerkabine zu. Der Schaffner näherte sich mit unmutiger, Unheil kündender Miene. –Es ist nur Apfelsaft–, versuchte sie ihn zu beschwichtigen. Schon verbreitete sich im ganzen Unterdeck der liebliche Duft.

Wir rollten an dem Haus über, in dem Friedrich Ebert gestorben war; auch darüber belehrte eine Tafel den historisch Interessierten. Zweimal in der Woche stieg ich schon am Bundesplatz aus, um bei Doktor X oder Assessor Y Unterricht zu genießen. Er fand in einem neobarocken Bürgerpalast statt. Wir fröstelten einen Vormittag lang in einem Saal, dessen Wände mit verblassten rotseidenen Tapeten bespannt waren. –Wir wollen uns warm arbeiten–, sagte Doktor X, –also zurück zu Paragraphen dreizehnhundert –!– Oder zu einem anderen.

In Steglitz ausgestiegen, hatte ich es nicht mehr weit ins Büro, nur einige Ecken zu Fuß. Ob mir wieder die Akte Messerschmidt vorgelegt würde? Das war ein Fall nicht wie, sondern tatsächlich aus dem Leben gegriffen. Dieser Messerschmidt suchte das Büro aus Gründen, die mir entfallen sind, gern persönlich auf, und eine junge Kollegin, Frau O., schrieb dann viel sagende Aktenvermerke: –Herr M. sprach gemeinsam mit seinem 'Bruder' hier vor –!– So oder so ähnlich begannen die offiziellen Notizen der Frau O., denn ihr war etwas aufgefallen, das vielleicht nicht

gerade zur Sache gehörrte und dennoch nach ihrem Gefühl unbedingt festgehalten werden sollte. "Vorsicht", schrieb sie oder: "Achtung, § 175!" Diesmal war keines der sonst von uns anzuwendenden Gesetze gemeint, sondern das Strafgesetzbuch, aus dem die einschlägige Vorschrift eben erst in der Hauptsache entfernt worden war. Somit war die läbliche Sachbearbeiterin in mehrfacher Hinsicht unzuständig: amtlich, historisch (da hinter ihrer Zeit herhinkend) und ihrem Geschlecht nach.

Für mich war damals in West-Berlin das Reich der Freiheit auch geographisch streng geschieden vom Reich der Notwendigkeit. Alle meine Lust- und Erholungsorte lagen auf einer Achse, die westlich vom Lehniner Platz über die Uhlandstraße zum "Kleist-Casino" verlief. Schauen, Träumen, Lieben, Schlafen – Dagegen erfolgten Nahrungsaufnahme sowie Lernen und Arbeiten nord-südlich. Die U-Bahn nach Steglitz war noch in Bau. Trotzdem begab ich mich manchmal in den Untergrund, fuhr etwa mit der furchtbar rumpelnden S-Bahn vom Anhalter Bahnhof zum Gesundbrunnen. Ich brach dann mit dem beschriebenen funktionalen Koordinatensystem, ich bewegte mich nord-südlich, ohne Verpflichtung, nur zum Spa. Nicht dass ich im Wedding irgendetwas verloren gehabt hätte. Es reizte mich nur, im Schrittempo durch den breiten unterirdischen Bahnhof Potsdamer Platz gefahren zu werden. Sämtliche Bahnsteige lagen leere und menschenleer da. Das Gewimmel, das hier einmal geherrscht haben musste, war im Verlauf des Geschichtsprozesses in sein Gegenteil umgeschlagen: die modrige Leere einer schwach beleuchteten Grabkammer, und die selten zu erblickenden Grenzpolizisten, die gemessenen Schrittes auf den Perrons patrouillierten, kamen mir wie Grabwächter vor, wie Bewacher eines bereits geplünderten und entleerten Pharaonengrabes. Noch mehr Melancholie verbreiteten, als es Frühling wurde, die von Birkenhainen überwucherten Gleisanlagen der Ringbahn am Gesundbrunnen. Frühling am Gesundbrunnen –

Im Sommer überraschte mich Frühlein S. mit der Kündigung. Sie löste ihre Wohnung auf und zog ins Süddeutsche, um dort auf ihren Tod zu warten. Ich fand ein winziges Appartement in der Keithstraße. Das Institut nannte sich Boardinghaus. Effi Briest hatte gewiss großzügiger gewohnt. Von meinem Vogelbauer sah ich auf das Hochhaus einer Werbeagentur und eine große Straßenkreuzung. Wenn eine Veranstaltung in der Urania zu Ende war, kamen Massen älterer Berliner aus dem Gebäude und strebten zu den Bahnen und Bussen. Zu denken, dass so gut wie alle von ihnen tot sein dürften –

Ich hatte es nun nicht mehr weit zum Kleist-Casino. Man sagte nur: KC. An der Garderobe erlebte ich einmal den Streit zwischen dem Garderobier und einem älteren, untypisch wirkenden Gast. Dieser bestand darauf, seine Aktentasche mit ins Innere der Bar zu nehmen. Er sei Schriftsteller, in der Mappe seien wertvolle Manuskripte, die er nicht aus der Hand geben könne. Er setzte sich durch. Sicher ist er längst tot. Ich folgte ihm und ging auch hinein. Was dann kam, ist eine andere Geschichte.

Hundertwasser - Der Meister des Klimbims

Meine erste Begegnung mit den Werken des Meisters fand in einem Warenhaus statt. Damals, in den Sechzigern, konnte man Poster von ihm in den Kunstabteilungen der Kaufhäuser zwischen vollbusigen Zigeunerinnen und Engeln mit dicken Backen antreffen. Ich sah mir von ihm ein reichlich schematisches rot-grünes Gitterwerk an, das vergeblich so tat, als wäre es keines, und entschied für mich: hingeschmierte Kaufhauskunst, belanglos. Auf dem Gymnasium hatten wir seinerzeit Kunstunterricht bei dem Maler Paul Antonius und vermutlich verdanke ich ihm bereits einiges an Kritikfähigkeit.

In DuMonts Bild-Lexikon der Kunst von 1974 lese ich zu den Bildern des Malers Hundertwasser: „beziehen ihre Inspirationen vom Wiener Jugendstil, von Klimt und Schiele sowie von Klee, ohne allerdings deren ursprüngliche und geistige Kraft zu erreichen.“ Oder auf gut Deutsch: Er war ein schwächlicher Epigone. Da mit der Malerei nicht viel Staat zu machen war, warf er sich auf die Architektur und wandte dort die gleiche Arbeitsmethode des skrupellosen Abkupferns an. Vom Katalanen Gaudi bis zu den Pueblo-Indianern wurde alles, was bunt und kurvenreich war, statt geistig verarbeitet einfach vergröbert und verwässert, nachgeahmt und zusammengerührt.

Was sind die speziellen Merkmale der Bauten Hundertwassers? Das zwanghafte Vermeiden ebener Grundflächen und des rechten Winkels, das so selbst zu einem bornierten Manierismus wird. Die engen, höchst unpraktischen und nicht selten bedrückenden Innenräume. Die Wiederholung der immergleichen an Schlichtheit der Erfindung nicht zu überbietenden Accessoires an der Außenhaut. Also überall goldene Kugeln, wie originell. Antonius Wagner pflegte uns Schüler damals, wenn wir hastig etwas fabrizierten und uns dabei immer nur einfallslos wiederholten, so anzupflaumen: „Das ist doch genudelt!“ Hundertwasser nudelte, was das Material hergab.

Eines der krassesten Beispiele für genudelte Architektur ist sein Kurzentrum von Bad Blumau in der Steiermark. Man betrachte einmal Aufnahmen der wie Betonlindwürmer sich krümmenden Flächen oder die endlosen stupiden Dächer. Eine Sammelgarage nach einem Erdbeben ist ästhetisch interessanter.

Hier in der Nähe habe ich den nach Hundertwassers Entwurf umgebauten Bahnhof Uelzen als weiteres Beispiel vor Augen. Anfangs war der niedersächsische Denkmalschutz strikt gegen die geplanten Eingriffe am geschätzten alten Bahnhof. Die lokale Polit-Mafia hat sich schließlich durchgesetzt, sie bekamen ihre architektonische Radesheimer Drosselgasse. Den Bahnhof muss man tatsächlich gesehen haben, um das ganze Ausmaß dieses Elends von Pseudoarchitektur ermessen zu können. Alle Räume, die Menschen aufnehmen oder sie passieren lassen sollen, sind viel zu eng. Uelzen ist eine bedeutende Umsteigestation und Treppen und Verbindungsgänge sind oft beängstigend überfüllt. Die Haupthalle im Innern ist mit funktionslosen Säulen zugestellt. Die Bahnsteige wurden nachträglich uneben gestaltet. Dysfunktionalität um jeden Preis war offenbar das vorherrschende Gestaltungsprinzip. Ein Wartehäuschen auf einem Bahnsteig wurde beim Umbau verbreitert und so nahe an die Bahnsteigkante herangebaut, dass inzwischen sogar eine Warntafel vom Aufenthalt dort abratet.

Theoretisch unterfüttert hat der Meister sein produktives Schaffen mit einem ebenso schlicht-wackeligen Gedankengebäude, dessen Steine Plattheiten waren und dessen Maßstab modischer Konformismus. Nur ein so phantasieloser Baumeister wie Hundertwasser benutzte eine derart aufgeblähte Ideologie der Phantasie. Sie steht zu seiner Praxis in krassem Gegensatz. Nur das war und ist das wahre Geheimnis des Erfolges bei ihm: eine gut geübte, genau auf die Mentalität unkritischer Massen abgestimmte Reklamemaschinerie. Sie funktioniert auch nach seinem Tod noch vorzüglich und ist inzwischen eine viel Profit abwerfende Allianz mit dem billigen Allertourismus eingegangen.

Hier noch ein Zitat aus Hermann Bangs Roman „Stuck“. Es beschreibt bereits die Methode Hundertwasser, hundert Jahre vor ihm. Bang charakterisiert seinen Baumeister Martensen so: „machte weiter in Fassaden, Vergoldungen und Spiegelglas, gepackt von einem wahren Fieber nach Imitation und leuchtenden Farben! Dann hatte man angefangen über seine Bauten zu reden; und die Beachtung trieb ihn zu neuen Raffinements an! Stets aber bewahrte er sich die Vorliebe des kleinen Mannes für das Grelle in den Farben, und unweigerlich baute er alle seine Häuser! unbequem, eng und beschränkt, unbewusst den Vorstellungen des Arbeiters entsprechend, der an die kleinen Räume gewöhnt ist, deren Wände man mit den Händen greifen kann, und an dumpfe Luft.“

Hundertwasser ein Originalgenie? Er war nicht einmal als Epigone wirklich kreativ und hatte außer Eklektizismus billigster Sorte nichts zu bieten. Unfassbar, dass dieser gebaute Schwulst als schön empfunden wird.

Kamera und Objekt - Über ein erotisches Video

Eine Altbauwohnung, vermutlich in Amsterdam. Zwei kleine Räume, nur zum Teil im Blickfeld. Die weiß lackierte Tür zwischen ihnen hat einen geschwungenen Messinggriff und steht offen. Die weißen Wände sind kahl. Im hinteren Zimmer ist der Rand eines einfachen Bettes sichtbar.

Ein Mann Anfang Dreißig kommt aus dem Schlafrum, steht im Durchgang. Er hat eine sonderbar genug eine Gasmasken in der Hand. O, das falsche Requisit für diese Aufnahme! Er lässt die Maske hinter der Wand verschwinden, man spürt Bedauern. Er trägt nur blaues Unterzeug und einen Motorradhelm auf dem Kopf. Durch dessen Visier erkennen wir undeutlich die Gesichtszüge eines hellhäutigen, blonden Mannes.

Er beginnt sich vor der Kamera anzukleiden, nacheinander kommen eine schwarze Motorradlederhose, eine Jacke aus gleichem Material und von gleicher Farbe, ein schwarzer Lederhandschuh und schwarze Stiefel an die Reihe. Zuvor hat die Kamera einmal kurz eine Nahaufnahme der halbnackten Oberschenkel zustande gebracht. Sie sind, ohne fett zu sein, mehr fleischig als muskulös. Später werden wir, wenn er sich bückt, für Sekunden einen schmalen Streifen nackter Haut um die Leibesmitte sehen, vorn und hinten, mit den ersten Anzeichen etwas zu reichlicher Ernährung. Die Jacke endet über den Hüften, das kurze blaue Shirt wird nicht unter den Hosenbund gezogen.

Er zieht sich zügig an, wie einer, der es rasch hinter sich bringen will. Es ist ein routinierter Ablauf. Sein Bewusstsein von der laufenden Kamera äußert sich nur diskret. Er posiert nicht, geht scheinbar nur zweckbestimmt hin und her. So fragt einer sich: Sind die Fenster geschlossen, ist die Heizung abgedreht? Einmal streicht er kurz mit den Händen über die Gesäßtaschen: Sitzt die Hose ordentlich? Ohne Zweifel.

Der Kontrast zwischen alltäglichem Ankleiden und einer neugierigen, voyeuristischen, unersättlichen Kamera springt ins Auge, schafft erst die Dynamik des Streifens. Es geschieht nichts Ungewöhnliches, es geschieht hier nur Gewöhnliches, eben darin besteht der ungewöhnliche Reiz. Wie beobachten das Selbstverständliche, sonst nie Gezeigte eine Magie des Alltags. Rein formal ist die Ankleideszene das Gegenteil eines exhibitionistischen Strips. Später wird er in einem Internet-Forum schreiben: Du wolltest mich nackt sehen?

Dann vielleicht doch eine Pose? Er lehnt mit der Hüfte gegen den Türrahmen, dreht sich in der Hüfte eine er tut es nur, weil er einen Handschuh überstreifen und sich dabei abtun möchte. Wir fühlen uns ein wenig ertappt. Er verhält sich und wir lauern auf eine ja, auf was? Jetzt scheinen die Rollen vertauscht zu sein. Werden wir mit unseren Interessen entlarvt, während er sich immer mehr bedeckt?

Selbstverständlich ist alles inszeniert. Er ist gleichzeitig Darsteller, Kameramann und Regisseur und von ihm ist auch das Skript. Der Stoff: Einer gewährt Einblick in sein Privates, er ist gegenüber dem anonymen Zuschauer zuerst in der Defensive und gewinnt schließlich die Oberhand. Es ist ein kleines Lehrstück über Zurschaustellung und Ausgesetztsein, Entblößung und Verhüllung, Preisgabe und Rückgewinnung von Kontrolle. Das Interesse dafür ist beträchtlich. Als sein Video von nur zweieinhalb Minuten ein halbes Jahr im Netz steht, sind schon 50.000 Zugriffe erfolgt. Eine Kampfsportschule im Ausland hat es auf ihrer Seite verlinkt.

Hugo von Hofmannsthal, Die Wege und die Begegnungen: „Mich dünkt, es ist nicht die Umarmung, sondern die Begegnung die eigentliche erotische Pantomime! Die Begegnung verspricht mehr, als die Umarmung halten kann.“ Der Unbekannte nimmt nun doch eine eindeutige Positur vor der Kamera ein „um sie auszuschalten.“

Mehdorn und das Berliner S-Bahn-Chaos

Dass die Berliner S-Bahn heruntergewirtschaftet, ausgeplündert und nur noch eine Ruine ist, dürfte leider allgemein bekannt sein. Wie konnte es dazu kommen, wer trägt Verantwortung? Abendschönn konnte sich der Frage mit einiger Mühe widmen – er hat gerade eine geplante einwöchige Reise nach Berlin storniert.* Eine Millionenstadt ohne funktionierenden Nahverkehr ist kein verlockendes Reiseziel.

Schon seit Juni 2009 ermittelt die Staatsanwaltschaft und zunehmend fällt in den Pressemeldungen und Kommentaren der Name Mehdorn. Mehdorn? Da war doch mal was – Mehdorn und die Heidelberger Druckmaschinen: Abendschönn erinnert sich dunkel. Und schlägt nach bei Wikipedia unter Mehdorn. Und findet eine überraschende Parallele zum Aufstieg und Fall von Deutscher Bahn und Tochter Berliner S-Bahn. Das muss jetzt einfach wörtlich zitiert werden:

Im Oktober 1995 wechselte Mehdorn zur Heidelberger Druckmaschinen AG. Mehdorn erweiterte den Druckmaschinenhersteller durch eine Expansionsstrategie zu einem Universalanbieter und brachte das Unternehmen am 8. Dezember 1997 an die Börse. Die zahlreichen Übernahmen, Zukäufe und Erweiterungen des Produktsortiments in den vier Jahren betrafen insbesondere den Bereich des Zeitungsdrucks. In dieser Zeit verdoppelten sich Umsatz, Mitarbeiterzahl und Gewinn – Unter Mehdorn weitete der Weltmarktführer für Druckmaschinen sein Produktportfolio aus und entwickelte sich von einem reinen Maschinenbauer zu einem Anbieter von Drucksystemen. Die zahlreichen Zukäufe belasteten jedoch das Unternehmen dauerhaft finanziell stark und die Heidelberger Druckmaschinen AG geriet in Existenznot. Nach Mehdorns Abgang wurde das gesamte neu hinzugekaufte Portfolio zur Rettung der angeschlagenen Heidelberger Druckmaschinen wieder verkauft.

Auch bei der Deutschen Bahn blieb Mehdorn diesem System Mehdorn treu: Expansion weltweit, rasante Bergfahrt von Umsätzen und Gewinnen, immer das Eldorado Börse im Blickfeld. Und jetzt: Wie gewonnen, so zerronnen. Die Krise der Tochter Berliner S-Bahn zeigt wie in einem Brennglas das tief Unsolide dieser Art von Unternehmensführung. War die Tochter nicht willig, nämlich zur exorbitanten Gewinnabführung, dann gebrauchte man Gewalt. – Nicht bürgerlich, sondern kriminell – titelt der –Tagesspiegel– und ermuntert die Staatsanwälte sehr nachdrücklich, alle Schlampereien Machenschaften und Nütigungen von Untergebenen aufzuklären und anzuklagen.

Wer aber trägt für Mehdorn Verantwortung, wer hat ihn ins Amt gebracht und dort lange Jahre gegen massive Kritik gehalten? Kanzler Schröder (SPD), Kanzlerin Merkel (CDU) und Minister Tiefensee (SPD).

*Geschrieben im September 2009. Was hat sich seitdem geändert? Es ist noch schlimmer gekommen. Die Misere ist zum Dauerzustand geworden. Und die Politik als Hauptverantwortlicher? Ist hilflos, ratlos und vielleicht auch interesselos.

Die Pyramide von Garzau

Berlin hat neben anderen Vorzügen noch den einer weiträumigen, intensiv grünen und sehr erholsamen Umgebung. Wie schön es da draußen in Brandenburg ist, wissen die meisten Berlinbesucher gewöhnlich nicht. Wissen es denn die Berliner? Daran zweifle ich, nachdem ich mich zwei Wochen lang zu Fuß dort umgesehen habe. Es war fast immer und fast überall ziemlich leer. Ich wohnte am Nordostrand der Stadt und fuhr vormittags hinaus nach Osten oder Norden und am späten Nachmittag wieder zurück. In diese Richtungen liegen die meisten Seen, die dichtesten Wälder, die eindrucksvollsten Schutzgebiete. Mag sein, dass die Stadt zu groß ist, um sie mal eben für einen Halb- oder Ganztagesausflug zu durchqueren. Die meisten Berliner wohnen in den westlichen Bezirken. Und vielleicht verspürt so mancher Ältere von ihnen noch immer eine Hemmung, das ehemals ummauerte West-Berlin zu verlassen.

Draußen kann man manches entdecken: alte Dörfer und Städtchen mit viel Atmosphäre, mit gotischen Kirchen und feudalen Schlössern. Im kleinen Garzau – 25 km nördlich der Stadtgrenze, nächste Bahnstation: Rehfelde – gibt es sogar eine Pyramide. Ich las die lakonische Aufschrift auf dem kleinen Wegweiser und folgte ihm und kam in einen alten Landschaftspark. Da war nur noch wenig Park, er hatte sich mehr oder weniger in die weite Landschaft verloren. Mittendrin ein vor Zeiten aufgeschütteter steiler Hügel, bekrönt von einer wirklichen Pyramide, recht exotisch wirkend.

Das Gut Garzau gehörte im späten 18. Jahrhundert einem Grafen von Schmettau. Er war preussischer Offizier, Militärschriftsteller und Kartograph. Er hat jenen Park anlegen, den Hügel aufschütten und die Pyramide bauen lassen - sie sollte seine Begräbnisstätte werden. Daraus wurde nichts. Schmettau verkaufte Garzau kurz nach 1800. Er selbst starb 1806 an einer Kriegsverletzung (Schlacht von Auerstedt) und liegt in Weimar begraben. Die neuen Eigentümer von Garzau hatten keine Verwendung für sein Monument, es verfiel rasch. Das von Langhans (Brandenburger Tor) entworfene Portal wurde nach Strausberg verkauft und ziert dort noch heute die Marienkirche.

Fast zweihundert Jahre nach Schmettas Tod ging man in Garzau an die Rekonstruktion der Pyramide. Jetzt ist sie fertig und sieht wie neu aus - ist sie ja beinahe auch. Das Portal eine Kopie des Originals in Strausberg, das Innere gemauerter Backstein, das außen behauene Feldsteine. Und es führen wieder Rampen und Treppen außen um sie herum bis zu der überdachten Aussichtsplattform auf ihrer Spitze. Nur: Diese Rampen und Treppen haben wie früher keine Geländer. Ich verspürte sogleich Lust zum Aufsteigen und Furcht vor einem Absturz. Ein auf dem Boden der ersten Rampe aufgebrachtes Piktogramm verbietet einem das Betreten. Der Förderverein Pyramide und Schlosspark Garzau e.V. dazu auf seiner Homepage: „Auf Grund der heutigen gesetzlichen Bestimmungen ist ein Betreten und Besteigen der Pyramide verboten.“ Der Verein arbeitet an einer Lösung, die es erlaubt, zu besonderen Anlässen und mit Führung die Pyramide zu besteigen. Ein schweres, hoffentlich nicht unlösbares Problem.

Also blieb ich unten, saß auf einer der vielen leeren Bänke – außer mir war keiner im Park - und aß Mitgebrachtes. Und stellte mir den Verlauf eines Schulausflugs hierher vor. Hier müsstest du im Wettstreit zwischen Kletterlust und Folgsamkeit erweisen, wie stark die Autorität des Lehrers wirklich ist. Dann ging ich weiter auf die Märkische Schweiz zu, nach Waldsiedersdorf, wo sie gerade ein John Heartfield-Museum in dessen altem Sommerhaus eröffnet haben, und nach Buckow mit seinem Brecht-Weigel-Haus.

Die Monokultur des Luxus

Ursprünglich hatte ich an der Elbe Luft schöpfen wollen. Aber dann war mir der stürmische Nordwind dafür zu kalt und ich blieb lieber im Hamburger Stadtzentrum. Bummelte ziellos herum und stellte bald fest, wie sehr mich das langweilte, und zwar am meisten in jenem bei Touristen so beliebten Viertel zwischen Rathaus und Gänsemarkt. Was war nur wieder mit mir los?

Zu Hause versuchte ich meiner Misstimmung auf den Grund zu gelangen. Ich unternahm in Gedanken nochmals einen Streifzug durch das Viertel. Wie oft hatte ich ihn in drei Jahrzehnten schon wirklich zurückgelegt! Dabei stieß ich jetzt immer wieder auf Anziehungspunkte, die es nicht mehr gab. Ich machte mir klar, wie sehr sich die Stadt dort in den letzten fünfzehn Jahren verändert hat, zu meinem Nachteil gewiss und vielleicht auch zu ihrem eigenen.

Wie üblich begann ich am Gänsemarkt. Das große Kino-Center dort ist abgerissen. Zugegeben: Seinem Filmangebot weine ich nur wenige Tränen nach. Immerhin hatten sie sogar Streifen von Fassbinder gezeigt! In der Passage daneben der kleine Buchladen ist spurlos verschwunden. Zwei Schritte weiter am Jungfernstieg die Erinnerung an eine große Buchhandlung christlicher Prägung mit langer Tradition bis auf eine Erinnerungstafel an die dort einmal beheimatet gewesene Hamburger Weiße Rose getilgt.

Ich drang tiefer in die schmalen Straßen hinterm Gänsemarkt ein, schlenderte auch durch weitere Passagen. Da fand ich jenes Programmkinos nicht mehr. Sehr schade drum, sie hatten lange Jahre die in meinen Augen besten Filme gezeigt, von Visconti zum Beispiel. Schräg gegenüber das Café war sonntags ein Ziel gewesen ist verschwunden. Dann ein Laden, wo man die größte und beste Auswahl an Postern gefunden hatte ist nicht mehr existent. Und das wirklich gute Restaurant mit der großen Glaskuppel darüber ist aufgegeben.

Ich setzte meinen Gang durch das Plusquamperfekt bis zum Rathausmarkt fort und entdeckte noch die Lücken einer weiteren kleinen Buchhandlung die mit dem anspruchsvollsten Sortiment in der Stadt sowie ein Kellerlokal und ein Billigkaufhaus, das sich wirklich jedermann leisten können. Überall Fehlanzeigen. Das große alte Warenhaus am Jungfernstieg gab es noch, doch verändert! Ursprünglich das breiteste Sortiment vom einfachen Gebrauchsgut bis zum teuren Artikel für den echten Genießer bietend, erschien es mir nun von Kopf bis Fuß durchgestylt und auf nur eine Käufererschicht und nur deren Vorlieben hin orientiert.

Was war da geschehen? Verdrängt worden sind vor allem Lokale und Institutionen, die geistige Bedürfnisse befriedigen (Bücher, Filme, Drucke). Sodann herkömmliche Kneipen und Restaurants. Und was hat sich an ihrer Stelle etabliert? Teure Konfektion, teure Konfektion und noch einmal teure Konfektion. Dazwischen mal ein Laden für edlen Schmuck, öfter noch für andere, natürlich teure, Accessoires, je verkrampt neckischer, desto besser. Und eine Bank. All das war vorher auch schon genügend vertreten, nun ist es vorherrschend geworden.

Wer kauft da? Wer bummelt da? Einwohner von Hamburg eher weniger. Dafür Touristen, die ein Regentag von der Küste ins Landesinnere vertrieben hat. Leute von weit her, aus Skandinavien etwa, mit viel Geld und einem großen Problem: Wie geben sie es stilvoll aus? In Köln sagte mir mal einer: Auf der Rückreise von Westerland haben wir uns noch die Hamburger Passagen angesehen, sehr elegant, wirklich. Und einseitig bis zur Fadheit.

Seit Jahren gibt es in Hamburg einen Exodus der Intelligenz Richtung Berlin. Er ist im Verlagswesen anzutreffen und in den Köpfen. Die hemmungslose Zurschaustellung eines geistlosen Luxuswarenangebots schafft letztlich ein der Kultur feindliches Klima. Dazu passt: Das Altonaer Museum mit seiner großartigen Sammlung sollte geschlossen werden - aber die sündteure Elbphilharmonie wird in jedem Fall weitergebaut. Hamburg ist dabei, seinen Charakter und seinen

Ruf in entscheidender Weise zu verÄndern.

Hass und Selbsthass

Kann es Bedrückenderes geben als die Erkenntnis: Ich habe andere töteten wollen, da ich mich selbst nicht annehmen konnte?

Ein krasses Beispiel dafür sehen wir in Everett Lewis'™ Film "Freaky". Zwei junge Männer, Quentin und Guy, können nicht anerkennen, dass sie sich lieben – sie machen stattdessen Jagd auf andere Homosexuelle, bereit, auch zu töten. Guy, der Mitläufer, steigt aus und konfrontiert den bis dahin dominierenden Quentin mit der Wahrheit hinter ihren Hetzjagden. Quentins dramatischer Lernprozess bringt noch einmal andere und jetzt auch ihn selbst in Lebensgefahr. Am Ende ist er ein seelischer Pflegefall.

Wie realistisch ist ein solcher Ablauf? Dass Homosexuelle sich ihrer speziellen Neigungen erst spät bewusst werden, oft erst um die dreißig, kann häufig beobachtet werden. Ich kann es zwar nicht nachvollziehen, doch ich habe selbst Beispiele dafür vor Augen. Was aber ist dran an der Theorie von der verborgenen Homosexualität vieler Homophober? Dazu gibt es eine aufschlussreiche Studie von Prof. Henry E. Adams, University of Georgia, aus 1996. Er bildete aus 64 sich selbst als heterosexuell bezeichnenden Probanden zwei Gruppen, die eine homophob und die andere ohne solche Einstellung. Er zeigte ihnen einschlägige Videos und stellte in der ersten Gruppe bei 54,3% der Probanden eindeutige Zeichen sexueller Erregung fest. In der Kontrollgruppe ohne feindselige Einstellung waren es nur 24,1%.

Die Entstehung von Hass aus Selbsthass ist weit über die Sexualität hinaus von Bedeutung, z.B. im Rassenhass. Besonders häufig für Aggression aufgrund fehlgeschlagener Identitätsbildung können Individuen sein, deren ethnische Herkunft gemischt oder unklar ist oder deren kulturelle Zugehörigkeit unter Zwang verändert wurde. Beispiel aus jüngerer Zeit: das damalige Jugoslawien, in dem der Rassenhass bezeichnenderweise im ethnisch zerklüfteten Bosnien-Herzegowina am verheerendsten tobte. Denken wir auch an die Janitscharen. Um zuverlässigere Soldaten zu bekommen, bedienten sich die osmanischen Sultane zwangsrekrutierter und zum Islam zwangsbekehrter Knaben christlicher Untertanen.

Gelegentlich ist vom jüdischen Selbsthass die Rede, manchmal zu Unrecht. Ich suche Beispiele und finde sie bei Personen mit nur teilweise jüdischer Herkunft. So kannte ich eine Frau mit einem jüdischen Großvater, sie selbst geboren bald nach dem 1. Weltkrieg und im Dritten Reich zur Schule gegangen. Zeit ihres Lebens befreite sie sich nicht von den antisemitischen Stereotypen ihrer Jugend. Sie heftete sie vor allem ihrer eigenen ungeliebten Mutter und deren Schwestern an, obgleich diese mental und in ihren Biographien höchst unterschiedliche Persönlichkeiten waren. Sie tat alles, um ihrer eigenen Mutter semitisch ähnlich zu sein – und wurde ihr mit jedem Jahrzehnt ähnlicher.

In der älteren Schönen Literatur finden wir oft eine ambivalente Haltung zum Judentum, vermischt mit Anzeichen von Antisemitismus, sogar in einem so bedeutenden Werk wie dem von Proust, dessen Mutter selbst jüdisch war. Das jüdische Personal seines Romans erscheint zumeist in Verbindung mit den Klischees des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Bloch, der Schulfreund des Erzählers, ist ein intelligenter Streber, unkultiviert, aufdringlich und geistlos. Blochs Familie kommt ebenfalls schlecht weg, sein Onkel ist überdies ein zu Ausschweifungen neigender Liebhaber junger Männer, eine sowohl Mitleid erregende als auch lächerliche Figur. Die gleiche Vorstellung vom sittenlosen Orientalen vermittelt auch Lola, die jüdisch-lesbische Freundin von Mademoiselle Vinteuil. Und Swann? Er hat neben positiven Eigenschaften einen großen Fehler: Snobismus.

Bei Dostojewski stoßen wir auf eine besondere Variante des Musters misslungener Identitätsbildung, ich will sie die passive, selbstzerstörerische nennen. In seiner Biographie wie in seinen Werken taucht gelegentlich die Figur des Rivalen um eine geliebte Frau auf. Autor wie Held fixieren sich auf ihn, und zwar in der Weise, dass sie sich dem Konkurrenten verstehend, liebend unterordnen. Das

eigene Glück wird fremdem geopfert. In „Der Idiot“ findet dieser innere Konflikt seinen abschließenden Höhepunkt darin, dass Myschkin aus Passivität die geliebte Nastassja Filippowna an Rogoschin verliert, der sie im Affekt tötet. Am Ende warten die beiden Männer gemeinsam am Tatort neben der Leiche darauf, von der intervenierenden Außenwelt abgeholt zu werden – Rogoschin als Mörder, Myschkin als hoffnungsloser Idiot. Große Literatur – und Visconti hat das Thema in „Rocco und seine Brüder“ noch einmal cineastisch aufgegriffen. Doch auch im Realen kann das lebensgefährlich sein: sich selbst zu hassen und diesen Hass auf andere zu projizieren.

Doppelter Doppelmord - Der GÄhrde-MÄrder

Zeugen hatten ihn damals im Wald gesehen, als er zu seinem ersten Doppelmord unterwegs war. Sie schilderten ihn später als einen großen, kräftigen Mann mit braunem Haar. Er habe einen Beutel in der Hand getragen, gefüllt mit etwas " nur womit? Sie hatten den Mann so genau gesehen, dass ein Phantombild möglich war. Trotzdem konnte er in zwanzig Jahren nicht aufgespart werden " der GÄhrde-MÄrder.

Die GÄhrde ist ein etwa 75 Quadratkilometer großes geschlossenes Waldgebiet südlich von Lüneburg, still, abgelegen, auch die weitere Umgebung sehr dünn besiedelt. Einige Male am Tag fährt ein Zug am Nordrand entlang, hält auf veräumten Stationen. Hier zieht sich auch eine Bundesstraße hin. Von ihr zweigt eine Stichstraße zu einem alten Forsthaus ab, dort kann man parken. Ein Hamburger Ehepaar um die fünfzig tat genau das am 21.5.89, einem Sonntag. Sie gingen dann zu Fuß einige Hundert Meter tief in den Wald, vermutlich um sich auf einer Lichtung zu sonnen.

Wir wissen nicht, wie sie getötet wurden. Ihre Leichen wurden erst am 12.7.89 von Blaubeersammlern entdeckt und waren so stark verwest, dass der Tathergang nicht zu rekonstruieren war. Erschossen, erschlagen, erdrosselt? Die Polizei fand heraus, dass Fundort und Tatort etwas auseinander lagen. Der Mann, der die Leichen in die Senke hatte schleppen können, musste tatsächlich kräftig gewesen sein.

Die Polizei suchte wochenlang die Umgebung ab. Am 27.7. 89 stieß sie auf zwei weitere Leichen. Die beiden waren ein ehebrecherisches Liebespaar gewesen, das in der GÄhrde allein sein wollen. An ihnen stellte man einen Kopfschuss, Strangulierungen und Schädelfraktur fest. Durch Autopsie konnte der Todestag ermittelt werden " es war jener 12. Juli, an dem 800 Meter weiter die Polizei den Forst erstmals durchkämmt hatte. Hatte der Täter es mitbekommen, hatte es ihn angestachelt? Man weiß es nicht.

Die Polizei hat viel herausgefunden und zusammengetragen, nur den Täter nicht ermittelt. Ohne Zweifel hat nur einer beide Doppelmorde auf dem Gewissen. Er hat dem einen männlichen Opfer ein Fernglas abgenommen und dem anderen eine Kamera. Er ist jeweils mit dem Wagen seiner Opfer weggefahren, hat den ersten in Winsen/Luhe und den zweiten in Bad Bevensen abgestellt. Beide Orte haben Bahnhöfe an der Hauptstrecke Hamburg " Hannover. Wir wissen nicht, wie der MÄrder in die GÄhrde gekommen ist. Psychologen gehen davon aus, dass er aus pathologischem Hass getötet hat, dabei vielleicht sexuell erregt war.

Neulich las ich, dass die Kripo noch zwei Haare aus einem der Wagen hat. Sie können weder den Opfern noch ihrer Umgebung zugeordnet werden. Erst heute sind DNA-Analysen ausgefallener Haare möglich. Man wird sie jetzt durchführen und das Ergebnis deutschlandweit abgleichen.

Die GÄhrde ist fünfzehn Kilometer Luftlinie von meinem Haus entfernt. Ich bin nie dort gewesen, habe den dunklen Wald nur einige Male von ferne gesehen. Manchmal stelle ich mir vor, was die Opfer in ihren letzten Minuten empfunden haben müssen: pures Grauen.

Nachtrag: Mit den DNA-Recherchen scheint die Kripo jetzt, Dez. 2017, den Täter ermittelt zu haben - es war danach ein Friedhofsgärtner, der schon 1993 Suizid begangen hat. Über einen weiteren Mordfall im Raum Lüneburg kam man auf seine Spur. Es bleibt aber spannend - der Gärtner soll einen Komplizen gehabt haben, und der kommt für weitere Morde in Betracht. Fortsetzung folgt (eventuell).

Clara Ward - Prinzessin von Chimay

Eine bemerkenswerte Frau und eine Skandalgeschichte von anno Tobak, schon ziemlich modern ...

Oh, diese Namen! Meine Clara Ward ist nicht die bekannte GospelsÄngerin. Und Prinzessinnen von Chimay hat es viele vor ihr gegeben. Chimay ist eine Herrschaft im heute belgischen Hennegau, viel Älter als Belgien, nacheinander im Besitz verschiedener hochadliger Familien, deren HÄupter sich jeweils Prince und Princesse nennen. 19. Prince de Chimay wurde 1892 Marie Joseph Anatole Ä%olie de Riquet. Er hatte 1890 jene Clara Ward geheiratet, um die es hier geht, eine MillionÄrtochter aus Detroit, geboren 1873. Sie schenkte ihm zwei Kinder, aber dann â€

1894 entbrannte Clara in Liebe zu dem ungarischen Zigeunergeiger RigÄ³ Jancsi und ging mit ihm durch. Sie trieben sich erst eine Weile an fashionablen PlÄtzen wie Paris herum und bezogen dann Quartier in dem einsam gelegenen Forstgasthaus Einemhof bei LÄ¼neburg. Zwei Jahre lang war das ihr Liebesnest, und die Paparazzis von damals versorgten die Weltpresse mit den Details. 1897 wurde die fÄ¼rstliche Ehe geschieden, Clara ehelichte ihren Teufelsgeiger. Sie gingen wieder nach Paris, Clara lieÄ¼ sich in den Folies BergÄ¼re fÄ¼r Geld sehen, in hautengen KostÄ¼men und plastischen Posen. Das erklÄ¼rte sie zur neuen Kunstform. Toulouse-Lautrec hatte sie schon zuvor mit dem belgischen Prinzen lithographiert, und Clara lieÄ¼ sich mal mit, mal ohne RigÄ³ fÄ¼r Ansichtskarten fotografieren. Manche von ihnen werden noch heute weiterverkauft, z.B. Ä¼ber eBay.

Die zweite Ehe wurde rascher als die erste geschieden. Clara heiratete noch zweimal, zuletzt den Stationsvorsteher einer italienischen Lokalbahn. 1916 erschoss sie sich in Padua. Nach RigÄ³ wurde eine in Budapest kreierte Schokoladencremeschnitte benannt. Er selbst starb 1927 in einem New Yorker Slum, nachdem er siebenmal verheiratet gewesen war.

In den KÄ¼nsten wie in den Medien geistert die Dollarprinzessin, die eingehiratete hochadlige Ehebrecherin seitdem als Femme fatale herum. 1926 gab es einen Stummfilm Ä¼ber sie: â€žFrauen der Leidenschaft â€œ Im Glutrausch der Sinneâ€œ. Sie erstand wieder auf in einem Musical von Cole Porter. Und dann wird sie gern in wissenschaftlichen Publikationen erwÄ¼hnt, wenn es um sexuelle SchlÄ¼sselreize geht, speziell um einen ganz bestimmten. Befragt, woran ihre Leidenschaft fÄ¼r RigÄ³ sich denn entzÄ¼ndet habe, gab sie das kleine Geheimnis preis: Es war sein Geruch - nÄ¼mlich der in der AchselhÄ¼hle.

Voyeurismus

Das Fernglas lag noch immer auf dem Tisch, gut verwahrt in seinem harten Lederetui. Er hatte es bei der Ankunft vor drei Tagen ausgepackt, doch bisher auf keine seiner Bergtouren mitgenommen; es war ihm zu schwer. Jetzt entnahm er es der unhandlichen Halle, um es erneut zu betrachten. Es war ein Erbstack und, wie Erbstacke gewöhnlich, schwer zu handhaben und auch noch mit Erinnerungen behaftet. Es war erst im Vorjahr nach Tante Irenes Tod in seine Hande gekommen, ein Qualitatsstack der ersten Nachkriegsjahre, unverwüstlich. Wie er wusste, hatte der Onkel, Tante Irenes lange vor ihr verstorbener Gatte, es einige Wochen vor ihrer ersten großen gemeinsamen Ferienreise gekauft; zu welcher Reise es dann aber nicht mehr gekommen war, da der Onkel beim pfelpfcken von der Leiter stürzte und den Rest seiner Tage querschnittsgelähmt im Bett und im Rollstuhl verbrachte. Der große Gadda hätte gesagt: Ein Onkel, der nach beiden Seiten offen war ! Eine rhrende Geschichte, die man sich selbst erzählen konnte, wenn man allein in irgendeinem Hotelzimmer logierte. brigens war nicht einmal sicher, dass alles sich so zugetragen hatte. Es kursierten noch andere Versionen in der Verwandtschaft. Mglichlicherweise war der Onkel “ Maurer war er wohl gewesen oder Dachdecker, wenn nicht etwa doch Anstreicher oder Fensterputzer “ in Wahrheit bei der Arbeit vom Gerüst gefallen und hatte das Glas erst nach dem Unfall erworben, um damit die nähere, nun unerreichbar gewordene Umgebung zu sich heranzuholen. Wer konnte das jetzt noch wissen.

Der Fremde lie Glas und Halle auf dem Tisch liegen und ging zum Fenster. Von dort kam jetzt ein Geräusch wie von Wespen oder Hornissen, buse und aufgeregte, es war ja September. Er sphte durch die engmaschige Gardine. Da unten war ein großer städtischer Parkplatz. Das Geräusch rührte von vier Motorrädern her, die gerade im Schatten großer, blhender Oleanderbsche zum Stillstand kamen. Vier junge Männer stiegen rasch ab. Zwei von ihnen fuhren leichte gelndegngige, die anderen beiden größere Straenmaschinen. Alle hatten ihre Motorräder mit fest verschnrtem Reisegepäck beladen. Der Fahrer der mittelschweren Straenmaschine stach durch seine rot-weiße Lederkombi ins Auge. Er erinnerte den Fremden sogleich an jene Gattung von Grashpfern, die im Flug blitzschnell ihre scharlachroten Flügel aufklappen. Alle vier wirkten unruhig, quecksilbrig, eine Folge ihrer gut überstandenen Fahrt oder der neuen Umgebung. Sie mussten noch sehr jung sein. Der Grte von ihnen fuhr ein japanisches Fabrikat mit elf- oder zwölfhundert Kubikzentimetern, eine von diesen Mordmaschinen. Er trug eine schwarze Lederkombi, und aus dem offen stehenden Oberteil leuchtete ein pinkfarbenedes T-Shirt heraus. Er war von allen der beweglichste und unruhigste.

Schon nahm der Fremde Anteil an ihnen. Er unterschied sie und wünschte, sie noch genauer betrachten und unterscheiden zu können. Lag nicht das Fernglas bereit? Er zlgerte nicht lange. Bedenkenlos richtete er es auf die vier da unten “ und die Szene verwandelte sich zum Erstaunen. Die Farben leuchteten nun viel stärker, das freche Pink, das aggressive Rot, selbst das düstere Schwarz. Die Körper wirkten auf einmal plastisch, und im beweglichen Spiel dieser Körper war nun erst wirkliches Leben. So betrachtet man einen Wassertropfen unter dem Mikroskop und entdeckt mit einem Mal das Gewimmel der Infusorien.

Ihre Mimik war ihm vorher verborgen geblieben, jetzt sah er sie lächeln. Sie fühlten sich so sicher “ was sie sagten und wie sie sich dabei bewegten, es war nur für die Ohren, die Augen der drei anderen bestimmt. Gute Laune, gegenseitiges Vertrauen und Wohlwollen, Vertraulichkeit, all das bestimmte jetzt ihr Verhältnis zueinander, und es drückte sich unmittelbar in der Sprache ihrer Körper aus. Sie fachsimplen, wie es schien. Wenn einer sprach, wandte er sich abwechselnd einer der Maschinen und dem Trio der Freunde zu.

Der große Krftige in der einheitlich schwarzen Montur und dem pinkfarbenen Leibchen hatte sehr kurze blonde Haare, eigentlich blo helle Stoppeln auf dem runden Schädel, und einen ebenfalls sehr kurzen blonden Vollbart. Es fiel dem Fremden allmählich auf, dass er im Verlauf ihrer Unterhaltung

regelmäßig die gleichen sonderbaren Bewegungen ausführte. Die Hand ruhte gern auf der Brust, da wo das Herz schlägt, und es war deutlich zu sehen, wie er immer wieder die Brustwarze befeuchtete. Beim Reden fand dieselbe Hand wiederholt, entlang der Ledermontur, den Weg hinab zum Geschlecht, und er versagte es sich nicht, sie auch dort kurz und dennoch nachdrücklich ruhen zu lassen. Diese Geste hatte etwas Herausforderndes. Den Fremden amüsierte sein Balzverhalten.

Endlich formierten sie sich zum Abmarsch in die Stadt, die vier im munteren Gespräch, nebeneinander in einer Reihe. Nur füreinander hatten sie Augen und Ohren und achteten gar nicht auf das, was sie umgab. Der Fremde sah sie ungern weggehen. Immerhin behielt er ein Bild von ihnen im Kopf.

Am Abend desselben Tages ging er in den Mailänder Hof. Von allen Gasthöfen der kleinen Stadt hatte dieser die beste Küche. Ob man sich dort allerdings auch gut bedient fehlte, hing vom Dienstplan des Personals ab. An diesem Abend hatte er Pech: Die angenehme Blondine – sie war wohl eine Einheimische – grüßte ihn freundlich von der Bar her, als er am Fenster Platz nahm. Und da nahte die andere schon, die hagere Italienerin, eine Zigarette rauchend, nicht um nach seinen Wünschen zu fragen – es war ihre Art, bloß stumm neben dem Gast Posten zu beziehen und sich dann die Bestellung wortlos zu notieren. So sehr sie mit Worten geizte, so beredt waren Miene und Haltung. Diese ließen keinen Zweifel daran, dass sie es als bitteres Unrecht empfand, im fremden Land in öffentlichen Speisehäusern Fremde bedienen zu müssen. Mit allen Anzeichen lebenslanger Verbitterung schrieb sie den Hirschkäse und das Übrige auf und trat den Gang zur Küche an, als wäre es ihr allerschwerster. Bald darauf brachte sie Suppe und Mineralwasser und servierte mit dem Ausdruck mühsam unterdrückter Empörung. Der Fremde hatte sich indessen im Verlauf mehrerer Abende bereits an dieses Schauspiel gewöhnt, wie es sonst nur Galeerensträflinge in historischen Filmen bieten, und ließ sich die Suppe schmecken.

Die Italienerin entfernte sich ein wenig und lehnte dann, immer noch rauchend, am freien Nachbartisch. Sie beobachtete jetzt mit kaum verhohlener Ungeduld ein älteres Ehepaar, das in der Nähe die Weinkarte ausgiebig studierte. Die wollten sich wohl einen schönen Abend machen, es sich etwas kosten lassen, die Ahnungslosen! Sie trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Prompt kam sie dann mit dem Wein und öffnete die Flasche nach den Regeln ihrer Kunst. Sie stand dabei im Gang zwischen des Fremden Tisch und demjenigen des Ehepaares, die Weinflasche gegen den linken Oberschenkel gepresst, das andere Bein rückwärts abgespreizt. Plötzlich eine Erschütterung – fast wäre seine Suppe bergeschwappt. Der Rückstoß infolge der Hebelwirkung war sehr heftig gewesen und sie mit dem Fuß gegen seinen Tisch gestoßen, wobei der Rock das Bein weit hinauf entblüßte. Für einige Sekunden bot sich dem Fremden der Anblick eines nackten Frauenschenkels, den er überraschend wohl geformt fand.

Verwirrt sah er nach der Bar hinüber, suchte den Blick der anderen. Die Strahlen ihrer selbstbewussten Güte erreichten ihn jetzt nicht, sie war dort drüben seit längerem in ein Gespräch mit Gästen vertieft. Da saß an der Schmalseite der Bar ein junges Paar eng beisammen, während ein anderer die ganze Länge des Tresens für sich beanspruchte. Wie es schien, stritt das Paar mit dem Einzelnen oder zankte ihn aus, und die blonde Barfrau vermittelte zwischen den Parteien; stockte das Gespräch, entfachte sie das Feuer mit einem aufstachelnden Wort auf Neue. Dem jungen Mann quollen dicke blonde Locken ins Genick, das er trotzig gegen den breiten Kragen seiner schwarzen Lederjacke schob. Der Blick des Fremden glitt an ihm herab, wie er da auf dem Barhocker saß und ihm den Rücken kehrte: Er trug auch eine Hose von schwarzem Leder. Beim Reden versuchte er sich zurückzulehnen, um Selbstbewusstsein zu zeigen oder vorzutäuschen; der Rücken fand indessen keine Lehne, und so sackte der Oberkörper mit dem vollen Gewicht auf den rechten Arm und rutschte mit diesem in weit ausholender Bewegung den Tresen entlang, noch weiter fort von dem Paar und der Barfrau. Wenn er sich wieder aufrichtete, konnte der Fremde für einige Augenblicke sein Profil betrachten. Er war noch sehr jung und nicht mehr vollkommen nachher.

Der Fremde verstand nicht, worüber sie stritten, denn sie verständigten sich im Dialekt. Umso beredter war die Pantomime, die sie ihm boten. Das Paar hänselte den Burschen, wobei sie vorgaben, sein raues Auftreten ängstige sie, nur um sich, wenn er noch dicker auftrug, noch mehr erheitern zu können. Gleichzeitig kitzelte der Rest von Unberechenbarkeit, der in ihm steckte, die beiden auf sehr angenehme Weise. Die Barfrau nahm scheinbar Partei für sie, doch neigte sie in Wahrheit ihm zu. Mit Absicht schien sie ihn, der ihr sympathisch war, ins Unrecht setzen zu wollen, doch nur um sich an seinen Explosionen zu ergötzen. Er, der Provinzledertyp, spielte den Macker und glaubte gar nicht daran. Gleichzeitig spürte er etwas in sich, das tief unter dem falschen Gehabe lag und wiederum damit zusammenhing, etwas, vor dem er sich fürchtete und das doch die einzige Quelle seines Selbstvertrauens war.

Eine blonde Bestie, dachte der Fremde, da haben wir Nietzsches blonde Bestie, und zwar in einer Rummelbudenversion. Auch während des Hauptgerichtes sah er ab und zu hinüber: fasziniert. Beim Nachtisch stand der Bursche auf und verabschiedete sich umständlich und treuherzig. Die prachtvolle, nach Beute und Sieg lästern schweifende Bestie musste nun gehen und zusehen, dass sie den Zwanzig-Uhr-Zug nicht verpasste.

Nun wollte der Fremde zahlen. Er zumindest war hier auf seine Kosten gekommen. Schon stand die Italienerin am Tisch und rechnete mit ihm ab. Dann teilte sie mit Ingrim in der großen Bar, um sein Wechselgeld herauszuholen, und stieß dabei mit dem Ellbogen den Brotkorb vom Tisch. Zwei Scheiben Brot, die übrig geblieben waren, lagen neben dem Korb. Da unterbrach sie ihr Scharren, sammelte auf, was heruntergefallen war, legte die Brotscheiben zurück in den Korb, stellte ihn an seinen früheren Platz und gab jetzt das Wechselgeld heraus. Bei alledem blieb sie stumm wie gewöhnlich. Er gab ein kleines Trinkgeld, und sie bedankte sich auch dieses Mal nicht. So hatte sie es vom ersten Abend an gehalten, und dennoch gab er ihr immer wieder eine kleine Summe. Eines Tages würde sie doch danke sagen, und am Tag darauf würde er abreisen.

Er stand nun immer öfter am Fenster seines Hotelzimmers und lernte den Ausblick erst jetzt schätzen, den Ausblick, der ihm so viele Einblicke verschaffte, seitdem er sich das Fernglas ungeniert zunutze machte. Skrupel irgendeiner Art verspürte er nicht. Er sagte sich, dass er, der Fremde, die Unbekannten dort unten keineswegs bei verborgenen Handlungen beobachte, sondern doch nur betrachte, wie sie sich öffentlich gaben. Ihr alltägliches, banales Auftreten, ihr gewohnheitsmäßiges Mienenspiel, die selbstvergessenen Bewegungen ihrer Körper, all das zu registrieren, verschaffte ihm großes Vergnügen. Es war der Reiz einer neuartigen Perspektive, der den Erscheinungen Frische und Plastizität zurückgab. Außerdem hätte er die Unbekannten aus größerer Nähe niemals derart intensiv betrachten können, es hätte ihre Reaktionen sogleich verändert. Er schuf also mit dem Fernglas eine Versuchsanordnung, bei dem der störende Einfluss des Experimentierenden ausgeschaltet war. Er hatte sich selbst eliminiert.

Er war sich darüber im Klaren, dass er dieses Spiel nur gegenüber gänzlich Fremden betreiben konnte. Man sagte ihm doch zu Recht nach, er sei überaus empfindsam und extrem taktvoll, und er vermied es sonst stets, Freunde oder Bekannte in peinlichen Situationen zu beobachten. Bei diesen Gelegenheiten war er scheinbar nicht mehr anwesend – um nicht mitfühlen oder sich später erinnern zu müssen, so verhielt es sich nämlich in Wahrheit. Hier bestand jetzt keine Beziehung zwischen ihm, dem Beobachter, und den Objekten seines Interesses. Sein Interesse blieb folgenlos. Er hatte keine Verantwortung für das, was er sah, und konnte daher in aller Ruhe durch das Fernglas schauen. Was er aufnahm, kam einem ästhetischen Gewinn ohne Einsatz gleich.

Und wieder einmal gelang es ihm, eine Gruppe von Motorradfahrern in ihrem Verhalten zu studieren. Kurz hintereinander trafen drei Männer Anfang dreißig ein. Es waren Einheimische. Das schloss er daraus, dass ihre Maschinen den Schriftzug des örtlichen Händlers trugen: Bärenfaller. Vielleicht hatten sie verabredet, sich nach ihrem Acht-Stunden-Tag hier auf dem Parkplatz zu treffen und noch rasch auf einen der Pässe zu fahren, ehe es Nacht wurde. Sie stiegen nur kurz ab, entledigten sich der

Helme, überprüften ihre Maschinen und starteten dann gemeinsam, als alle drei beisammen waren. Es waren schwere Maschinen, keine unter neunhundert Kubikzentimeter. Die Verkleidungen waren außerordentlich phantasievoll lackiert: gelb-grün oder rosa-violett. Auch gab es wieder das beliebte Rot-Schwarz. Die Farbflächen griffen in vielfach zerfranst Linien ineinander. Nicht weniger imposant war das Gepränge ihrer Rüstungen, ein Mosaik von schwarzem und farbigem Leder, von Leder und Metall, von Polstern und Noppen und Nieten. Indessen wirkten die Kämpfe, wenn sie die Helme abnahmen, ziemlich ernüchternd: Gesichter, die man sich nicht merken konnte, bartlos, blasslich.

Ein Erinnerungssplitter drang ihm ins Bewusstsein. Es war noch in Berlin gewesen, die Zeit mit Rosi. Auf einer ihrer verrückten Fästen hatte sie den langen Studenten – Max war sein Name gewesen, er sah das Gesicht jetzt deutlich vor sich – sehr provozierend gefragt: –Sag mal, warum sind Motorradfahrer meistens so unattraktiv? – Und Max, der selbst eines fuhr und gerade keine Schönheit war, hatte ihr ganz trocken geantwortet: –Schon mal was von Kompensation gehört? –

Der Fremde war nahe daran, das Fernglas wegzulegen. Das waren ja ernste, gesetzte Vertreter der staatstragenden Mittelschichten. Sie wussten sich zu beherrschen; ausgeschlossen, dass sie sich Blößen gäben. Es schien fast so, als wüssten sie, scharf beobachtet zu werden. Sie begriffen sich wohl, sprachen nur das Nötigste und bewegten sich weder zu langsam noch hastig. Zweckmäßig war alles, was sie taten und wie sie es taten. Was aber war der Zweck ihrer Ausfahrt? Immerhin boten sie einen auf unbestimmte Weise erhebenden Anblick, als sie, die unbedeutenden Kämpfe und Körper perfekt verkleidet und gewappnet, davonbrausten. Möglich, dass man bloß erleichtert war.

Indessen bemerkte er da noch zwei junge Männer auf dem Parkplatz, die den Abfahrenden sehnsüchtig nachsahen. Sie waren dabei, ihre Wagen zu öffnen, und zögerten jetzt. Es waren hässliche Mannsbilder, Mitte zwanzig, Charakterkämpfe im Vergleich zu denen, die ihre Blicke auf sich zogen. Gut sahen sie aus, doch sie schienen in diesem Augenblick mit sich unzufrieden, so als ob sie sich anders zu sehen wünschten. Die Verfinsterung hielt nur kurz an, dann entspannten sich ihre Züge. Sie griffen einander und stiegen in ihre Autos und fuhren auch weg.

Am vorletzten Tag im Gebirge ging er auf einen der Pässe. Er benutzte den alten Saumweg, auf dem Kriegs- und Handelsleute jahrhundertlang nach Italien gezogen waren; er war seit langem verfallen.

In der Nacht hatte es geschneit, jetzt war über allem blauer Himmel. Die blendend überstrahlten Zinnen und Grate hoben sich so scharf von der Himmelsbläue ab, dass es den Augen wehtat. Dennoch war es schön, sehr schön sogar, vielleicht der schönste Tag auf der gesamten Reise.

Beim Aufstieg dachte er an seine Lektüre vom vergangenen Abend, Prosa von Hofmannsthal. Eine Stelle beschäftigte ihn stark. Der Dichter schrieb da, für ihn sei nicht die Umarmung, sondern die Begegnung die wahre erotische Pantomime. Und er ging noch weiter: Die Begegnung – gemeint war wohl der frische visuelle Kontakt – sei der Umarmung an seelischem Gehalt weit überlegen, da sie so viel mehr verspreche, als die Umarmung dann halten könne. Genauso hatte er selbst es seit einer Reihe von Jahren immer deutlicher empfunden. Was aber blieb einem, wenn man das so klar sah: Der Blick war dann schon das Wesentliche, war alles, und auf die Umarmung verzichtete man besser von vornherein. Der Blick vermittelte Bilder, die man in ihrer Schönheit isoliert bewahren und betrachten konnte. Ja, es kam eigentlich nur auf die Bilder an, sie waren der einzige Ertrag der Begegnungen. Und dann war es nur noch ein Schritt und man war so weit, sich diese Bilder zu verschaffen, ohne Begegnungen herbeizuführen. Der isolierte Blick konnte einem auch die Bilder schenken, die Bilder, die man nicht entbehren konnte.

Während des Aufstieges kamen mehr und mehr Wolken von Italien über. Auf der Passhöhe sah er über sich einen Himmel wie von Marmor, mit Lichtadern darin. Hier oben lag noch der Neuschnee der vergangenen Nacht, doch schmolz er bereits flächenhaft. Granit trat überall im

Gelände zutage. Die Asphaltstraße lag spiegelnd vor Nase da.

Der Fremde, der von Süden heraufgekommen war, blickte hinab in ein Tal, das sich nordwärts in Windungen verlor. Hochnebel füllte es zum größten Teil aus; es war kaum etwas zu sehen. Neben ihm stand ein Ledermann, die Straßenkarte in der Hand, und versuchte, im Nebel die Strecke wieder zu erkennen, die er gerade mit dem Motorrad heraufgefahren war. Er gab sich wie einer auf unbekanntem, vielleicht feindlichem Terrain: achtsam bis misstrauisch. Er war jung und schön und streng. Der Fremde blickte ihn an. Wenn es stimmte, dass im ersten Blickwechsel schon alles lag, was überhaupt sein konnte, so hatte ein Fremder wie er hier nur kahle Strenge zu erwarten. Wie seine Gelenke durch massive lederne Polster geschützt waren, so vielleicht auch die Schwachstellen seiner seelischen Konstitution: Das war ein großer Reiz, ja eine Versuchung. Der andere entzog sich weiteren Blicken, indem er rasch aufstieg und wegfuhr, die neue Passstraße nach Süden abwärts. Dabei überholte er noch auf der Passhöhe ein anderes Motorrad. Dessen Fahrer schien unschlüssig, wo er parken solle – die Auswahl an freien Plätzen war groß. Mehrmals kreuzte er auf seiner Suche die Spur des Fremden, der jetzt ebenso ziellos herumbummelte, wie der andere herumfuhr. Schließlich stand der eine am Ufer des Sees, der die Hochflut zum Teil ausfüllte, und der andere hielt da an, stieg ab und nahm den Helm herunter. Sie musterten sich. Der andere war ein Vierziger ohne Glanz, ohne Geheimnis. Der Fremde wandte ihm und dem See den Rücken und folgte der Straße Richtung Süden. Alle Wolken waren jetzt über dem Pass versammelt. Er schritt unter blauem Himmel und in lauer Luft hinab und kam rasch vorwärts.

Die Talsohle lag beinahe tausend Meter tiefer als die Passhöhe. Die Straße führte in Dutzenden von Kehren hinab, eine Riesentreppe, schnell an Höhe verlierend, dennoch bequem zu fahren und zu gehen. Der Fremde benutzte den breiten Bankettstreifen, der die von den Wänden und Hängen sich lösenden Steine auffing.

Es war einer der letzten warmen Herbsttage. Schon in einer Woche konnte der Pass zugeschneit und gesperrt sein. Verdriet würde dann auch diese neue, breite Straße daliegen. Alles war jetzt von gewisser Eile geprägt: die Rückfahrt später Sommerurlauber aus dem Süden, das Treiben weiterer Wolkenfetzen hoch über ihm auf den Pass zu – Nachzügler oder Vorhut, das würde sich zeigen –, seine eigenen raschen Schritte – In beide Richtungen verkehrten noch immer zahlreiche Motorräder. Hastig preschten die Fahrer die geraden Abschnitte hinauf, sausten sie hinunter, fuhren die Kurven sorgsam und regelrecht und doch ohne Zeitverlust aus. Nur noch einmal wollten sie über die Pässe jagen, ehe die Saison zu Ende ging.

Sie jagten auch an ihm vorbei. Blickwechsel war da ausgeschlossen. Nahmen sie überhaupt Notiz von seiner Gestalt am Rand der Piste? Er allerdings sah sie lange schon vor oder lange noch nach dem Zeitpunkt, zu dem sie an ihm vorbeizischen. All die vielen Terrassen unter ihm boten sie immer aufs Neue seinem Blick dar, immer größer oder kleiner werdende Figuren. Eine strenge Gesetzmäßigkeit entfaltete sich, wie er sie liebte. Niemals hatte ihn ihr fliehender Anblick so sehr befriedigt, und es war gut, dass es zu desillusionierenden Begegnungen gar nicht erst kommen konnte.

Fast alle Fahrer waren solo, und fast immer größten zwei sich aufmerksam, wenn sie aneinander vorbeifuhren. Diese Handbewegung, eine nachdrückliche, eine vertrauliche Geste, war ebenso absurd wie symbolhaft.

Der Fremde allein sah sie jeweils beide, wenn sie sich größten, sah sie für einen Moment in ihrer abweisend gepanzerten Aufmachung sich scheinbar näher kommen. Sie selbst konnten nicht aus sich heraustreten, und jeder fand im Bild des anderen nur sich selbst gespiegelt. Nur der Fremde genoss dieses Schauspiel von Identität und Fremdheit wirklich und ganz. War es am Ende nur für ihn bestimmt?

Die Bergtour

650 m über NN

Demnach beginnt dieses Prosastück in einer zivilen Höhenlage – in zivilisierten Breiten ohnehin - und führt erst allmählich zu Schwindel erregenden Höhen, um am Ende wieder das gemächliche Niveau des Anfanges und Ausganges zu erreichen.

Augustin kannte das Tal schon. Im Jahr davor hatte er eine Tour am Hang gegenüber unternommen. Der Zug passierte die Stelle, an der die Talaue sich weitete; da war eine Schafweide; er erkannte den Fleck wieder. Wie damals flüchtete die Herde in panischem Schrecken vor der Schmalspurbahn, die beachtliches Tempo vorlegte. Die Schafe rannten bis ans äußerste entgegengesetzte Ende der Weide, ungeachtet der Tatsache, dass sie einen ganzen Sommer lang Tag für Tag zweimal ständig den Zug heranbrausen sahen und hörten, den Zug, der niemals von seiner exakten, wenn auch kurvenreichen Bahn abwich. Es war bei ihnen jedes Mal ein Sieg des Instinktes über die Erfahrung.

In Sant'Agata, nahe dem oberen Talende, verließ er den Zug und begann sofort den Anstieg.

1500 m über NN

Die Sonne kam noch nicht durch. Er stapfte durch nebelnässende Büsche und spärrte beklommen die Bronchien. In seiner Brust war dieselbe feucht-kalte Luft wie zwischen den Ästen des Waldes. Die Lärchen hatten sich schon verfarbt, die Nadeln zeigten ein illusionistisches Gelb, einen fahlen, wenn auch intensiven Farbton wie der Widerschein der untergegangenen Sonne in den Fensterscheiben städtischer Miethäuser. Je näher Sonnen an ihr Ende kommen, umso heller erstrahlen sie – je knapper der Heliumvorrat wird, umso bedenkenloser verschleudert ihn das himmlische Gestirn. Das hatte er einmal in der Zeitung gelesen. Überhaupt, dieses herbstliche Farbenspiel – Man konnte es erklären: Chlorophyll und so weiter. Aber diese kausalen Zusammenhänge befriedigten ihn nicht – er vermisste den Zweck. Alles übrige verfolgt Absichten. Frühlingsblumen leuchten, um Insekten oder Vögel anzulocken und sich bestäuben zu lassen. Tiere wechseln das Fell, um gerade nicht aufzufallen und nicht von anderen Tieren gefressen zu werden. Und nun dieser sinnlose Farbenzauber, wo es doch gar nicht mehr darauf ankam. Sollte er etwa über Verfall und nahendes Ende hinwegtäuschen?

Augustin fragte sich wieder einmal, warum er eigentlich Bergtouren unternahme. Er fand so wenig Vergnügen an ihnen! Naturschwärmerei war nicht seine Sache, jede Erscheinung führte ihn bald zu entlegenen Assoziationen, und seine Empfindungen glichen niemals denen, von denen in den Büchern die Rede ist. Vielleicht war es so, dass er ein Äsel mit dem anderen kurierte. Er war Neurasthener und daher oft menschenmüde – das trieb ihn immer wieder hinaus. Aber schon nach einigen Tagen war er ebenso naturmüde und wieder neugierig auf Menschen. Er ging dann sozusagen nur noch mechanisch durch die schönsten Landschaften, nur physisch anwesend, und sein Körper kräftigte sich mit jedem Tag, aber seelisch war er unbeteiligt.

Vielleicht war auch Masochismus im Spiel.

2000 m über NN

Er trat aus dem Wald. Die Sonne setzte sich jetzt endlich durch. Die letzten Nebelfetzen verwehten ins Nirgendwohin. Eine herrliche Landschaft war das hier, und vor allem: leer. Niemand war ihm bisher begegnet. Es ging noch immer bergauf, weit schweifte sein Blick über kahle, steinige Höhen. Unten war das Tal als unbedeutender Schlitz zu erkennen. Die Kette der jenseitigen Berge war überaus schroff. Er konnte sich kaum noch vorstellen, dort einmal herumgegangen zu sein.

Während er weiter rasch aufstieg und dazwischen manchmal stehen blieb, um in die Ferne zu schauen, erklang deutlich ein kleines musikalisches Thema in ihm. Die herbe felsige Landschaft brachte ein Stück Erinnerung in ihm zum Tragen. Es waren bloß drei Tage, ein Sich-aufschwingen aus Bedrückung und Erniedrigung, eine Art kurzer schriller Triumph, Reflex plötzlicher Freiheit. Dunkle Männerstimmen sangen, es war slawisch – da hatte er es: Es war das Motiv des Adlers, der verletzt ist und gefangen gehalten wird und am Ende freikommt. Sie sangen auf Tschechisch: Adler, Zar der Wälder – Er allerdings hatte den Wald schon unter sich, und es war ihm, diese Bergtour, ja die gesamte Reise läge bereits hinter ihm. Er freute sich schon auf den Winter und die künftige Erinnerung an den heutigen Tag. An einem Wintertag würde er sich erinnern und dann eine eisige und leidenschaftliche Musik hören, wie zum Beispiel Janáček's letzte Oper.

Augustin hatte sich am Fernblick schon satt gesehen. Die Nähe war viel interessanter. Er hob den Blick kaum noch. Die Steine zu betrachten, war auch reizvoll. Von Geologie verstand er allerdings so gut wie nichts. Vor allem liebte er die Steine, die einen Überzug von Glimmer hatten – seine Schwäche für alles Glänzende und Blendende. Dabei kam ihm jetzt wieder einmal ein Wort von Polgar in den Sinn: Dreck bleibt Dreck, auch wenn er phosphoresziert. In Gesellschaft zitierte Augustin den Satz gern, um fortzufahren: - aber er phosphoresziert eben doch! Der Oberflächenreiz war ihm schon lange zur Hauptsache geworden.

Der Weg senkte sich zweihundert Meter, um einen Tobel zu überwinden. Unten, wo das Schmelzwasser zwischen Schlamm und Geröll dahinschoss, wuchs bereits wieder verkrüppeltes Nadelgehölz. Hier entdeckte er auch einen Fliegenpilz, ein seltenes Exemplar in dieser Höhe. Rot und weiß leuchtete es ihm aus all dem fahlen Graubraun und Graugrün entgegen. Unter allen Pilzen ist dieser Giftpilz ohne Zweifel der schönste, sein Farbenspiel stimmt einen froh, stimmt optimistisch – nur essen darf man ihn nicht. Übrigens gewinnen alle Farben im Kontrast zu Weiß oder zu Schwarz. Mit Weiß zusammen erzeugen sie eine fröhliche Schönheit, mit Schwarz eine düstere.

Der folgende Anstieg führte steil durch eine Blockhalde. Auf einem der letzten großen Steinblöcke ließ er sich zum Picknick nieder. Wie sich der Stein in der Sonne bereits erwärmt hatte! In der frischen, klaren Luft eines späten Herbstvormittages saß er wie auf einer Ofenbank. Er lag halb im Liegen, den linken Arm aufgestützt, wie es im Altertum Sitte gewesen war. Nach und nach gab sein Rucksack Folgendes her: dünne Scheiben von feinstem Schinken; Knusperbrot, wie er es zu Hause nicht bekam; rahmigen, würzigen Käse aus einem Hochtal; weiße Schokolade und einen grünen, säuerlichen Apfel; Saft von Blutorangen. Er überlegte wieder einmal, ob es Gommer Käse hieß oder Gomser, wie er auch schon gehört hatte, und befand sich jetzt auf einer Höhe von

2200 m über NN

als man ihn hinterücks grüßte. Man wünschte einen Guten; vermutlich war sein Imbiss gemeint.

Von nun an war er nicht mehr allein. Im Gegenteil, immer wieder war er auf schmalen Weg und abschüssigem Terrain gezwungen, Paaren oder Gruppen auszuweichen, die ihm in dichter Folge und meist im Gänsemarsch entgegenkamen. Offenbar verhielt es sich so: Man fuhr in aller Regel von Fomaru mit der Seilbahn hinauf, um am Schluss nach Sant'Agata abzustiegen. Das war viel bequemer als umgekehrt. Nach zwei Stunden vollkommener Einsamkeit standen ihm jetzt zwei weitere auf überlaufenen Pfaden bevor.

Wenn er zur Seite trat und die Entgegenkommenden passieren ließ, musterte er sie jeweils kurz und intensiv. Da gab es beliebte Ehemänner in mittleren Jahren, deren Leibchen – rot oder weiß – die Bäuchen sehr knapp aufsaßen; dazu Lippen, die vom Gebrauch eines speziellen Lippenstiftes gebleicht waren. Sie wirkten auf Augustin wie Transvestiten beim Abschminken in der Garderobe eines Varietés. Eine andere nicht seltene Spezies waren Nonnen, die sich paarweise in der herrlichen

Gottesnatur ergingen. Ein traditionalistischer Bischof war seit längerem dabei, das Hochgebirge ringsum zu einer Festung der Rechtgläubigkeit auszubauen, und von allen Kontinenten strömte der priesterliche und klösterliche Nachwuchs ihm zu. Es gab ja ein wahrhaft gigantisches, nie zu befriedigendes Bedürfnis nach Rechtgläubigkeit. Augustin sah selbst afrikanische und asiatische Nonnen scherzend daherkommen. Eine Schweizer Klosterfrau frappierte ihn durch den Anblick eines leuchtend rotblauen Rucksackes auf schwarzer Ordenstracht.

Es war nicht viel anders als zu Zürich auf der Bahnhofstraße, fast ebenso belebt und eine ähnliche Völkermischung. Allerdings grüßte man sich hier immerzu, man kam aus dem Grünen und Gegengrünen nicht mehr heraus. Insbesondere die Einheimischen zeigten dabei im Gebirge gewöhnlich ebenso manische wie höchst rationale oder auch rationelle Züge; letztere suchten sich darin, dass sie Entgegenkommende gern im Plural auf einen Schlag abfertigten und abgrüßten: Grüezi miteneand! Ein rationalistisches Volk, diese Schweizer. Heute indessen hatten sie keine Gelegenheit, auf solche Weise summarisch zu grüßen, da sie jetzt nur ihm, dem Einzelgänger begegneten. Er seinerseits pflegte noch immer für jeden Gruß eigens zu danken, wenn auch zunehmend mürrisch. Zu Zürich auf der Bahnhofstraße war es weniger anstrengend. Doch konnte er sich gegen das Ende hin einen Scherz nicht versagen, er selbst rief einem, der allein daherkam, zu: Grüezi miteneand! Worauf der erst sich um- und dann ihn ansah: wie einen Berggeist von der gefährlichen Sorte.

2300 m über NN

Da oben lag Oberwinkelried. Ein langer Abstieg, ein kurzer Wiederanstieg, und er hatte den Weiler, der nur zeitweilig bewohnt war, erreicht. Inzwischen war der Strom der Seilbahntouristen allmählich versickert, an Ende ganz versiegt. Es war fast schon später Nachmittag, um diese Zeit brach keiner mehr auf, um von Fomaru über Oberwinkelried nach Sant'Agata zu gelangen.

Die Bauern von Oberwinkelried waren von anderem Schlag. Sie nahmen keine Notiz von Augustin, und wenn er als Erster grüßte, dankten sie nicht, sondern stampften weiter den Mist neben den uralten Gehäufen aus schwarz verkohltem Holz oder setzten die Schafschur fort. Er verspürte keine Lust, zu Fuß ins Tal abzustiegen, und beschloss, die Seilbahn zu nehmen. Damit fing nun alles an!

Die Station lag hinter der Häusergruppe und war unbesetzt. Ein Anschlag informierte dahingehend, dass der Betrieb vollautomatisch erfolge, man müsse sich telefonisch unten anmelden und dann in die bereitstehende Kabine einsteigen. Es meldete sich indessen niemand am anderen Ende der Leitung. Augustin gab nach drei oder vier Versuchen auf und trat nun doch den Fußweg hinab an. Er musste erneut den Weiler durchqueren. Die Bauern stampften noch immer in den Mistgruben oder schoren die Lämmer.

Hinter dem Weiler bog er jetzt rechts ab. Es ging gleich steil hinunter, erst über Wiesen, dann durch schüttereren Lärchenwald. Hier war er wieder allein. Nur auf einer Lichtung, schon ziemlich weit unten, hütete ein alter Mann eine Kuh. Sie graste im hohen, dicken Futter, er lag etwas abseits und sah seelenruhig in die Luft. Augustins eilige Schritte auf dem schmalen, immer noch steil abwärts führenden Pfad, hart an der Weide vorbeiführend, brachten ihn für zwei Augenblicke dazu, den Kopf zur Seite zu drehen und den Blick zu senken. Er grüßte nur kopfnickend und wandte sich dann wieder ab, um weiter in den blauer werdenden Himmel zu schauen, nicht einmal auf die Berge ringsum, nur fortwährend in den Himmel hinein. Über der Szene, so empfand Augustin es, lag mehr als nur Ruhe und Frieden, es war mehr als eine Idylle, es war Versenkung, Stillstand, ein Stilleben, in das er sich am liebsten auch zurückgezogen und eingeschlossen hätte: für lange Zeit. Aber er hastete weiter, der Nachmittag schritt ja auch immer weiter fort. Zeit, dass er zu Tal kam.

1500 m über NN

Endlich in Unterwinkelried! Da war die Mittelstation der Seilbahn, wo man auf dem Weg von ganz unten nach ganz oben – oder umgekehrt – die Kabine wechseln musste. Er ging die schmale Betontreppe an der Außenseite des grauen Würfels hinauf und betrat den schlecht beleuchteten Kasten. Ein Pfeil wies ihm den Weg zur Kasse. Hinter der Scheibe saß niemand. Er entdeckte den jungen Angestellten weiter hinten in einer Ecke des Kassenraumes; der kehrte ihm den Rücken, allein den Klängen aus seinem Kopfhörer hingegeben. Man mußte sich ihm bemerkbar machen, nur wie – stierte er doch immerzu auf die fensterlose Wand gegenüber. Dort hing ein Plakat, das für Flugreisen auf die Kanaren warb. Indessen spazierte jetzt eine Fliege über die kanarische Ansicht, setzte zum Rundflug an – und an sie heftete sich der Blick des Angestellten. Diesem glücklichen Umstand verdankte es Augustin, bemerkt zu werden. –Einmal nach unten, bitte.– Der andere sah ihn sprachlos an, vielleicht auch verständnislos. Dann schob er ein Pappörtchen herüber, das den Aufdruck Fomaru trug. Also war er doch verstanden worden, alles hatte seine Richtigkeit.

Die Kabine stand bereit, er hatte sie schon von der Kasse aus gesehen. Dann hatte er noch einige Minuten in einer kleinen Gruppe von Deutschschweizern zu warten. Sie unterhielten sich im Dialekt, er verstand sie nicht. Es waren keine Touristen. Augustins Blick war auf die Mauer vor ihm gerichtet; sie versperrte den Blick ins Tal. Wie würde die Kabine dieses Hindernis überwinden? Das war eine technische Frage, an und für sich belanglos. Der Gedankengang brach ab. Womit vertrieb er sich dann die Zeit? Vielleicht damit, an das Buch zu denken, in dem er jetzt abends las. Die Tür schloss sich automatisch, und die Seilbahn schwebte sofort – hinauf. Es gab da, natürlich, nichts zu begreifen, er war falsch eingestiegen, verdammt, und der lange Abstieg vorhin umsonst. Er hatte Mühe, seine Verärgerung vor den übrigen Fahrern zu verbergen.

2300 m über NN

Wieder einmal bezeichnend für ihn, dass er oben nicht auf die nächste Abfahrt warten konnte. Es war Trotz: jetzt erst recht. Den Ober- und Unterwinkelriedern wird er es schon zeigen. Und noch etwas war im Spiel: Allmählich verspürte er Widerwillen gegen Berge überhaupt und diesen Teil der Alpen besonders. Eine quälende Zwangsvorstellung kristallisierte sich in ihm: die Furcht, überhaupt nie mehr ins Tal zu kommen.

So durchquerte er den Weiler zum dritten Mal und nun beinahe im Laufschrift. Er sah keinen Menschen mehr, die Arbeiten um die Gehäfte waren eingestellt worden. Es herrschte bereits die empfindliche Kühle des nahenden Abends. Er lief so rasch hinunter, wie es nur möglich war. Das fehlte noch, dass er stürzte und in der Einsamkeit liegen blieb – Er kam schneller voran, da er den Verlauf des Weges schon kannte und bei Abzweigungen nicht erst überlegen musste. Vieles erkannte er wieder: den Stumpf der Lärche, in die ein Blitz gefahren war, die Fassung eines Baches unter einem Weg hindurch (und er war doch überspült worden), die Kotspuren einer Schafherde, die vor Tagen hier geweidet haben musste. Es kam ihm vor wie ein Film, der zweimal hintereinander abgespult wird; in welchem Fall seine eigene Sinneswahrnehmung der Projektor war. Nur die Lichtverhältnisse hatten sich verschoben, ein wenig ins Verdämmende hinüber. Mit der Beleuchtung stimmte etwas nicht, ein Defekt, das kam vor.

Zu der völlig identischen Szenerie gehörte auch der erneute Anblick des alten Hirten. Wieder sah der nur kurz herüber, um sich gleich abzuwenden. Aus seinem Blick ersah Augustin, dass der Hirt ihn durchaus nicht wieder erkannte. Keine Spur hatte er im Bewusstsein des Alten eingeritzt, es würde ihm auch zu wiederholten Malen nicht gelingen. Er lebte hier in seiner eigenen Welt, in einer tiefen und idiotischen Glückseligkeit.

1000 m über NN

Warum hatte er am Punkt 1500 nicht erneut versucht, die Kabine hinunter zu bekommen? Wieder dieser Trotz - ich schaffe es schon. Dann die Ungeduld, die Unmöglichkeit zu warten. Und da er nicht fünfzehn Minuten hatte warten wollen, würde es ihn noch einmal eine Stunde kosten, mindestens. Die Luftseilbahn rauschte jetzt kaum hörbar über ihn hinweg, in gerader Linie auf Fomaru zu. Er selbst kam nach nicht enden wollenden Serpentinaugen auch dort an, als es schon finster war.

Zum Glück fuhr der nächste Zug talwärts bald darauf. Der Pfiff des Bahnbeamten erinnerte Augustin an Murmeltiere, wie er sie früher schon gesehen und gehört hatte. Richtig, Murmeltiere hatte er auf dieser merkwürdigen Tour heute wieder nicht zu Gesicht bekommen!

Ende in 500 m über NN

Äpfelndassundmandelkern

Ich liebe Schulerinnerungen. Die sanfte Idiotie jener langen Jahre verschaffte mir ein Gefühl von Geborgenheit, wie ich es später nie wieder empfunden habe. Man dämste in überheizten, schlecht gelüfteten Klassenzimmern. Der Singsang der Lehrerstimme. Hallende Schritte vom Flur her. Ein lautes Glucksen in der Heizung. Vor einem gebeugte Rücken. Neben einem aufgestützter Ellenbogen.

Susi, acht Jahre alt, soll das auswendig gelernte Gedicht aufsagen. Sie tut es mit Feuereifer, sie liert es herunter: „Äpfelndassundmandelkern“ Sie ist hoch konzentriert, starrt den Lehrer an, hat kleine Schweißperlen auf der Stirn. „Nicht so rattern! Noch mal von vorn, aber langsam und die Wörter einzeln betonen.“ Susi versteht nur, dass sie noch einmal anfangen soll. Sie hat einen frühkindlichen Hirnschaden. In der Grundschule kommt sie oberflächlich mit und gelangt doch nicht zu wirklichem Verständnis. Sie wird schon wieder schneller, nuschelt und liert und rattert: „Äpfelndassundmandelkern“

„En classe!“ „En classe“ Wir lesen im Chor Französisch aus dem Lehrbuch für Anfänger. Der Lehrer wirkt immer ein bisschen arrogant und vor allem gelangweilt. Wir halten ihn daher irrtümlich für einen Franzosen, den es über die Grenze verschlagen hat. „J'ai un cra-yon! Nous avons deux cra-yons!“ Hier wird nicht geleiert, sondern wie Kaugummi in die Länge gezogen. „Mein Gott“, sagt der Lehrer, „so einen Chor wünscht man sich, wenn man mal nicht einschlafen kann. Mehr Tempo!“

Wenn ich, selten genug, am Gymnasium vor der Klasse ein Gedicht aufsagen muss, bin ich leicht abzulenken und gerate dann unfehlbar ins Stocken. Fadenriss. Peinlich. Dabei kenne ich den Text gut. Doch etwas in mir sträubt sich gegen dieses Aufsagen. „Das war keine Glanzleistung“, sagt der Lehrer, als ich abtrete.

„Wir lagen vor Ma-da-gas-kar“ Wir liegen zum dreihundertsten Mal vor Madagaskar und es klingt so schaurig aus den Kehlen stimmreicher Knaben. Dazu die höheren Mädchenstimmen, das hört sich an wie ein gemischter Chor aus Kreissägen und Traktoren, deren Räder sich im Schlammboden festgefahren haben. Wenn wir bei seinen Kompositionsbeispielen einzuschlafen drohen, sagt der Musiklehrer: „Ich will Ihnen hier keine unterhaltsamen Stunden bereiten.“ Wir ihm auch nicht. Madagaskar! Muss eine Ströflingsinsel gewesen sein.

In der letzten Klasse vor dem Abitur sagt die Mathelehrerin: „Auch ein fauler Apfel, der vom Stamm fällt, ist reif.“ Das ist auf uns gemünzt. Dreizehn Jahre sind um, das Ziel ist nahe, wenn auch immer noch sehr undeutlich, verschwommen.

Schulweg der Erinnerung

Dienstags war anstelle der ersten Unterrichtsstunde Schulgottesdienst, nach Konfessionen getrennt. Ich hatte mich schon vom Religionsunterricht abgemeldet und nahm dann einen Zug später. Mit mir strömten viele andere Gymnasiasten aus dem Bahnhof. Da war auch Sigi, einer meiner besten Freunde. Am Dienstag hatten wir mehr Zeit und nahmen nicht den direkten Weg durch den Park, sondern einen Umweg durch die Altstadt.

An der ersten Ecke war M... zu Hause. Seine Leute hatten eine Maschinenbaufirma. M... war groß, schwarzlockig, dunkeläugig, lachlustig. Unter seiner Munterkeit sah man einen ernsthaften, guten Charakter durchschimmern, etwas wie natürliche Gabe. Sein Bemühen, wahrhaftig zu sein und dem anderen gerecht zu werden, war so stark, dass er sich beim hastigen Sprechen leicht verhaspelte und vor Eifer errötete. Von ihm ist ein selten reiner Eindruck in mir zurückgeblieben. Warum habe ich nie versucht, ihm näher zu kommen?

Hundert Meter weiter stand in einem kleinen Park, eingezwängt zwischen Fluss und Bundesstraße, das in meinen Augen wichtigste Gebäude der Stadt. Nein, nicht die Schule - in dem kleinen Barockpalais war die Kreisbibliothek untergebracht. Mit fünfzehn betrat ich sie zum ersten Mal. Nach zwei Jahren war die Jugendsparte ausgelesen und der Bibliothekar ließ mich in die Lesewelt der Erwachsenen. Bald bat ich ihn um "Der Mann ohne Eigenschaften". Er holte das Buch aus dem Archiv, staubte es andächtig ab und sagte mit beinahe religiösem Ernst: "Eines der besten Bücher, die wir haben." Ob er mir auch "Fluss ohne Ufer" ausgehändigt hätte? Da ich die Ausleihfrist von vier Wochen einhalten wollte, hatte ich pro Abend etwa fünfzig Seiten von Musil zu bewältigen. Es lief auf kursorische Lektüre hinaus. Erst später habe ich ihn gründlich gelesen.

Wir überquerten die Bundesstraße und standen vor einer Geschäfteauslage. Wann immer wir, Sigi und ich, dort vorbeikamen, stritten wir uns, wer die schwarze und wer die ockergelbe Lederjacke kaufen dürfte. Wir taten immer so, als würden wir bald das Geld dafür besitzen. Davon konnte jedoch keine Rede sein. Jahrelang stachen uns Material und Schnitt in die Augen.

Dann kam ein langes, hohes Gebäude, das Schlosstheater. Ein Schloss stand hier schon lange nicht mehr, das Theater war aus unserem Jahrhundert. Die Landesbahn gab in ihm für die oberen Schulklassen Vorstellungen, denen nicht leicht zu folgen war. Das lag weniger an den Stücken als an den vielen Lkws, die draußen vorbeidonnerten und die Dialoge in Fragmente zerhackten. Einmal gab es "Die schmutzigen Hände" von Sartre. Ein anderes Mal sang hier bei einer Schulfest Frau Dr. S..., Lehrerin für Latein und Deutsch, Kunstlieder, ich glaube, auch etwas von Schubert. Der Busen wühlte sich, zierlich presste sie die Fingerspitzen gegeneinander. Wie es scheint, waren wir noch nicht reif für ihren vollen, wohl klingenden Mezzosopran. Einige gackerten boshaft: "Der Spatz von O...!" Nachher wurde lange und frenetisch geklatscht und getrampelt. Die Künstlerin ließ sich nicht täuschen und gebot mit ärgerlicher Handbewegung Ruhe.

An der Marktplatzecke lag die Buchhandlung, die einen Winter lang von meinen Kameraden beklaut wurde. Es waren gerade die am wenigsten an Büchern Interessierten, die es als Mutprobe und Sport betrieben. Als die Inventur den Umfang des Schadens offenbarte, trat der Buchhändler bekümmert den Gang zum Schuldirektor an. Die Klassenlehrer redeten Tacheles in den Stunden. Die Täter machten sich öffentlich. Sie ersetzten den Schaden. Polizei wurde nicht eingeschaltet. Dann war es ausgestanden und wurde allmählich vergessen. Unter den Bücherdieben war einer, der jahrelang mein Denken und Fühlen beherrschte. Schon lange ist er mir gleichgültig.

Noch eine enge Altstadtgasse, dann eine breitere Geschäftsstraße mit Giebelfronten, alle im Zopfstil des 18. Jahrhunderts. Und nun der sehr steile Anstieg den Berg hinauf, auf dem unsere Schule thronte - das Institut, die Anstalt. Unterwegs konnte man in einer kleinen Grünanlage verschlafen und über die roten Dächer der alten Häuser blicken. Die Schule oben, ursprünglich ein Lehrerseminar

aus dem 19. Jahrhundert, hatte zu Nachbarn das finstere Amtsgericht und die kleine Brauerei, deren malzige Abluft oft den ganzen Hagel einhallte.

Viele standen jetzt mit uns vor dem Haupttor. In der Aula mussten die Evangelischen bald fertig sein. Die Katholiken kamen gerade auch den Berg herauf, sie hielten Schulmesse unten in der Kirche. Einer von uns sagte: "Also ab in den Bau!" Wir ließen uns wieder fur einen Vormittag einschließen, sozusagen.

Vierzig Jahre ist das schon her? Nein, dieser Weg hort nie auf.

Die Konfirmation

Der Jüngere von beiden hieß aber lassen wir das, er lebt ja vielleicht noch und amtiert woanders. Bei uns predigte er damals erst seit kurzem; ein Vierteljahrhundert ist das jetzt her. Er predigte gern, mit feinem und oft auch malizi sem Lächeln, mit sichtlicher Freude am eigenen, gut ge lten Redefluss. Das Lächeln verstärkte sich an hohen Festtagen oder wenn sonst ein Anlass mehr Mitglieder als gewöhnlich in das viel zu geräumige Kirchenschiff trieb. Heute erblicke er, rief er dann von der hohen Kanzel herab, viel mehr Kämpfe als leider üblich.   Die Kämpfe senkten sich, wie einer Schuld bewusst.   Viel mehr F h e hätten den Weg zum Herrn gefunden als sonst ein ganzes Jahr lang.   Einige F h e scharrtten.   Ja, so gehe es zu in einer Welt, in welcher der Geist willig und das Fleisch schwach. Allzu viele lebten Jahr um Jahr nur dahin wie s liebe Vieh. Und da sei doch einer, der befohlen habe: Stehe auf und wandle!   Er hangelte sich weiter von einem Bibelzitat zum anderen, und das Lächeln wurde, mit jeder Spitze, immer spitzer und spitziger.

Wie s liebe Vieh   zweifellos war das seine Lieblingsphrase. Auch wir bekamen sie zu hören, als Katechumenen und Konfirmanden, zwei Jahre lang. Im Gemeindesaal hatten wir ihn nahe vor uns und sahen jetzt viel deutlicher als in der Kirche das feine, spitzige, malizi se Lächeln. Was an dem Mann abstie    uns von ihm und ihn von uns   hätten wir nicht genau zu sagen vermocht, doch fühlte jeder, worauf es hier ankam, was wir für ihn waren: Vieh vom Vieh.

Sein Amtsbruder hieß Schuster und war, obwohl viel älter, keineswegs gütiger. Es war derselbe Stoff, nur in der Leideform. Dort das Spitzige, Aggressive, hier das Verletzte, Gekrümmte. Sie wirkten wie ein Figurenpaar am Chorgestühl des Ulmer Münsters: antagonistisch, doch vom selben Holz; von Geist konnte hier ja nicht die Rede sein.

Die Gemeinde war groß und hatte daher st ndig zwei Pfarrer im Amt. Sie teilten jede Aufgabe: predigen, taufen, beerdigen. So verfuhrten sie auch beim Pfarrunterricht und bildeten aus jedem Jahrgang zwei Gruppen. Ich gehörte zu Schusters Haufen, doch da er oft krank war, hatten wir es viel mit dem f chsich lächelnden Jüngeren zu tun. Schuster lächelte nie. Er war und blieb uns fremd. Weit im Norden geboren und erst bei Kriegsende in unsere Gegend gekommen, hatte er es in zwanzig Jahren nicht gelernt, den Dialekt zu verstehen, geschweige sich selbst verständlich zu machen. Die Zwölf- bis Vierzehnjährigen vor ihm h rten sonst Tag für Tag nur ihre breite heimatliche Sprache, zu Hause, in der Schule, auf der Straße. (Beim Fernsehen waren die Bilder die Hauptsache.) Und nun dieser Graukopf da vorn: eine unverständliche Rede, unverständliches Zeug, Glaubensartikel vergangener Jahrhunderte, Liedtexte aus dem Dreißigjährigen Krieg  ! Erst breitete Langeweile sich aus, dann Unruhe. Sie tobten. Der Alte war schwach, auch seine Stimme war dürftig. Dennoch versuchte er, sie zu überschreien. Es misslang, sie tobten noch mehr.

Schuster war leidend, er hatte es mit dem Herzen. Und dass er die Kontrolle über uns immer wieder verlor, verschlimmerte sein  ebel noch. Er presste dann die Hand auf das kranke Herz, beschuldigte uns, sein Ende zu beschleunigen, und lief für einige Minuten hinaus auf den Pfarrhof. Wenn es ihm besser ging, kam er zurück und flüchtete sich in einem Anfall sonderbarer Ironie zu Paul Gerhardt oder einem anderen Poeten und rief uns, den Anfang eines alten Gesangbuchverses zitierend, sarkastisch und böse zu: Valet will ich euch sagen!   Leider verstand niemand, was Valet eigentlich meinte.

Neue, mir noch unbekannte Ausdrücke reizten mich damals schon. Auch hatte ich vielleicht als Einziger die seltsame Befriedigung erfasst, die über Schusters Züge huschte, als er den frommen Liedtext ironisch benutzte: ein s her Trost aus Wörtern nur, denn an seiner kläglichen Rolle änderte sich ja nichts.

Meine Aufmerksamkeit galt damals nur nebenbei dem Pfarrer. Meist  ugte ich nach einem Jungen, der links hinter mir d ste, sich r kelte oder frech grinste   wenn er überhaupt da war. Er schw nzte

fast jedes zweite Mal, und zum Gottesdienst kam er schon lange nicht mehr. Wir alle gingen regelmässig hin und bekamen jeden Sonntag den kleinen Stempel ins Kontrollbuch. Er war uns bereits von der Kanzel herab als warnendes Beispiel vor Augen oder besser: vor Ohren geföhrt worden. Schuster drohte, ihn nicht zu konfirmieren. Der Junge hieß Rolf und kam aus ärmlichen Verhältnissen. Es schien ihn nicht weiter zu beröhren, vielleicht nicht konfirmiert zu werden. In letzter Zeit trug er, als Erster und Einziger weit und breit, eine schwarze Lederhose, eine Aufmachung, die ich ziemlich aufregend fand. Ich wollte ihn fragen, wo er sie gekauft hatte, doch es war schwer, an ihn heranzukommen.

Bereits im Februar planten die Familien, die es anging, ihre Konfirmationsfeiern. Auch bei uns zu Hause war oft die Rede davon. Meine Geföhle waren gemischt. Es war mit Geschenken zu rechnen, vor allem auch mit Geld. Ich war in dem Alter, in dem man die ersten größeren Anschaffungen plant. Bargeld war mir willkommen, aber keine Gäste, die für ihre Geschenke Gegenwerte erwarteten: Bewirtung und Geselligkeit, meine Anwesenheit und vor allem meine Dankbarkeit. Ich wäre damit einverstanden gewesen, wenn uns der Postbote die Geldgeschenke in Briefumschlägen gebracht hätte. Dann hätte ich mich schriftlich bedankt, eine feine Sache, sauber und ordentlich abzuwickeln. Stattdessen drohte die gleichzeitige Invasion sämtlicher Verwandten, deren vereinzelte Besuche mir schon die gewöhnlichen Sonntage vergällten. Ich war noch sehr jung, mein Wesen hatte sich meiner Umgebung noch kaum entöhlt; vielleicht war ich von Natur aus ungesellig.

Ich schlug meiner Mutter vor, auf die Feier zu verzichten. Wir sollten uns die Ausgaben ersparen und am Tag der Konfirmation einen Ausflug unternehmen. (Und vielleicht wären dann ja doch einige Briefumschläge eintreffen.) Meine Mutter lächelnte, sehr angenehm beröhrt. Den Trubel hasste sie ebenso wie ich. Sie erwärmte sich geradezu an der Vorstellung, wie wir auf und davongehen wären –“ sagte dann aber, es ginge nicht: Was wären die Leute sagen.

Meine Eltern verhandelten schon mit Sieglindes Eltern. Wir waren mit der Familie befreundet. Sieglinde war mit mir gleichaltrig und sollte auch konfirmiert werden. Es war zu erwarten, dass Sieglindes Gratulanten zum Teil auch unsere Gäste sein wären. Um Absagen, Ausfällen von Geschenken und anderen Enttäuschungen vorzubeugen, beschlossen die zwei Elternpaare, dass in einem der beiden Häuser einen Sonntag später gefeiert würde. Das Los entschied, Sieglinde musste eine Woche warten.

Zur selben Zeit diktierte Schuster uns eine lange Liste von Texten, die wir zur Konfirmation auswendig lernen sollten. Wir wären ja noch geöhft werden. Alles musste klar, protestantisch rechtschaffen und rechtschaffen protestantisch vor sich gehen. Eine entmutigend lange Liste von Liedern aus dem Gesangbuch: Valet und so weiter. Und dann die Glaubensartikel. Wir bekamen jeder ein Heft, in dem die Dogmen der protestantischen Kirche in Frage-und-Antwort-Form abgehandelt waren. O ja, auch der Protestantismus hatte seine Dogmen. Üblich war es, die Präflinge Tage vor der Konfirmation in einem Extra-Gottesdienst nach ihren Kenntnissen zu befragen. Eine Probe im Pfarrunterricht zeigte, wie Schuster sich das dachte. Er las die kanonischen Fragen Wort für Wort aus dem Heft ab, und wir sollten die spitzfindig formulierten Antworten Wort für Wort aufsagen –“ aus dem Gedächtnis; wobei es auf jedes Wort ankam, kein Noch und kein Auch durfte fehlen. Nicht vorgesehen waren irgendwelche Abers, Jedochs und Trotzdem. Die freie Rede war von vornherein veröhnt. Nicht auf den Inhalt kam es an, nur aufs Wiederkehren.

Jene Artikel waren mir durch den Unterricht vom Hölrensagen bekannt. Intelligent und faul, wie ich war, hätte ich darüber und das heißt darum herumreden können; Jahre später nannte man das diskutieren. Ich fand, das müsste zur Not ausreichen. Nun also zu den Liedern! So leicht sich meinem Gedächtnis Zitate aus meinen Lieblingsbüchern einprägten, so schwer fiel mir das Auswendiglernen von Gedichten für die Schule. Gegen Lyrik war ich früh immun. Und diese Verse hier waren noch ärger. Entweder verstand ich nicht, worum es ging, oder ich verstand es zu gut. In beiden Fällen lief es jetzt auf dasselbe hinaus: Blockade des Gedächtnisses. Ich mühte mich fünfzehn Minuten. Oder waren es zehn? Oder nur fünf? Fest steht, dass ich dann bedingungslos

kapitulierte und keinen zweiten Versuch mehr unternahm.

Es wird schon irgendwie klappen! Wie schließlich gelang es mir, mich mit dieser Formel zu beruhigen und auf den günstigen Ausgang der Sache zu vertrauen. Dass allerdings am Prüfungstag Tante Adolphine unter den wenigen Zuhörern zu erblicken war, dämpfte meine Zuversicht etwas. Die Tante, eine ebenso glaubenseifrige wie geschäftstüchtige Schwester meiner Großmutter, hatte sich neulich mit der jüngsten der sieben Schwestern überworfen und von ihr einen Brief erhalten, darin war von Heuchelei und Gewinnsucht und einem christlichen Mäntelchen die Rede gewesen. Sie hatte ihn uns zornbebend vorgelesen. Die Tante wirkte mir ernst und gefasst zu. Es war vielleicht aufmunternd gemeint, kam mir aber drohend vor. Ich nahm in der vierten Reihe Platz, der letzten für uns Prüflinge, die kritische Tante im Nacken.

Und es klappte dann doch vorzüglich. Schuster hielt sich an die Wenigen, die sich freiwillig meldeten, wenn er, taktisch klug, seine Fragen an alle zusammen richtete. Er verhielt sich wie jeder vernünftige Gläubiger gegenüber einer Schar von Schuldner, die gemeinsam haften: Er mied die unsicheren Kantonisten und pickte sich die solventen Kunden heraus. Tatsächlich hatten einige Mädchen den gesamten Stuss auswendig gelernt und waren begierig, Zeugnis ablegen zu dürfen, wenn nicht von ihrem Glauben, so doch von ihrer Mähe. Wie Schnellfeuergewehre ratterten sie die Artikel und die Liederbuchverse herunter. Zum Schluss, um den Schein zu wahren, gab es noch ein paar Fragen an einige der bis dahin Verschwiegenen. Diese haspelten sich irgendwie durch, mit dem Beistand wissender Nachbarinnen oder indem sie einfach aus Heft oder Buch ablasen, die offen auf dem schrägen Bord vor ihnen lagen, unsichtbar für Schuster und das Presbyterium, nicht zu übersehen für die kleine Gemeinde hinter uns. Ich blieb verschont, und für alle hier es am Schluss: Bestanden.

„Du hast dich ja überhaupt nicht gemeldet!“ Tante Adolphine lauerte mir an der Kirchentür auf. „Eine Enttäuschung für mich.“ Dabei schob sie mir einen Umschlag zwischen die Finger, in dem ich Bargeld vermuten durfte; es war der erste seiner Art. Er enthielt, wie ich hinter der nächsten Straßenecke feststellte, fünfzig Mark, damals ein stattlicher Betrag. Als belastend, wie eine Hypothek, empfand ich jedoch den verächtlichen Gesichtsausdruck der Tante vorhin bei der Übergabe. Er besagte nur das eine: Fehlinvestition!

Als ich nach Hause kam, stieß ich in der Küche beinahe mit einer Nachbarin zusammen, die gemeinsam mit meiner Mutter Backbleche einfettete. Die Vorbereitungen auf das große Fest liefen an. Ich stellte bald fest, dass ich bei derart ernsthafter Arbeit nur stehen konnte, und zog mich auf mein Zimmer zurück.

Endlich Palmsonntag! Die Kirche war überfüllt. Rolf stach in seinem neuen himmelblauen Anzug von allen anderen ab, ich fand: zu seinem Vorteil. Natürlich war jetzt keine Rede mehr davon, ihn nicht zu konfirmieren. Schuster predigte erst und verteilte dann Bibelsprüche, er hatte für jeden einen ausgewählt und ihn handschreiben lassen. Da er uns nicht persönlich unterschied, lief das auf eine Lotterie frommer Zitate hinaus. Auf meinem Blatt las ich:

Herr, führe mich auf der Steige Deiner Gebote!

Einem altklugen Kind wie mir musste das wie ein ironischer Kommentar zu dem Lebenswandel vorkommen, den ich zwar noch nicht begonnen hatte, doch voraussichtlich führen würde. Beim Nachdenken, was es mit der Steige auf sich haben konnte, stürzte mich Onkel Georgs Lamento (ohne Trionfo) über den verlorenen Zwanzig-Mark-Schein. Als ihm die Sammelbüchse gereicht wurde – ein Kelch, der nicht an ihm vorbeiging –, war er ohne irgendeine kleine Mähe gewesen und hatte sich unter Schmerzen von einem halben Tagesverdienst getrennt. Gar nichts zu geben, war natürlich nicht in Frage gekommen – was hätten dann die Leute rundherum gedacht! Jetzt beklagte er sich laut bei meiner Mutter und mir, als hätten wir ihn geschädigt. Wir beide fuhren in seinem Wagen mit, da mein Vater zu Hause geblieben war. Um mich abzulenken, ging ich Wortfelder durch,

wie in der Deutschstunde: Steige, Absteige, verstiegen â€

Das Fest war dann fÃ¼r mich bei weitem nicht so schlimm, wie ich befÃ¼rchtet hatte. Nicht ich stand im Mittelpunkt, sondern die Feier selbst, sie kreiste um sich selbst, ohne erkennbaren Sinn, Zweck oder Mittelpunkt. Allgemein aÃ¼ und trank man viel und sprach sehr laut. Mein Gott, wie viel LÃ¼rm sie damals machten, unsere GÃ¼ste! Sie hatten es eilig, zu Tisch zu kommen, und hielten sich nicht lange damit auf, mir GlÃ¼ck fÃ¼r meinen Lebensweg zu wÃ¼nschen und dabei die Geschenke loszuwerden. Ich kam mir vor wie ein Kassierer, bei dem man ja auch nicht lange verweilt. Sie interessierten sich viel weniger fÃ¼r mich als fÃ¼r die Gesichter aus ihrer eigenen Generation: Geschwister und SchwÃ¼ger und SchwippschwÃ¼ger. Junge Leute waren kaum da.

Oma Berta war auch gekommen, die Mutter meines Vaters, eine Oma zweiter Klasse. Zur Feier des Tages hatte sie die wenigen ihr verbliebenen Haare mit der Brennschere bearbeitet und zurechtgelegt. Dass sie vor Zeiten etwas Besseres gewesen war, vor ihrem Bankrott und Ruin anno dreizehn, kam auch ans festliche Licht dieser Familienfeier. Sie nahm nicht einfach am Tisch Platz, sondern lieÃ¼ sich zur Tafel fÃ¼hren und entfaltete dabei eine zitterige Grazie. Sie trank nicht einfach wie alle anderen, sondern stellte einem vor Augen, was es bedeutet: sein Glas zum Mund fÃ¼hren. Was tat es, wenn sie dabei ein wenig von dem Wein verschÃ¼ttete â€ auf die Handbewegung kam es an, die sie allein von uns Ã¼brigen unterschied und die an eine lÃ¼ngst hingsunkene, prÃ¼chtigere Zeit gemahnte (- nobles Wort zu nobler Geste). Im Ã¼brigen bat sie die festlich Versammelten im Hinblick auf ihr hohes Alter, die schmackhaften Bissen und besonders das ihr schon vorgeschnittene Fleisch mit der Gabel in der Rechten zum Mund fÃ¼hren zu dÃ¼rfen. Das war zwar unvornehm, nur wie gesagt, sie war schon etwas zitterig.

â€Der Pfarrer! Der Herr Pfarrer!â€ Einmal trat nun doch Stille ein. Schuster lieÃ¼ sich an diesem Tag durch seine Frau von Feier zu Feier chauffieren und blieb Ã¼berall fÃ¼nf oder zehn Minuten. Ob er sich auch bei Rolf blicken lieÃ¼, in der Hottentottensiedlung? Das konnte ich mir kaum vorstellen. Er sah aus wie ein erschÃ¼pfter Politiker am Ende des Wahlkampfes und aÃ¼ ein halbes StÃ¼ck Sandkuchen â€ die Frau Pfarrer verweigerte jeden Bissen -, und er lÃ¼chelte dÃ¼nn, o ja, Schuster lÃ¼chelte, was noch nie erlebt worden war. Heute war ja Konfirmation und damit zum GlÃ¼ck nun alles vorbei.

Kaum war er weg, setzte das Geschnatter wieder ein. Meine Oma â€ die richtige Oma â€ schrie Ã¼ber alle KÃ¼pfe hinweg: â€Bei Opas Geburtstag taucht er jetzt auch immer auf! Seit Opa siebzig ist! Er muss doch wissen, dass wir nicht in der Kirche sind! Seit fÃ¼nfundvierzig Jahren schon! Aber er riecht wohl den Braten, der Herr Pfarrer!â€

Alle lachten. Nur Tante Adolphines Gesicht wies Flecken voller EntrÃ¼stung auf. Immerhin brachte sie Kraft auf, nichts zu sagen.

Beim Aufbruch verfehlte Onkel Georg die richtige Zufahrt zur StraÃ¼e. Das GelÃ¼nde um unser Haus war etwas unÃ¼bersichtlich, er verfuhr sich und blieb im Schlamm stecken; zudem drohte der Wagen, einen Abhang hinunterzurutschen. Wir gingen mit den Ã¼brigen GÃ¼sten hinaus und halfen ihm, sein Auto wieder flottzukriegen. Der Einfachheit halber verabschiedeten sich die letzten GÃ¼ste dann gleich drauÃ¼ von uns. Wir kehrten ziemlich verdreckt ins Haus zurÃ¼ck.

Ich inspizierte sofort die Geschenke: einige praktische Sachen, viele BlumentÃ¼pfe - Azaleen vor allem â€ und Geld, noch mehr Geld, als ich gedacht hatte. Es waren sechshundertundfÃ¼nfzehn Mark, wie eine erste ZÃ¼hlung ergab und eine zweite bestÃ¼tigte.

Wir rÃ¼mten auf. Es war schon spÃ¼t, als wir das GrÃ¼bste hinter uns hatten. Vor dem Einschlafen blÃ¼tterte ich im Neckermann-Katalog. Was ich mir von dem Geld alles kaufen konnte: ein Zelt, ein Fahrrad, eine Lederhose und â€ eine Schreibmaschine â€

Die Azaleen schmissen wir schon nach einer Woche fort. Sie waren total verlaust.

(Geschrieben 1989)

Auch ich war mal in ...

Heute werfe ich einmal die Frage auf: Bis zu welchem entferntesten Punkt bin ich jemals in einer Himmelsrichtung gekommen?

NACH SÄEDEN? - Ich glaube, es war Syrakus auf Sizilien. Wir fuhren von Catania, wo wir logierten, mit dem Zug an der Küste entlang. O, diese Küste - wer sie je gesehen hat, wird mir beipflichten: Es gibt nichts Vergleichbares, es gibt nichts - Abscheulicheres als die Petrochemie von Augusta ... Wir besichtigen also Syrakus in der Mittagshitze. Kein Mensch außer uns auf den Straßen â€“ und ich liege abends mit einem Sonnenstich auf dem Hotelzimmer.

Es kann anstelle von Syrakus auch Alexandria, Virginia, gewesen sein, ein Vorort von Washington D.C.. Ich müsste mal im Atlas nachsehen. Eine männliche Scarlett O'Hara hatte mich dorthin abgeschleppt, eine wirkliche Südstaatenscheinheit, und als wir das heruntergekommene Hochhaus betraten, sagte er ganz nonchalant: "It's like a slum." Das war echter Süden.

NACH WESTEN? - Schon wieder ein Vorort, diesmal von Chicago. Arlington Park, da ist die weltberühmte Pferderennbahn der Stadt. Ich habe darüber schon einmal geschrieben. Leider war gerade Rennpause - sagt man so? - und selbst Training gab es kaum zu sehen. Wenn ich bedenke, dass dies der westlichste Punkt in meinem Leben war, kommt mir dieses Leben beinahe verpfuscht vor.

NACH OSTEN? - Von Wien mit der S 7 nach Hainburg. (Bitte betonen Sie auf -burg.) Ich stand auf einem Hügel nahe der Donau und sah hinüber auf Bratislava, das alte Pressburg. Damals war die Grenze noch dicht, nur an wenigen Punkten passierbar. Ich sah mir Bratislava von fern an und stellte fest, dass es vor allem aus Plattenbauten bestand. Es sah aus wie München-Neuperlach, Köln-chorweiler und Hamburg-Steilshoop zusammen. Da überkamen mich heimliche Gefühle und ich fuhr rasch zurück ins alte Wien.

NACH NORDEN? - Vor Bykle ist das norwegische Setesdal sehr eng. "Big mountains!" sagte bei unserer Ankunft der alte Mann, der Vermieter unserer Hütte. Schwarze, feucht glänzende Wände ragten senkrecht himmelhoch in die Höhe. Die Sonne kam erst um elf zum Vorschein und verschwand um zwei Uhr nachmittags. Es regnete ohnehin meistens.

Die Deutschen hatten im Zweiten Weltkrieg Schützengräben in den Felsboden des Talgrundes gesprengt und die Norweger später Holzhöhlen darüber gebaut, um sich dafür an deutschen Touristen zu rächen. Unter den Höhlen, in den Gräben flüchteten sich die Mäuse pudelwohl, sozusagen. Ich sehe uns noch, jeder in seinem Schlafkoben, und höre meinen Freund flüstern: "Arno, hörst du die Maus?" Die Matratzen waren zerfressen.

Wir kauften Mausefallen. Sie guillotinierten die Nager im Zehn-Minuten-Takt. Mein Freund schaffte die vielen Kadaver fort. Dafür holte ich Holz aus dem Schuppen und fauliges Wasser aus dem Holzbrunnen. Ja, wir mussten im August heizen und wir hatten zwei Wochen lang Regenwetter. Entmutigt strichen wir die dritte Woche. Am Tag der Abreise war dann strahlend schönes Wetter. Jetzt erkannten wir doch noch, wie herrlich die Welt war.

Über sieben Brücken sollst du humpeln

Eine Flut bricht über Deutschland herein, die Dämme sind längst gebrochen. Fast alle jungen Leute machen wieder Gedichte. Unser Land ertrinkt in Lyrik. Der Verfasser dieses Textes hat zeitlebens Gedichte gelesen, doch selbst nie eines verfasst. Er war sich sicher: Du kannst das nicht, es fehlt dir das nötige Gefühl für Musikalität, für Melodie und Rhythmus im strengen Sinn. Sein Deutschlehrer raunte früher schon mal einen Schüler so an: Sprachgefühl wie eine asiatische Sumpfschildkröte!

Heute machen die Sumpfschildkröten Gedichte. Seriösen Schätzungen zufolge werden im deutschen Sprachraum jährlich fast 500.000 Gedichte ins Netz gestellt. Ich habe in letzter Zeit etwa ein Promille der Jahresproduktion gelesen. Was mich dabei am meisten verblüffte, war die Zeitlosigkeit vieler dieser Werke. Sie erinnerten mich nicht nur an das Poesiealbum meiner Mutter (geb. 1924), sie wirkten oft wie daraus abgeschrieben. Schon gut, der Mensch ändert sich nicht, die großen Themen bleiben dieselben: Herzeleid und Liebesfreud. Doch die Sprache ändert sich mit jeder Generation, dachte ich. Nun, das Herzschmerzgedicht von heute entspricht allzu oft einem lyrischen Versuch von 1938.

Was kommt heraus, wenn man gebrochene Herzen mit eingestürzten Brücken kreuzt? Gebrochene Brücken! Sieben davon präsentierte uns eine junge Lyrikerin im Netz, ungelogen. Ich wollte schon kommentieren: Mann, da hat der Zahnarzt aber zu tun – als mich eine Hemmung überkam. Unter dem Gedicht bekannte eine dichtende Kollegin: Ja, so geht es mir auch immer, ich bin dann ganz wirr im Kopf, nur Chaos –! Darf man sich da noch lustig machen?

Eine Unterabteilung des dichtenden Alt-Deutschland von heute ist die politisierende Lyrik. Auch reifere Jahrgänge fallen diesem speziellen Furor Teutonicus zum Opfer, und nicht nur schlichte Gemüter. Dabei reagieren sie ihr Käjnig Ludwig-Syndrom ab, unwiderstehlich der Drang zum Regredieren. Welche Lust, sich jetzt antiliterar zu geben, in dumpfer Masse aufzugehen. Sie lieben geradezu die Versager, die krassen Vereinfacher, die plumpen Fälscher – man kennt die Namen. Dann stellen sie sie als Plastik-Martyrer auf ein ideelles Vertiko: Polit-Kitsch anno 2012. Aber wir anderen blicken nicht auf, sondern hinab auf bloß Ungestaltet-Unreflektiertes, eine schwarzbraune schwabbelnde Masse. Wär –™s wenigstens Anti-Materie, es ist nur Anti-Geist. Genug von diesem Wählisch-Irrationalismus, ich hab heut schon vomieret.

Wer fürs Erste genug gedichtet hat, verfasst noch rasch einen Aphorismus. Man glaubt nicht, wie schnell das geht – kein Kunststück. Auch Aphorismen sind in Mode, besonders wenn sie die Dichtkunst reflektieren. –Dichten ist Juwelierarbeit mit Sprache–, lässt uns eine wissen. Aphorismen traue ich mir eher zu als Lyrik. Also setze ich eins drauf: –Wenn Dichten Juwelierarbeit ist, warum ähneln dann so viele Produkte 08/15-Modeschmuck? Liegt –™s am Material oder an der Fertigkeit?– Da fand nicht den ungeteilten Beifall der Lyriker und Lyrikerinnen.

Ich weiß noch einen: –Brücken bauen: Der geschickteste Brückenbauer ist der Zahnarzt. Auch er baut auf Pfeilern auf, nämlich Stämpfen.– Auweia –! Weh tut es ja in beiden Fällen, dem Patienten wie dem Leser.

Ach was, ich fange doch lieber mit Lyrik an. Und mein erstes Gedicht bekommt den Titel: Eingestürzte Herzen.

Die Mörder von Lebach

- Ein Beitrag zur Archäologie der alten BRD -

Da stand jahrzehntelang ein Buch in meinem Bücherregal, nie zu Ende gelesen. Zweimal brach ich die Lektüre nach einem Dutzend Seiten ab – warum? Vertagen wir die Frage – Nun habe ich einen argentinischen Film über ein verwandtes Thema gesehen und es noch einmal mit dem Buch versucht.

Es heißt: – Kleinstadtmörder. Spur 1081. Hintergründe zum Fall Lebach –. Erschienen ist es 1971 bei Hoffmann und Campe, heute nur noch antiquarisch zu bekommen. Sein Autor Jürgen Neven-du Mont (1921 – 1979) war einer der größten Journalisten der Nachkriegszeit, er hat auch Dokufilme gedreht und Sachbücher geschrieben. Das über die Lebach-Mörder hat er gemeinsam mit dem Leitenden Regierungskriminaldirektor Karl Schatz und Rainer Söhnlein verfasst.

Zur Erinnerung und für die Nachgeborenen: Am 20.1.1969 wurde in Lebach/Saar ein Munitionsdepot überfallen, dabei wurden vier Soldaten im Schlaf erschossen, ein weiterer schwer verletzt. Nach einer bis dahin beispiellosen Fahndung wurden drei Täter Ende April 1969 festgenommen. Zwei von ihnen hatten den Überfall ausgeführt, einer war an der Tatvorbereitung beteiligt gewesen. Sie kamen aus geordneten bürgerlichen Verhältnissen, aus teils sogar gut situierten Familien im pfälzischen Landau. Fuchs (geb. 1943), der Kopf des Trios, war Bankkaufmann, Ditz (geb. 1942) Justizbeamter im mittleren Dienst. Den dritten Mann nenne ich hier – Knabe –, diesen Decknamen hat ihm seinerzeit der SPIEGEL-Reporter Gerhard Mauz gegeben. Knabe (geb. 1945) war Zahntechniker.

Was die drei verband? Unzufriedenheit mit dem Brotberuf (teilweise unter familiärem Druck ergriffen) und mit der Außenseiterrolle von Homosexuellen in einer kleinen Provinzstadt. Fuchs und Ditz kannten sich schon seit ihren Schultagen. Ihr Verhältnis war auf verhängnisvolle Weise platonisch. Der intelligente, wendige Fuchs las sehr viel, von Schopenhauer, Nietzsche, Ortega y Gasset, Wittgenstein bis zu Freud, Adler, Jung und Konrad Lorenz, auch Machiavelli, Hobbes und buddhistische Schriften. Er entwickelte daraus eine radikal gesellschaftsfeindliche Weltanschauung, die er in langjährigen Diskussionen mit Ditz und später auch Knabe, seinen Schülern oder Jüngern, immer mehr vertiefte. Fuchs und Knabe hatten auch eine sexuelle Beziehung. Das Trio schloss sich nach außen hin ab. Sie schmiedeten es, ein freieres Leben in einer Großstadt zu führen, sie wollten den entgegengesetzten Weg einschlagen. Es entstand der Plan, gemeinsam auf einer Hochseeyacht nur für sich zu leben – und sich die Mittel dafür durch ein Gewaltverbrechen zu beschaffen.

Die Tat von Lebach sollte nur der Anfang sein. Mit den erbeuteten Waffen wollte man anschließend reiche Mitbürger erpressen und gerade die Grausamkeit des Überfalls auf die Soldaten sollte die späteren Opfer gefügig machen. Tatsächlich war der gesamte Plan von Beginn an unrealistisch gewesen, rein phantastisch. Die Vorbereitung erstreckte sich über Jahre, die Ausführung wurde immer wieder verschoben. Die Spannungen in der Gruppe nahmen so sehr zu, dass die Tat zum Notausgang wurde und dabei alle vorhandenen Energien aufbrauchte. Danach folgten bis zur Festnahme nur inkonsequente, mutlose Versuche der Erpressung.

Der Prozess in der Saarbrücker Kongresshalle im Sommer 1970 wurde viel kritisiert als Monster-Schauprozess, der Tatmotive und Täterstrukturen nicht einmal in Ansätzen herausarbeitete. Was z.B. Gerhard Mauz im SPIEGEL dazu sehr treffend formulierte, findet der Interessierte mit wenigen Klicks im Internet. Fuchs und Ditz wurden zu Lebenslanglich verurteilt, Knabe bekam sechs Jahre.

Neven-du Monts Buch ist das Ergebnis umfangreicher Recherchen quer durchs Land und bei zahlreichen Zeugen. Es verbindet gute Einblicke in die Abläufe mit nicht immer überzeugenden

Analysen der Täter. Die Autoren wollten die vom Gericht unterlassene Motivaufklärung in aller Gräßlichkeit nachholen und sind dabei selbst gelegentlich das Opfer von Nichtwissenkännen, Oberflächlichkeit und Kurzschlüssen geworden. Deutlich wird dies z.B. an Knabe, den sie immer wieder als häßlichen, inhaltsleeren Trottel darstellen. Knabe hat es ihnen dann gezeigt: Neven-du Monts Verfilmung des Stoffs durfte nach dem von ihm erwirkten Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1973 nicht im Fernsehen gesendet werden. Ditz wurde 2006 aus der Haft entlassen. Fuchs sitzt jetzt mehr als vierzig Jahre ein, wohl der dienstälteste unter allen deutschen Strafgefangenen. Eine Rolle spielt möglicherweise, dass er sein früheres Geständnis im Gerichtsverfahren widerrufen hat und noch immer daran festhalten soll, nicht am Überfall beteiligt gewesen zu sein.

Ein Reiz des Buches: Man begegnet oft Personen der Zeitgeschichte, Prominenten von damals. Da sind u.a. der zehn Jahre später ermordete Siegfried Buback, der berühmte-berühmte Finanzmakler Rudolf Mannemann oder die Wahrsagerin Buchela.

Ich habe das Buch jetzt mit großer Anteilnahme zu Ende gelesen. Warum missfiel es mir früher? Einige Sätze in Neven-du Monts Vorwort geben mir einen Fingerzeig: „Seit ich denken kann, ärgert es mich, dass Menschen ihre Scheulichkeiten als unmenschlich verfemen“ so tun, als seien sie kein Bestandteil ihrer Natur. Wir verweigern uns dem Anblick unseres wahren Gesichts. Mord ist nicht unmenschlich! Wir nennen sie Unmenschen, als hätten wir nichts mit ihnen zu tun! Der Mord als Spiegel unserer Gesellschaft!

Tatsächlich erscheint mir vieles an der Vorgeschichte von Lebach jetzt heimlich-unheimlich vertraut. Es beginnt schon mit dem regionalen Rahmen. Dazu hieß es seinerzeit in einer Reportage für das Schweizer „Sonntags-Journal“: „Kaum ein Hauch modernen Lebens belebt jene an Lothringergrenzenden kleinen vergessenen Gebiete“, denen die Täter von Lebach entsprangen. Der Provinzialismus dieser Gegend ist niederschmetternd. Das „Establishment“ von Landau bis Kaiserslautern und Saarbrücken ist so festgefügt, wie wenn es nie einen Zweiten Weltkrieg gegeben hätte. Für Außerenseiter und Nonkonformisten irgendwelcher Art ist da kein Platz! Exakt so war es damals dort. Und dagegen die Welt der Bayer. Und die Frage, wohin geht man, wenn man nicht bleiben kann: in die Großstadt oder in die Einöde?

Alle Schuld ist plötzlich, sagt Hans-Henny Jahnn. Aber hier trifft einmal das Gegenteil zu: Ihre Schuld war wie ein in langen Jahren und von vielen Zufällen genährter Tropfen in einer Tropfsteinhöhle. Zufrieden sei, wer ihr entkommen konnte.

In der Tat sind die Morde von Lebach nicht so singulär, wie es zunächst scheint. Sie ordnen sich ein in einen größeren Zusammenhang. Nach dem 2. Weltkrieg galten noch die alten Sexualnormen, doch ihr Anspruch wurde zunehmend in Frage gestellt, eine kritische Situation, die zu mörderischer Gewalt führen konnte. Früheres Indiz für das Interesse an diesem Zusammenhang ist Hitchcocks Film „Cocktail für eine Leiche“ von 1948, in dem er den Mord von Leopold und Loeb (Chicago 1924) aufgreift. Ab Mitte der sechziger Jahre treten schwule Gewaltverbrecher für einige Jahre gehäuft paarweise auf: Brignone und Dorda (Buenos Aires 1965), die Deutschen Duft und Bassenauer (Griechenland 1969), Fuchs und Ditz (Lebach 1969), Rammelmayer und Todorov (München 1971). Untersucht man die sehr verschieden gelagerten Fälle näher, findet man zumeist Querverbindungen zu gleichzeitigen politischen Phänomenen mit emanzipatorischem Anspruch, von den argentinischen Peronisten bis zur RAF. Das private Verbrechen ist nie nur privat.

Das Leben eine Sitcom

1. Vorspiel

Da er Wolfgang hieß, nannten sie ihn anfangs Wolferl. Später passte es nicht mehr, er war ein kräftiger und halbabscher Kerl geworden. Seine Eltern betrieben ein kleines Hotel in Gmunden, er sollte es einmal übernehmen. Sie ließen ihn Koch lernen und waren hoch erfreut, als er Magda, ihre Kellnerin, zur Frau nahm. Es kam für alle überraschend. Was hatte er sich nur dabei gedacht?

Wenn die beiden einmal in Salzburg waren und sich durch die Getreidegasse schoben, gingen ihre Blicke in verschiedene Richtungen. Magda fiel jede Frau unangenehm auf, die den Gemahl freudig musterte. Dafür entgingen ihr die Augenaufschläge, die Wolfgang von Seiten mancher Männer erhielt. Wolfgang nahm sie zunächst gelassen hin und stellte bei sich fest, dass Magda ahnungslos war.

Bald schon empfand er die Ehe als Gefängnis. Magda erfuhr, sie könne nicht bei ihm bleiben. Sie drohte, sich in den Traunsee zu stürzen. Stattdessen siedelte sie nach München über, wo sie besser verdiente. Sie betrieben beide die Scheidung.

2. Wels

Wolfgang zog nach Wels, zu seinem älteren Bruder, der dort einen Gasthof hatte. Es war der Stammsitz der Familie. Er richtete sich unter dem Dach ein Studio ein und wurde Vertreter für Hotelwäsche. Gäste kommen immer, Wäsche wird immer verschlissen. Er fing an, übers Wochenende nach München zu fahren und die andere Seite kennenzulernen. Um sich passend neu einzukleiden, ließ er in Deutschland von einem Lederschneider machen. Das Paket mit den fertigen Sachen blieb zunächst bei der Post hängen. Er machte Spektakel, es sei eine Kollektion, die er für die Messe in Brunn benütze. Da suchten sie natürlich mit Nachdruck.

Neu ausgestattet fuhr er zum ersten Mal nach Köln und lernt prompt Carlo kennen. Er lud ihn ein, seinen Urlaub bei ihm in Österreich zu verbringen. Musst doch nicht immer nach New York fliegen, sagte er ihm. Für Carlo war Wels ein genügend exotisches Reiseziel.

Mein Bruder hat keine Ahnung, sagte Wolfgang bei Carlos Ankunft. Die Schwägerin begegnete dem Gast mit großer Zurückhaltung. Wenn die beiden überhaupt zu Hause wären, dann immer nur im Studio. Der Kochlehrling brachte die fertigen Speisen nach oben und übertrieb es dabei mit der Diskretion seiner Blicke. Wolfgangs Bruder war viel beschäftigt. Carlo bekam ihn kaum zu Gesicht. Gast und Gastgeber besuchten Cafés in der Stadt und langweilten sich dort ein wenig.

3. Wien

Daher fuhren sie in die Bundeshauptstadt. Sie nahmen ein Zimmer dicht am Graben. Die Pensionswirtin: Also, aus Wels kommen Sie? Na, geschenkt! - Carlo schlug vor, seinen alten Freund Svoboda zu besuchen. Er meldete sie telefonisch an, dann gingen sie zu Fuß in den 7. Bezirk. Svoboda ließ sie herein und lachte: Aus Wels bist du? Na, so was! Wolfgang hatte sich ihm gegenüber neulich in München für einen Salzburger ausgegeben. Er entschuldigte sich: In München bin ich halt nur inkognito.

Sie gingen zusammen essen. Dann besuchten sie noch eine Bar. Als Svoboda nicht in der Nähe war, behauptete Wolfgang vor anderen Gästen wieder, er komme aus Salzburg und sein Name sei Thomas.

Sie sahen das Ãœbliche: SchÃ¶nbrunn, den Wurstlprater und das Belvedere. Dann fuhren sie durch die Alpen ins Salzkammergut.

4. Gmunden

Wolfgangs Eltern waren zuvorkommend, beinahe herzlich und auf jeden Fall neugierig. Wolfgang sagte auch von ihnen: Sie haben keine Ahnung. Da das Zimmer des Sohnes zu klein fÃ¼r beide war, bekamen sie ein GÃ¤stedoppelzimmer. Dem Hotel war ein Nachtlokal angeschlossen. Am ersten Abend besuchten sie es und sahen einen Striptease lÃ¤ndlicher Art. Sie tÃ¤uschen amÃ¼siertes Interesse vor und Wolfgang sagte nachher: Um GÃ¤ste zu bedienen, wÃ¤re sie auch weniger geeignet.

Am Tag darauf nahmen sie ein Elektroboot und fuhren auf dem Traunsee herum. Wolfgang zeigte auf die riesige Kalkpyramide Ã¼ber dem See und sagte: So wie der Traunstein, so ist spÃ¤ter mal das Alter. Carlo war anderer Ansicht: Zu einer Altersdepression passe eher eine Tiefebene.

Dann stand Salzburg am Abend auf dem Programm. Sie besuchten zwei Bars, an die Carlo sich schon bald nicht mehr erinnern konnte. Wolfgang sagte dort, sein Name sei Bernhard und er wohne in Wien. Wolfgangs Mutter wurde tags darauf beim FrÃ¼hstÃ¼ck etwas lÃ¤stig. Sie wollte durchaus die Namen der von ihnen besuchten LokalitÃ¤ten erfahren. Ihrem Sohn waren sie schon entfallen, er sprach lieber Ã¼ber die Parkplatzsuche in Salzburg. Die Mutter blickte unbefriedigt drein.

5. MÃ¼nchen

Am Schluss verbrachten beide einige Tage in MÃ¼nchen. Sie wohnten erst bei einem von Wolfgangs Freunden und siedelten schon nach einer Nacht lieber in ein Hotel Ã¼ber. Carlo musste aufpassen, dass er nicht die Wahrheit verriet, wenn sie abends ausgingen. Wolfgang war jetzt angeblich wieder in Salzburg zu Hause. Immerhin duldet er es, mit Wolf angesprochen zu werden. Im GesprÃ¤ch mit einem anderen Gast behauptete er, Carlo und er hÃ¤tten sich gerade erst getroffen und wÃ¼rden bald durch die Alpen nach Wien fahren. Der andere: Dann schaut euch unbedingt auch das GesÃ¤use an. Und er begann ihnen etwas vom Ennsdurchbruch vorzuschwÃ¤rmen, den sie tatsÃ¤chlich auf dem Weg nach Gmunden schon besucht hatten. Wolfgang lachte hinterher: Der hat das geglaubt!

Als Carlo in den Zug nach KÃ¶ln stieg, kam die Frage: Willst du nicht ganz nach Ã–sterreich kommen? Wir finden schon etwas fÃ¼r dich â€ - In der WÃ¤schebranche? â€ Na, ich dacht eher an Brotaufstrich. FrÃ¼hstÃ¼cken tun die Leute immer.

6. Nachspiel

Sie telefonierten ab und zu. Carlo erfuhr, Wolfgangs Eltern rechneten nicht mehr mit ihm als Nachfolger und suchten einen KÃ¤ufer fÃ¼r ihr kleines Hotel. Und sein Bruder hatte ihm gesagt, er wisse lÃ¤ngst Ã¼ber ihn Bescheid.

Auch von Magda gab es Neues zu berichten. Sie war jetzt schwanger. Wolfgang sagte: Sie will das Kind nicht. Ich hab ihr Geld fÃ¼r die Abtreibung angeboten â€ Ihr Freund gibt nichts dazu. Du, ich glaub, ich geh ganz nach MÃ¼nchen. Dann kann ich mich wieder mehr um die Frau kÃ¼mmern. Und du, hÃ¤ttest du nicht auch Lust zu kommen? Nein? Warum nicht? Pourquoi pas?

Bilder aus dem Simplicissimus

Es wurde und wird behauptet, der Deutsche an sich sei humorlos. Sogar Tucholsky hat sich einmal in einem Geburtstagsartikel für Hermann Hesse in diesem Sinn geäußert. Nun, was ist der Deutsche an sich? es gibt Fragen, die mich mehr beschäftigen. Tatsächlich hat in Deutschland jede Generation eine Fülle großer humoristischer und satirischer Talente hervorgebracht, von Otto Julius Bierbaum, Otto Reutter und Wilhelm Bendow über Loriot und Robert Gernhardt bis Hape Kerkeling. Es durfte und darf gelacht werden. Wenden wir uns also vom Nationalcharakter ab und den Erzeugnissen zu, und zwar heute den Karikaturen.

Der „Simplicissimus“, gegründet 1896 in München, war die erste große satirische Wochenschrift hierzulande. Viele der dort abgedruckten Karikaturen reizen noch heute unwiderstehlich die Lachmuskeln. Es lohnt sich, in einem Band mit Nachdrucken zu blättern!

Da sitzen auf einer Soirée zwei bereits leicht verlebte Lebemannner auf einem Rundsofa, Menschentiere aus einem Jugendstilzoo, elegant, blasiert und am eigenen Lebensüberdruß schwer leidend. Einer zündet seine Zigarette an der des anderen an. Dialog: „Deine Kleine hat sich erschossen?“ „Nee, vorbeige knallt - schwer verwundet.“ „Fatal, was wirst du nun tun?“ „Schießunterricht geben lassen.“ (1900)

Merkwürdig aktuell: Zwei evangelische Pastoren, ganz in Schwarz, mit Beffchen, sich selbstzufrieden reckend und streckend, einer mit vor der Brust gekreuzten Armen, der andere händereibend: „Ein günstiges Jahr, teurer Amtsbruder, drei Sittlichkeitsverbrechen weniger als auf katholischer Seite.“ (1901)

Drei männliche Figuren in einer Badeanstalt, die Lebensstufen vom Kleinkind bis zum Greis, von rachitisch bis schmerzbrüchig. Und der alte Gymnasiallehrer sagt: „Beim Betreten eines Schwimmbades denken wir unwillkürlich an die Schlacht bei Arausio, wo unsere tapferen Vorfahren durch den bloßen Anblick ihrer Leiber den Schrecken der Römer erregten.“ (1902)

Ein Chirurg im OP, mit der Physiognomie eines Landmetzgers, wäscht seine Hände und sagt zur Schwester: „Einmal habe ich einen Patienten mit dem Leben durchgebracht“ da hatten wir nämlich eine falsche Diagnose gestellt.“ (1907)

Auch sehr jugendstilig: Sie ist der Typ weißblonde Gattin, unnahbar in weich fließendem Gewand auf schwellendem Sofa? er zerfallender Lebemann, hinter ihr auf die Rückenlehne gestützt: „Weisen Sie meine Hand nicht zurück! Ich bin mit zweihunderttausend Mark in der Lebensversicherung und habe einen vorgeschrittenen Leberkrebs.“ (1908)

Noch makabrer der Dialog zweier beklammert alter Herren im Nippessalon: „Wie hat denn die Kranke die weite Reise überstehen können?“ „Nicht sehr gut. Aber ein Leichentransport hierher doch bedeutend teurer.“ (1912)

Nach der Novemberrevolution in einer Münchner Opernloge: Der Bauer als Kriegsgewinnler, die Gattin feist-selbstzufrieden, vor ihnen auf der Brustung ein Brathuhn. Er schraubt den Champagner auf. Logendiener fragt: „Befehlen die Herrschaften vielleicht ein Opernglas?“ „Nein, dank schön trinken gleich aus der Flasche.“ (1919)

Eine beklammerte Schwangere auf einer Bank im Grünen, allein mit ihren Gedanken. Das Gesicht wie von Käthe Kollwitz. Sie denkt so für sich: „Ob Bub oder Madel, ist gleich. Sie stellen sich ja später doch um.“ (1926)

Das war nur eine kleine Auswahl aus einem Riesenarchiv bester Satire.

Mit Gottfried Benn um die Welt

Welches war der absolut höchste Punkt in meinem Leben, gemessen in Metern über dem Meeresspiegel? Ich weiß es noch genau, weiß auch, welche Gefühle mich dort beseelten. Doch ich will den Höhepunkt noch etwas hinauszögern und Ihre Aufmerksamkeit vorher auf einen Gipfel deutscher Lyrik lenken. Es ist "Reisen" von Gottfried Benn. Zunächst nur die erste Strophe:

"Meinen Sie, Zürich zum Beispiel / sei eine tiefere Stadt / wo man Wunder und Weihen / immer zum Inhalt hat?"

Ehrlich gesagt, auf Zürich wäre ich in diesem Zusammenhang nicht gekommen. Vielleicht wollte er sich damit an Thomas Mann reiben, den er anlässlich von dessen Tod als großen alten Erzengel sah. Sich selbst reihte er gleichzeitig, allzu selbstbescheiden, um aufrichtig zu sein, unter die Putten und Amoretten ein.

Wir kamen auf dem Weg ins Wallis nicht einmal über Zürich. Es ging via Basel und Bern nach Brig und von dort hinauf nach Blatten. Es ging tatsächlich hoch hinauf, damit will ich Sie nicht langweilen ... Und dann sollte der höchste Tag im Leben kommen. Wir nahmen den ersten Bus von Blatten (1327 m) hinunter nach Brig (678 m). Dort zwängten wir uns in die verflucht enge und immer bis auf den letzten Platz besetzte Schmalspurbahn nach Zermatt (1616 m). Sollte ich vielleicht doch an Klaustrophobie leiden oder ein pathologischer Misanthrop sein? Ach, war es schön, nach einer guten Stunde -guten?- das Zöglein verlassen und die herrliche Hochgebirgsluft atmen zu können.

Was soll ich von Zermatt sagen? Viele Geschäfte und Restaurants, nicht ganz billig, und die Hotels und Pensionen schmücken sich im Sommer mit Geranienkaskaden. So viele Blumen der gleichen Art lästten bei mir die Frage aus: Essen sie die am Ende? Adorno hat seinen letzten Urlaub dort nicht gut vertragen. Er erlitt einen Schlaganfall und starb im Krankenhaus von Brig. Es sei allen zur Warnung ins Gedächtnis zurückgerufen.

Wir lästten zwei Billets (nicht ganz billig) hinauf zum Unterrothorn (3103 m). Man muss zweimal umsteigen. Zuerst wird man in einer Alpenmetro unterirdisch den Berg hinaufgeschossen, sehr romantisch, dann mit zwei Seilbahnen noch weiter schwungvoll den Berg hinaufgeschaukelt. Oben angekommen waren wir noch nicht am Ziel unserer Wünsche. Wir wandten uns nach links - oder war es rechts? Im Kopf regte sich leiser Schwindel. Atmung und Kreislauf waren schon etwas mühsam geworden. Aber nicht aufgeben, das Oberrothorn (3413 m) will auch noch von uns bezwungen werden!

Es kam noch ein Zwischenabstieg. Nun halten wir am Punkt 2981. Verschnaufen wir mal kurz und rechnen aus, wie viele Höhenmeter wir bis jetzt rauf und runter addiert zurückgelegt haben. Es sind 3196 m. Nach kurzer Rast wollten wir auch noch die restlichen 432 m stemmen, um anschließend den Rückweg anzutreten, womit wir dann auf 7256 m bewältigten Höhenunterschied an einem Tag gekommen wären. Ach, es war uns nicht vergönnt ... Mein Begleiter fühlte sich einem Kollaps nahe, mir ging es auch nicht gut. Wir ruhten noch einmal kurz in der Senke aus und schlichen dann zum Unterrothorn hinauf. Und von da an zogen wir uns wie Napoleon nach dem Brand Moskaus unaufhaltsam zurück. Unten in Brig fühlten wir uns beinahe wieder wohl.

Wenn das der Höhepunkt war, wie war dann erst der tiefste? Ich kann ihn nicht genau ermitteln, es gab zu viele Tiefpunkte. Nehmen wir also an, es war Cuxhaven (3 m). Was kann man in Cuxhaven treiben? Um den Bahnhof herum riecht es nach Fisch. Weiter Richtung Meer gibt es schöne alte Häuser - die gibt es in Hamburg auch. Man landet zwangsläufig am Wasser, wo die Elbe unbestimmbar ins Meer übergeht. Nur von der erhobten Strandpromenade auf dem Deich hat man einen guten Blick. Ich stieg hinauf und ging immer weiter Richtung offenes Meer. Ich fühlte mich richtig gut.

Dann fiel mir auf, die Promenade war eingezäunt und an jedem Zugang stand, sehr unromantisch, ein Kassenhäuschen. Ich folgerte, dass ich mich vorhin versehentlich an einem vorbeigeschmuggelt haben musste. Mein Gewissen ist überempfindlich. Auch fürchtete ich Kontrollen. Also verließ ich am nächsten Häuschen die Umzäunung und sah mir die Preistafel an. Sooo viel für eine Tageskarte, für einen Spaziergang am Meer? Mein Sinn fürs Ökonomische ist auch ausgeprägt. Den Spaziergang hatte ich doch schon gratis gehabt. Also blieb ich draußen und ging langsam hinter dem Deich zurück in die Stadt.

Ich murmelte die letzte Strophe von Benns Gedicht vor mich hin:

"Ach, vergeblich das Fahren! / Spät erst erfahren Sie sich: / bleiben und stille bewahren / das sich umgrenzende Ich."

Fragment

Am Anfang war die Frage: Werde ich meinem Vater, jetzt da das Alter auch bei mir einsetzt, ähnlich? Ich kann unser „uÄeres nicht unmittelbar vergleichen, er ist mehr als zehn Jahre tot und hat sich in seiner letzten Zeit nicht mehr fotografieren lassen. Mir fällt auf, dass schon hier die Übereinstimmung zwischen uns beginnt. Ich habe als junger Mann viel fotografiert, genau wie er, und bin selbst oft aufgenommen worden. Jenseits der vierzig hat beides aufgehört, wie so vieles andere

Nein, dem Alten noch ähnlich zu werden, und sei es auch nur unÄerlich, würde mir nicht passen. Ich müsste mich dann fragen, ob er am Ende Recht behalten und sozusagen posthum die Oberhand über mich gewonnen hat, ausgerechnet er, mein Vater: zwanzig Jahre lang kaum mehr als eine atmende Totenmaske auf einem Küchensofa. Anfangs gab er sich noch amüsiert, wenn ich nach Hause kam und von dem zu berichten versuchte, was draußen in der Welt geschah. Er nahm mich demonstrativ nicht ernst. Die Achtundsechziger, Reformen, sexuelle Revolution, davon brauchte ich gar nicht erst anzufangen. Aber auch mein Privatleben, soweit ich es offen zu legen bereit war: Reisen, Wohnungswechsel, Berufsarbeit - all das langweilte ihn offenkundig. Davon konnte ich meiner Mutter erzählen, er schwieg dazu immer nur, lächelte höchstens mal skeptisch.

Allerdings waren wir beide „ schon wieder: wir beide „ nicht immer vollkommen aufrichtig. Erzählte ich von Freunden, mit denen ich hier und da verreiste, konnte er lebendig wie selten werden und mit Schärfe fragen: ein Kollege? Ich sagte nein und wechselte das Thema. Er fragte nie nach den Büchern, die ich gerade las „ ich las viel, wenn ich bei ihnen war, aus Langeweile -, doch ich überraschte ihn mehrmals, wie er den Buchtitel studierte, wenn ich mal aus dem Zimmer gegangen war und plötzlich zurückkam. Und die Zettel, die ich beim Lesen gern mit Notizen bedeckte und beim Hinausgehen in den Band legte, fand er unwiderstehlich. Wie er sich dann abmühte, mein Gekritzel zu entziffern, meist vergeblich, nehme ich an - auch dabei habe ich ihn ertappt und dazu immer geschwiegen. Am Schluss verschlief er meine Besuchstage nur noch oder drehte sich zur Wand.

Ich weiß ja, mit meinem Vater komme ich nicht mehr ins Reine. Nähe oft gespürt, aber nie ertragen, das war unsere Unterart von Familienhülle. Aber ich will mir von seiner nur noch schemenhaften Erscheinung nichts kaputt machen lassen, nicht das bisschen Stolz auf das bisschen Autonomie. Macht kaputt, was „ Ach, vergessen wir!

Ich zog eine Kommodenschublade auf und nahm ein altes Fotoalbum heraus. Da war plötzlich das Bedürfnis nach einem Verändereten - vielleicht mein eigenes jüngeres Selbst?

Manche Fotos von mir finde ich heute peinlich. Fürs Büro wie mit Absicht schlecht angezogen, auf Reisen geknallt lächelnd „ warum habe ich sie eingeklebt, ich hätte sie besser vernichten sollen. Auf anderen dagegen komme ich mir sehr reizvoll vor, zumal in meiner damals blühenden Abendausgehgarderobe. Mein kleines Schwarzes, so nannte ich das bei mir und vor anderen. Das war nicht sehr originell, aber ich genoss es, dabei verrückt zu lächeln. Ich hätte, wenn ich ausging, gern meine eigene Bekanntschaft gemacht. Einige Jahre lang, das kann ich ganz objektiv behaupten, war ich ein recht hübscher Kerl. Und mehr als das: An mir ist auf diesen Bildern unbestreitbar etwas Seelenvolles. Blicke ich jetzt in den Spiegel, entdecke ich davon so gut wie nichts mehr. Wann und auf welche Weise ist es mir abhanden gekommen? Das zu untersuchen, reizt mich zunächst noch nicht. Ich stelle lieber fest, wie sehr meine Augen damals glänzten. Ich sehe meistens verliebt aus, und ich war es auch. Ich war verliebt in die Welt. Nun ist die Welt an sich eine mehr oder weniger abstrakte Angelegenheit. Konkret gliedert sie sich oder besser: zerfällt sie in Trillionen und Abertrillionen von Einzelercheinungen. Die Aufgabe ist einem klar gestellt: Die eigene Liebesfähigkeit an einem dafür geeigneten Objekt zu erweisen. Damit beginnen die Schwierigkeiten, die einem die besten Jahre vergällen können.

Die kleinen Bilder aus dem Fotoautomaten sind die gelungensten. Das kam mir zunächst merkwürdig vor, dann begriff ich: In der Enge der Kabine waren Gestik und sich in Positur bringen so gut wie ausgeschlossen. (Ich war immer ein schlechter Tänzer.) Hier musste ich mit den Augen sprechen. Von diesen Aufnahmen konnte ich mich nicht trennen, auch wenn ein Ausweis abgelaufen war. Eine von ihnen, ich glaube, für die U-Bahn damals, zog meine Aufmerksamkeit jetzt auf sich. Das mit Fotoecken eingeklebte Bild schien sich zu wölben. Ich fasste unter das kleine Rechteck „ und machte einen überraschenden, ja wunderbaren Fund.

Ein kleiner Zettel, zusammengefaltet. Ich falte ihn auseinander. Das Papier mürbe, vergilbt. Muss schon sehr alt sein. Ich erkenne eine blaue, noch immer akkurate Kugelschreiberschrift. Vor- und Familienname - eine Adresse in Amsterdam mit Telefonnummer? Der Name sagt mir zunächst nichts: Johan Ortelius! Dann jubiliere ich: Er, Johan?!

Ich hatte zwar seinen Namen schon lange vollständig vergessen, besaß aber noch immer in meiner Erinnerung einen starken Eindruck von ihm. Ich hätte sein „,ueres nur noch sehr unvollkommen beschreiben können, dafür umso eindringlicher die überaus starke und seltsame Wirkung seiner Person auf mich. Ich schiebe das noch etwas hinaus „! Der Zettel ist von ihm, da habe ich wieder etwas in der Hand, einen Beleg. Es hat ihn also wirklich gegeben. Es ist auch der Name der Gracht, an die ich mich wieder erinnere. Warum mag ich das kleine Papier damals behalten und gerade an dieser Stelle verwahrt haben? Gewöhnlich übertrug ich doch die Adressen meiner Bettgenossen in ein Notizheft und warf die Zettel danach weg. Mein kleines rotes Buch „ eines Tages trennte ich mich auch von ihm in einem wahnhaften Anfall, dem aussichtslosen Versuch, noch einmal neu anzufangen. Nur Weniges habe ich so sehr bereut.

Dass man Kunstwerke technisch reproduzieren kann, daran sind wir schon lange gewöhnt. Neu ist in der schönen neuen Welt der Suchmaschinen: Wir können jetzt auch unser Gedächtnis mit den Mitteln moderner Technik auffrischen. Wir können darüber hinaus fast mühelos Anschluss an für uns längst abgebrochene Entwicklungen finden. Johan Ortelius, ich rufe dich auf, erscheine mir „! Lebt er noch, ist nicht an AIDS gestorben? Hat er sich als Künstler durchgesetzt? Er schien mir damals auf dem Weg zum Erfolg zu sein, dafür sprachen schon Größe und Ausstattung seines Ateliers. Mit wenigen Klicks war ich nach dreißig Jahren wieder im Bild. Er lebt also, und ich freute mich spontan für ihn. So viele andere sind längst tot.

Ich erfuhr, er ist seit Jahrzehnten gut im Geschäft. Hat Ausstellungen im In- und Ausland, auch in den USA. Er organisiert selbst Ausstellungen von Berufskollegen. Da gab es die Foto-Triennale in X oder die Woche zeitgenössischer Fotokunst in Y. Und wichtige Preise hat er bekommen „! Dann blieb ich auf der Seite einer Berliner Galerie hängen, ich blieb dort wirklich hängen und bin noch immer nicht losgekommen. Es war nur eine kleine Ausstellung, im vorigen Jahr, sechs Wochen im Herbst. Man kann sich im Netz noch das Plakatbild von damals ansehen. Es ist ein Selbstporträt von ihm, gerade aus dem Jahr, in dem ich ihm begegnet bin. Ich bin ihm auf einmal wieder sehr nahe. Oder er mir?

An das von ihm gewählte spezielle Arrangement habe ich mich allerdings erst gewöhnen müssen. Ich gebe zu, es hat mich anfangs ein wenig verstört. Dabei hat er nur konventionelle Mittel verwendet für seine Studie Ich als Mann von dreißig Jahren. Es ist ein Schwarz-Weiß-Brustbild im klassischen Halbprofil, die Ärmel des Jeanshemdes bis zum Bizeps hinaufgerollt. Der blonde Schnauzbart lässt die Oberlippe frei, die Lippen sind einen Spalt geöffnet. Was für ein Mund: sinnlich und schwerblütig, mit hohler und vielleicht ein wenig bitter. Die Augen schauen ernst, schauen unbestechlich prüfend in die Welt und bieten sich ebenso der Überprüfung dar. Es ist ein Porträt im Stil der Renaissance „ mit einer barocken Zutat. Vor diesem stattlichen, schönen, ja doch: schönen Mann steht in Brusthöhe ein kleiner runder Tisch mit Glasplatte, über ihr die linke Hand. Sie steckt in einem schwarzen Halbfinger-Lederhandschuh. Und die Hand ruht auf einem Totenschädel. Alt muss er sein, seine Farbe scheint die von altem Elfenbein. Die nackten Fingerspitzen betasten die Schädeldecke. Wollen sie die Struktur der Oberfläche prüfen? Mit dem Schädel spielen? Nein, die Geste wirkt begütigend. Sanft war er auch - sanft.

Ich begriff, dass der Zufall mir ein Angebot machte. Ich beschloss, den Weg noch einmal zu gehen. Vielleicht würde ich danach den Abstand zwischen meiner Welt und der meines Vaters wieder für groß genug halten. Es kommt auf die Perspektive an, unter der man den Lebensverlauf betrachtet. Johan war eine viel versprechende Perspektive, wenn auch leider nur noch eine in der Vergangenheit.

2

Die PanAm-Maschine hob ab und ließ die Hochflur mit ihren Vororten, Straßen, Schienen, Wiesen und Wäldchen unter sich. Sie stieg nur langsam auf in den Himmel über Stuttgart. Ein Eindruck von Schwere, von Last – das passte zu meiner Verfassung. Da unten war mir fast alles misslungen, wieder einmal, und ich ließ mich auch diesmal nicht leicht. An Gepäck hatte ich nur das Nötigste dabei. Viel schwerer, so kam es mir vor, wog das andere, das, was ich unbewusst zurückließ –

Das Flugzeug legte sich in eine Kurve. Der Talkessel mit der inneren Stadt drehte sich von uns weg. Unter uns jetzt der Neckar. Ich erkannte Cannstatt und die großen Werkshallen, die Parks, den Wasen. Ich versuchte mich dazu zu zwingen, an nichts zurückzudenken. Es gelang mir weitgehend. Wir stiegen und gewannen an Flughöhe wie an Geschwindigkeit. Die Teile der Stadtlandschaft unter uns gerieten in rasche Bewegung. Bevor sie endgültig verschwanden, gingen sie noch untereinander neue Beziehungen ein, neue optische Verbindungen, andere Nachbarschaftsverhältnisse. Die letzten Blicke waren solche auf ein chaotisches Kaleidoskop, in dem sich mitten in der Auflösung des Gesamtbildes noch neue Kontakte ergaben – nur für mich nicht mehr, denn gleichzeitig entfernten sich die Orte immer weiter von mir. Ich musste nichts dazu tun. Das Loslassen erschien mir auf einmal einfach. Dann stob am Boden alles auseinander, war schon ausgelöst.

Wir durchstießen die Wolkendecke. Wolken können vom Boden aus so nicht erlebt werden. Man gleitet beim Fliegen mühelos durch massive Wolkenkörper, verlässt sie ohne Anstrengung, quert ein besonntes Tal – so leicht, als wäre man ein Insekt über einer Sommerwiese - und gerät wieder für längere Zeit in das milchweisse Element. Es sind traumhafte Sequenzen, nur vergleichbar unseren Träumen von einer Allmacht, die bei aller Potenz gänzlich passiv bleibt. Dann fliegt man über den Wolken. Der Friede und die Beruhigung dort oben sind umfassend.

Es war erst mein dritter Flug. Ich war unterwegs zu einem Vorstellungsgespräch in West-Berlin, und ich hatte keinen Rückflug gebucht. Sie würden mich schon nehmen, alles andere war unvorstellbar. Ich würde in Berlin bleiben, auf jeden Fall. Es sollte mein Bruch mit allem Bisherigen sein.

Jetzt eine energische Durchsage: Bitte sofort anschnallen! Von da an verlief der Flug bis in die Nähe von Berlin sehr unruhig. Einmal versprach ich, was das war: ein Luftloch. Bei Adorno hatte ich irgendwo gelesen, es gäbe gar keine Luftlöcher. Damals waren mir erste Zweifel am Philosophen gekommen. Doch den einen Satz hielt ich nach wie vor hoch: Es gibt kein richtiges Leben im falschen. Ich machte mir noch nicht klar, worin die verführerische Kraft dieser Feststellung für uns damals lag – sie entlastete einen selbst, wenn etwas schlecht ablief. Ich war neunzehn und sollte noch mehr von ihm lesen, bis mich viel später in Hamburg einer fragte: Und praktische Konsequenzen, wie sieht es damit bei dir aus? Ich gab zu, auch Adorno nur gelesen zu haben, um die Welt besser zu verstehen. Im falschen Leben kann es eben kein richtiges geben.

Es war Erik, der gefragt hatte. Ich machte gerade das Frühstück für uns, nach der einzigen Nacht mit ihm, und er studierte die Bücher. Als Fotograf legte Erik großen Wert darauf, als Künstler zu gelten, ein Künstler zu sein. Eine Fotografie war für ihn, so verstand ich ihn, die arrangierte Widerspiegelung eines Weltausschnitts, das ernsthafte Bemühen um einen ästhetischen Wert. Gerade er konnte verstanden haben, warum einer wie ich Adorno las. (Es wird kein Zufall sein, dass mir jetzt ein Fotograf als Erster in den Sinn kommt. Ist Fotografieren heute nicht die wahre

religiöse Kunst?)

Als ich nach Berlin flog, war der Philosoph schon zwei Monate tot. Die Wahl zum Bundestag lag nur Tage zurück. Brandt würde Kanzler werden, darauf lief es hinaus. Alles würde anders, besser werden. Auch meine Erwartungen waren groß, dabei so unbestimmt im Einzelnen wie fest gefügt im Großen und Ganzen. Es verhielt sich mit ihnen nicht anders als mit meinen Gefühlen beim Aufsteigen des Flugzeugs, es war eine rein passive Auffassung der Sache. Der Fortschritt musste kommen, und ich hielt nach ihm Ausschau. Dabei hatte ich vor kurzem noch, wie so viele andere, das Heraufkommen eines neuen autoritären Staates befürchtet. Sie blieb uns also bis auf weiteres erspart, die NATO-Notstandsdictatur, wie schön.

Wenn es kein richtiges Leben im falschen gab, dann musste sich tatsächlich alles ändern. Eines hatte sich schon geändert: Der Paragraph war gefallen, wenige Wochen vor der Wahl. Schluss mit dem Hunderttausendsiebzigern und nicht länger mit uns Hunderttausendsiebziger. Auch das war für mich bisher mehr Theorie als Praxis - ich hatte noch nie mit irgendeinem geschlafen, weder mit einem Mann noch mit einer Frau. (Den einzigen und weitgehend misslungenen Versuch lasse ich dabei unberücksichtigt.)

Wir flogen jetzt tief, Berlin war schon unter uns. Mein erster Eindruck, noch aus der Luft, war wie beim vorigen Mal: eine Stadt, anders als andere Städte. Aber was kannte ich bisher schon? Stuttgart oder Mannheim konnten sich mit West-Berlin nicht messen, nicht einmal München. Wirklich große Städte wie Paris oder New York hatte ich noch vor mir, und als ich sie kannte, blieb Berlin auch unter ihnen ein Sonderfall.

Berlin kam mir entgegen, aufnahmebereit, dachte ich, es war infolge des Sinkflugs auch körperlich spürbar. Dann legte sich das Flugzeug unerwartet auf die Seite, wie ein unruhiger Schlafender, nahm eine rasante Kurve und düste unter rapidem Höhenverlust erst knapp über die Mietskasernen, dann über die Friedhöfe von Neukölln. Unmittelbar danach plötzlich das harte Aufsetzen auf der Tempelhofer Rollbahn, wie eine Sturzgeburt mit Geburtsschock. Das Drosseln der Triebwerke und der Gegenschub machten erstmals seit dem Start die Erdschwere wieder fühlbar. Ein wenig Vernichtungsangst überkam mich noch und sie fiel von mir ab, als ich spürte, wie die Maschine langsam ausrollte auf der Rollbahn des Lebens. Ein Flug wie eine Wiedergeburt. Mein neues Leben, es würde sofort anfangen abzurollen. Erst jetzt begann alles.

Noch am Tag der Ankunft stellte ich mich in Steglitz vor. Sie nahmen mich, wie ich war (dachten sie vielleicht), und schon am nächsten Tag konnte ich bei ihnen anfangen. Ich blieb dort, solange ich mit Berlin noch nicht fertig war. Damit ist schon so gut wie alles darüber gesagt. Berufsarbeit war entfremdete Arbeit im Gegensatz zu Arbeit an sich selbst, ich zweifelte keinen Augenblick daran. Selbstverwirklichung war, wenn überhaupt, nur außerhalb der Berufswelt möglich. So waren die Spielregeln, sie waren nicht von mir. Ich akzeptierte sie.

Sollte ich je Lust verspüren, einen Roman über diese Arbeitswelt zu schreiben, muss mich schon die damals eingegangene Schweigeverpflichtung davon abhalten. Sie kann sich streng genommen nur auf die Fakten beziehen, die dem Unterschreibenden nach Vertragsabschluss bekannt werden. Also durfte ich das Einstellungsgespräch schildern und die beiden Geschäftsführer. Daran ist für mich nichts Reizvolles. Es waren durchschnittlich farblose Männer in einer bloß alltäglichen Situation.

Später gab es doch ab und zu Stoff, geeignet für eine satirische Erzählung. Niemand wird mich für diesen einen Verstoß noch maßregeln wollen, nach so langer Zeit. Drei Jahre nach meinem Eintritt dort stand eine Renovierung des Hauses an. Die ferne westdeutsche Zentrale und wir waren nur eine Filiale von ihr gab alles bis ins letzte Detail vor: den Wandanstrich und die Farbe des Teppichbodens, welche Möbel angeschafft und wie sie in den Räumen aufgestellt wurden. Die Ordnungswut ging so weit, dass sogar jede Schreibschale ihren fest zugewiesenen Platz auf einem neuen Schreibtisch haben sollte. Und wenn Geräte nicht in die neuen engen Schubladen passten,

wurden sie kleiner gemacht, Teile von ihnen abgerissen. Unter der Fahne der Rationalisierung liefen Nivellierung und Disziplinierung mit. Dabei taten sich die Aufsteiger, diese Männer der Zukunft, besonders hervor. Einer von ihnen, mein direkter Vorgesetzter, hatte sich ab und zu mit mir über Literatur unterhalten, mir Bücher ausgeliehen, von Uwe Johnson zum Beispiel. Er hatte auch gesagt, für ihn laufe die natürliche Entwicklung der Gesellschaft auf den Sozialismus hinaus. Jetzt monierte er, dass die erwählte Schreibschale bei mir auf der falschen Seite stand. Ich stritt mich ein wenig mit ihm und fügte mich dann.

So verbrachte ich Jahr um Jahr vierzig Stunden in der Woche in einem Milieu, für das ich nach meinem Gefühl nicht geschaffen war. Waren es denn meine Kollegen? Mein Gegenüber, der hässliche, sensible H., war musikalisch, er hatte in einer Band ein Instrument gespielt und inzwischen damit aufgehört. Vielleicht hätte ich mich in Stuttgart in ihn verliebt, aber ich war nicht nach Berlin gekommen, um noch einmal den gleichen Fehler zu machen. Mit Kollegen überhaupt war ich fertig. H. waren mein Auftreten und mein Ton viel zu brüsk, und ich warf ihm insgeheim vor, dass er sich den bürgerlichen Kleidernormen wie auch den meisten anderen Regeln unterwarf. Zum Geburtstag des Chefs kam er statt wie sonst im Rollkragenpulli mit Schlips, und bei der Feier hörte ich ihn vom anderen Ende des Tisches her, nicht einmal unfreundlich, sagen, ihr junger Kollege langweile sich offenbar außerordentlich.

Natürlich hatten wir im Büro auch einen Homo, das heißt, einen, von dem es jeder wusste. Nur ein knappes Jahrzehnt älter als ich, schien er einer anderen, tieferen Schicht in der Zeit anzugehören. Er trug flauschige Sachen, die den Körper betonten, wahrscheinlich von Schwulbach, wie der wirkliche Name der Firma gern abgewandelt wurde. Der Laden am mittleren Kudamm bot noch immer den Tantenlook der Sechziger zu moderaten Preisen und in großer Auswahl an und wurde von einem anderen, boshafteren Kollegen nur Pupen-Bilka genannt. Mein älterer schwuler Bruder war mir peinlich, sein verdrücktes Benehmen, die ganze zurückgestaute Tempelhofer oder Mariendorfer Erotik, seine zerquälte Sanftmut, wie bei einem Hund, der getreten wird und beißen möchte und es längst verlernt hat. Wenn ich ihn ansah, hatte ich vor mir, was ich auf keinen Fall sein wollte. Er litt unter seinem Ruf so sehr, dass er sich verlobte oder es wenigstens behauptete. Keiner trug den Verlobungsring wie er, er wies ihn ständig vor, als den erschwindelten Ausweis einer Normalität, die ihm doch niemand glaubte.

Sturmangriff: Die Achtundsechziger kommen!

Damals, in jenen stürmischen Zeiten, waren wir achtzehn oder neunzehn Jahre alt. Gleich nach der Schule zogen wir in eine richtige Großstadt. Wir hatten bis dahin noch nichts von der Welt gesehen, nur unseren Provinzwinkel. Jahrelang am Gymnasium dem Abitur entgegengeschlafen - und jetzt probierten wir Rollen aus. K. warf sich aufs dramatische Fach. Sein Lieblingsbild war "Die Freiheit führt das Volk" von Delacroix, sein liebstes Zitat: "Ist erst der Vätermord geschehen, dann tanzen sie um die Leiche." Ich neigte eher zum Elegischen, und zwar mit strafendem Unterton. Man sollte merken, dass ich Karl Kraus kannte.

K. dachte sich Pseudonyme auf Vorrat aus und schloss seine Briefe mit "Venceremos". Ich antwortete ihm einmal: Die Dummheit wird siegen. Wenn wir uns drei Tage nicht sehen konnten, schickten wir uns Briefe, deren Hauptthema die von uns geplante Zeitschrift war. Wir dachten sie uns so ähnlich wie die Schülerzeitung, nur auf eine uns unklare Weise bedeutender. Noch stritten wir über den Titel: "Human", wie von ihm vorgeschlagen, oder nach meiner Idee "Die Apokalypse"?

Um dies und ähnlich Wichtiges mit mir zu besprechen, bestellte er mich in den Hof der Universität. Ich war zehn Tage fort gewesen und staunte, als ich ihn sah. Er hatte endlich die Marotten seiner Schulzeit aufgegeben: dunkler Anzug, Krawatte, Stockschild und Melone. Jetzt trug er lauter buntes, schlapperes Wollzeug. Die fahlen Rot- und Grünblätter standen ihm zwar nicht, doch wenn die Freiheit das Volk zur Revolution führt, darf man nicht wie ein englischer Boursenmakler aussehen.

K. sagte, wir müssten die Erörterung des Namens unserer Zeitschrift verschieben. "Es gibt Wichtigeres, eine Veranstaltung im Audimax. Maihofer spricht, das heißt, er will sprechen, man wird ihn daran hindern. Jetzt geht es los, es geht los!" Dabei humpfte er auf einem Bein, als läge die Leiche des Vaters schon auf dem Hopfpflaster.

Im Audimax tagte seit Stunden die Vollversammlung. Maihofer sollte sein Referat nicht dort, sondern in einem Hörsaal halten. Die rasch wechselnden Redner im Audimax ereiferten sich wegen der gestrigen Vorfälle von Heidelberg. Wir verstanden nicht genau, was geschehen war. Walter Krause spielte offenbar wieder eine unheimliche Rolle, Krause, der Sozialdemokrat. Er war Minister in Stuttgart. Prophezeit hatte er es den Studenten schon: "Ihr werdet die Fäuste der Arbeiter zu spüren bekommen!" Nun waren keine Arbeiter, sondern Polizisten handgreiflich geworden. Dagegen musste man sich verwahren, man musste sich solidarisieren, Resolutionen fassen.

Die Versammlung endete in einem Tumult. Ein Wirbel in den Gängen und er führte wie eine Polonaise zu jenem Hörsaal, in dem Maihofer erwartet wurde. Studenten betraten das Podium, diskutierten öffentlich. Darüber traf der verspätete Professor ein. Er stand damals am Anfang seiner ruhmreichen politischen Karriere und war nicht mehr Rektor in Saarbrücken. Er wollte über "Die gesellschaftliche Funktion des Rechts" sprechen.

Professor F., ein wenig übereifrig, stieß den studentischen Redner vom Podium, um es unverzüglich dem Gast übergeben zu können. Man protestierte lautstark. Maihofer zog seine gewöhnliche Flappe und wollte beginnen. Da trat Student B. vor und forderte, er solle nur einige Thesen skizzieren, anschließend werde man dann über die Vorfälle in Heidelberg diskutieren. Maihofer, seine Flappe beibehaltend, war nicht erbaut. Er schlug vor, die Diskussion dem ungekehrten Vortrag anzuhängen. Der Dekan trat ans Mikrophon und regte an, im Saal abzustimmen. Die Mehrheit wollte Maihofer nur kurze Redezeit gewähren. Daraufhin verließen alle Ordinarien den Saal.

Die radikale Mehrheit drängte ihnen nach, wir beide mittendrin. Schon verließ die brodelnde Menge das Gebäude mit unbekanntem Ziel. Maihofer (mit unveränderter Flappe, weitere mimische Ausdrucksmöglichkeiten standen ihm nicht zu Gebot) führte die Prozession an. Die

Professorenschaft bildete den Schweif des Kometen. In der verfolgenden Hundertschaft hieß es: "Wir stellen sie im juristischen Seminar!" Es befand sich außerhalb vom Campus, einige Straßen weiter. Maihofer wandte eine List an, mit der keiner gerechnet hatte: Er verschwand mit den Kollegen in einer Weinstube. Dahin wollten ihm die Studenten nicht folgen. War je ein Weinlokal besetzt worden?

Man hielt am Seminar als Ziel der Aktion fest. Wenn es nicht möglich war, mit dem scheißliberalen Professor zu diskutieren, so besetzte man eben das kampflos überlassene Terrain. Freilich hatte da eine Verschiebung des Begriffs Ziel stattgefunden, von der Ebene der Handlung ins Räumliche hinüber. Doch auf solche Feinessen konnte die sich entfaltende und jetzt einfach abrollende Spontaneität keine Rücksicht nehmen.

Von kampfloser Einnahme konnte keine Rede sein. Die im Seminar anwesenden Studenten und Assistenten waren gewarnt. Schon am Eingang kam es zu hässlichen Szenen. Die Verteidiger waren in der Minderheit und gaben bald die Treppe zur Bibliothek frei. Professor F., ewig lächelnd, auch jetzt noch, versuchte mit einem Scherzwort die Lage zu wenden. Doch von Spätstunden, die in Weinstuben oder an anderen unseriösen Orten enden konnten, hatte man genug - man warf den Professor einfach in die Luft. Binnen kurzem war die Front begradigt. Alle Reaktionen waren nun hinter der Glaswand, die die Bibliothek vom Treppenhaus trennte. Vor ihr stauten sich die Eindringenen.

Zufall oder nicht - K. und ich, wir befanden uns in vorderster Linie, genau vor der Glastür, die gerade einer vom SDS mit dem Dietrich öffnete. Hinter uns drückte die Menge nach. Eile tat Not, die Polizei war sicher unterwegs. Alles kam darauf an, dass wir beide uns in den winzigen Türspalt drängten. Wir sahen uns an, zögerten - und die Sache war entschieden. Die Verteidiger zogen im selben Augenblick die Tür zu sich heran und schlossen sie erneut ab. Zwar ging noch eine Glasscheibe zu Bruch, doch die Besetzer fluteten bereits zurück. Zehn Minuten später waren wir alle wieder im Audimax und bereiteten neue Aktionen vor.

K. und ich, wir vermieden es, über die fehlgeschlagene Besetzung miteinander zu reden. Am Ende des Semesters verließ ich die Universität und die Stadt. Ich sah K. nur noch selten, dann gar nicht mehr. Wir wechselten noch Briefe. Eines Tages schrieb er mir, er sei aus dem SDS ausgetreten und jetzt Redakteur einer trotzkistischen Zeitschrift. Er schloss: "Ich habe erreicht, was wir wollten, das heißt, was ich wollte."

Leute in Kassel

Anderswo macht sich in Presse-Shops unbeliebt, wer dort Zeitungen liest, ohne sie zu erwerben, oder wer Zeitschriften unter der Jacke mitgehen lässt, sie also klaut – in Kassel haben sie andere Probleme. – Sie da drüben, ruft die Angestellte in einen entfernten Winkel hinüber, – Sie dürfen nicht die Zeitungen spucken! Hören Sie sofort auf, auf die Zeitungen zu spucken – da hat sich gerade ein Kunde beschwert. Da muss ich es ihm doch sagen (erklärt sie uns an der Kasse), Sie – Sie dürfen nicht auf die Zeitungen spucken – Das spuckende Subjekt wendet sich dazu nicht, es bleibt einfach stumm.

Kassel ist ein wenig sonderbar. Die Normallage dort ist die schiefe Ebene. Wo man auch geht und steht, es geht fast immer ein wenig bergauf oder bergab und das in ständigem Wechsel. Blickt man etwa vom einen Ende der schnurgeraden Wilhelmshöhler Allee zum anderen hinüber, hebt und senkt sich das Terrain vor einem in Wellen wie nach einem schweren Erdbeben. Bei Glatteis stelle ich mir das Herumgehen in dieser Stadt, sagen wir mal, spannungsreich vor.

Die Hauptstraße senkt sich von Südwest nach Nordost und heißt erst Obere, dann Untere Königsstraße, eine Fußgängerzone mit regem Trambahnverkehr in der Straßennitte. Pro Stunde verkehren hier gut fünfzig Straßenbahnen. Dessen ungeachtet schreitet eine junge Dame auf dem gepflasterten Gleiskörper wie ein Model auf dem Laufsteg einher, wirft Blicke nach rechts wie nach links, eine Schiene als ihr Leitfaden. Die Schöne hat kein Ohr für das heransurrende blaue Ungetüm hinter ihr. Jetzt die Glocke! Kurzes Erstaunen in guter Haltung, zu spät versucht man, Abstand zu gewinnen – sie wird schon touchiert und – nein, sie scheint nicht ernstlich verletzt, dreht sich zur Seite und lächelt ins Publikum am Straßenrand – ganz Model am Ende seines Laufstegs.

Die fünf Kilometer lange Wilhelmshöhler Allee führt vom Zentrum zum gleichnamigen Schloss, das dort auf einem Rasenfeld thront, seinen Zugang jedoch auf der stadtabgewandten Rückseite hat. Man muss daher erst ausweichen und rechts oder links um eine Schlossecke herumgehen. Was aber machen viele Kasseler? Sie erklimmen den steilen Rasenfeld und verdingern so die breite fürstliche Allee zu einem aufwärtsführenden schmalen Ochsentrampelpfad. (Es hat sich dort bereits eine Erosionsrinne gebildet.) Das sieht nicht schön aus, zeugt immerhin von zweckfreier Konsequenz, denn oben angekommen, müssen sie doch ums Schloss herumgehen. (– Kasseler sind stur –, behauptet ein Plakat, das meine Vermieterin an der Wand befestigt hat.)

Die Straßenbahnen befördern hier nicht nur Fahrgäste, sondern auf großzügigen Stellflächen noch vieles mehr: jede Menge Kinderwagen – Kassel muss eine ungewöhnlich kinderreiche Stadt sein – viele, viele Fahrräder – es ist nur ein Aberglauben, anzunehmen, Fahrräder seien zum Fahren da, ihre wahre Bestimmung ist der Huckepackverkehr – Rollatoren und immer wieder Rollstühle – in der Königsstraße gelangte eine Benutzerin erst beim zehnten Anlauf aus der Bahn hinaus: – Links herum! Links herum! – rief man ihr zu, doch das war ihr in der Seele zuwider, sie steuerte rückwärts stets nach rechts und blieb immer wieder in der Tür hängen – und einmal sogar ein Palettenwagen (ohne Paletten) – eine junge Frau schob ihn siegesgewiss lächelnd in die Straßenbahn hinein.

Ob ich auch die Wasserfälle in Wilhelmshöhe gesehen habe? Gewiss doch, es war an einem wolkenverhangenen Mittwoch. Zuerst oben am Herkules eine kleine Fontäne, die nach Minuten, in denen keiner – Oh! – sagte, ein bisschen größer wurde. Da fielen wie aus Mitleid vereinzelte Tropfen an den Regenwolken. Synchron ergossen sich jetzt die Wassermassen – 1.300.000 Liter aus dem Speicherbecken – die Kaskaden hinunter. Mit Hunderten weiterer Schaulustiger beeilte ich mich, bergab Station 2 zu erreichen: den – Steinhöfer Wasserfall –. Es regnete schon merklich, als die Wassermassen – 1.300.000 Liter aus dem Speicherbecken! – den verzwickten verzweigten Wasserfall hinunterströmten. Es kamen noch weitere Wasserfälle. Mal schossen die 1.300.000 Liter unter der – Teufelsbrücke – hindurch, mal strömten sie vom ruinösen – Aquadukt – herunter, um sich an in den – Kleinen Kaskaden – zu veräppeln. Was soll ich sagen: Von einem künstlichen Wasserfall zum

anderen wurde der echte Regen von oben stärker, schauerlicher. Ein Meer von Regenschirmen zog sich wie ein Lindwurm die Höhe des Bergparks hinab. Endlich, nach einer Stunde, am Fontänensteich angekommen. Der Baedeker formuliert es so: „Hier finden die romantischen Wasserspiele“ in dem 60 hoch aufsteigenden Strahl der großen Fontäne ihr grandioses Ende. Die Wolkendecke war niedriger, und der Strahl der Fontäne muss etwas in ihr angebohrt haben. Es hatte schon einige Zeit gebrummt, jetzt war das Gewitter direkt über uns. Und alles floh panisch aus dem Park, weiter hinab zu den Auto- und Busparkplätzen wie zur Straßenbahn, Alte und Junge, Kinder und Hunde. Was für ein schönes Gemeinschaftserlebnis.

Schlagender Beweis

Mit knapp neunzehn schrieb ich mich an der Universität M. ein. Ich wusste nicht, dass es nur ein kurzes Gastspiel sein würde.

T. war einer der ersten Studenten, die ich in M. näher kennenlernte. Er wohnte in der weiteren Umgebung der Stadt und besuchte mich schon bald auf meinem Zimmer. Er war lebhaft, lachlustig und kontaktfreudig. Wir besprachen den begonnenen Studiengang. Und wir erörterten eine heikle Frage. Bei Thomas Mann nennt Felix Krull es sein "militarisches Verhältnis". Wir sollten uns beide bald mustern lassen und waren uns einig, auf keinen Fall zum "Bund" zu gehen. T. war Pazifist, er war ein sozusagen glühender Pazifist. Wie gerne ich das feststellte ... Und ich, war ich damals auch Pazifist? Ich bin mir nicht sicher.

Die Studienanfänger wurden zu Semesterbeginn von den einzelnen Vereinigungen emsig umworben. T. schlug mir vor, ihn an mehreren Abenden zu begleiten, auch zu Verbindungen. Ich runzelte die Stirn. Er sagte: "Es verpflichtet zu nichts. Es gibt Freibier ... und noch mehr. Wird bestimmt lustig. Man muss sich doch mal ein Bild von den Brüdern machen."

Die "Brüder" ließen sich nicht lumpen. Offenbar standen beträchtliche Mittel zur Verfügung. Wir saßen an langen Tischen und beobachteten, hörten zu. Das gravitische Zeremoniell kam mir sehr exotisch vor. Ihre Farben, ihre Kappen, ihre Trinksitten, die gestanzte Redeweise, die Existenz von Fächsen, der Strafrunk - all das war eine Welt, für die ich mich nicht erwärmen konnte. T. schien es auch so zu gehen. Wir besuchten auch schlagende Verbindungen, er wollte es so. Vom Fechten hörte er gern reden, das merkte ich.

Wir gingen außerdem zu Abenden des Verbandes der Kriegsdienstverweigerer. Sie legten uns dort die Prozeduren dar, die Musterung, das Anerkennungsverfahren, die Rechtsmittel. Und sie bereiteten uns auf jene Kommission zur Erforschung unseres Gewissens vor. T. war eifrig bei der Sache, eifriger als ich. Bei ihm kam die Maschinerie früher in Gang: Musterungstermin, Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer, demnächst Termin vor der Kommission.

Da kam er mir eines Tages mit einer Neuigkeit - er war gerade einer schlagenden Verbindung beigetreten. Ich sah ihn entgeistert an: "Du - der Pazifist - bei denen?! Da lachen ja die Hähner!" Er rechtfertigte sich: "Das hat nichts miteinander zu tun. Kriegsdienst und Mensurschlagen, das sind ganz verschiedene Sachen. Du musst das auseinanderhalten."

Er lernte also fechten und bereitete sich zur gleichen Zeit auf seine erste Mensur und den Auftritt vor dem Ausschuss vor. Hoffentlich ohne Schmiss! Ich traf ihn immer seltener und sah ihn dann nur noch von fern: im Kreis seiner neuen Freunde. Wenn so einer Pazifist war, dann war ich es nicht. Ich bin einen anderen Weg gegangen.

Barocke Figuren - Eine Reiseerzählung

Die Mönche sind schon lange fort.

Augustin steht im Klosterhof und betrachtet die Gebäude. Das war einmal eine reiche Abtei, solides achtzehntes Jahrhundert. Heute werden die Fenster auf der Rückseite vergittert sein; vielleicht gibt es dort auch einen Zellentrakt und Wachtürme – so sieht es gewöhnlich hinter der barocken Schaufassade aus. In Württemberg sind die Klöster Irrenhäuser geworden und hier Gefängnisse. Das ist eben der Unterschied zwischen Schwaben und Bayern, sagt er sich und wendet sich um zu den Nebengebäuden. Da gibt es ein Café Prälatur. Er muss grinsen. Schlüft er heute Nacht im Hotel Dormitorium, nur mit Luxuszellen?

Das Gasthaus gibt sich von außen bescheiden. Innen ist es ein weiter, hoher Saal. Er ist eingerichtet wie jeder anständige französische Landgasthof. Die langen Holztische stehen in zwei Kolonnen da, die eine auf den Tresen ausgerichtet, die andere auf die Eingangstür. Augustin setzt sich an einen Tisch ziemlich weit hinten, mit Blick durchs nahe Fenster. Es ist fast leer im Saal. Musik dudelt nicht, es ist eine Wohltat. Vorne, gleich am ersten Tisch vor dem Tresen, murmeln Stimmen. Dort sitzt eine Gruppe sehr junger Männer und zwischen ihnen eine einzelne Frau; Augustin schätzt sie auf Ende dreißig. Sie drückt ihre Zigarette aus, steht vom Tisch auf und kommt zu ihm herüber. Sie ist sehr mager. Hat er auf dem Land schon einmal eine so magere Kellnerin gesehen? Während sie nach seinen Wünschen fragt, betrachtet er die Ruinen ihrer Vorderzähne. Sie sieht abgearbeitet aus und wirkt doch nicht verbraucht. Sie ist sachlich und freundlich, dabei sanft. Ihre Erscheinung, findet Augustin, hat auch etwas Madonnenhaftes.

Sie geht in die Küche, um seine Bestellung weiterzugeben. Dann bringt sie ihm sein Mineralwasser, das Besteck und die Serviette. Während er auf sein Essen wartet, betrachtet er die vier jungen Männer am Stammtisch. Verstehen kann er nicht, worüber sie da vorne reden. Die Kellnerin ist wieder in die Küche gegangen. Wie gewöhnlich konzentriert sich seine Aufmerksamkeit bald auf einen aus der Gruppe, einen Dunkelblonden um die zwanzig. Er hat etwas Gefälliges, denkt Augustin, und dann noch etwas anderes, einen Beigeschmack. Das Wort verschmitzt meldet sich in seinem Kopf zur Stelle, aber es passt nicht ganz. Er hat ziemlich kleine Augen, sie neigen zum Blinzeln, dann hat das Gesicht für Sekunden einen tückischen Ausdruck – das ist es. Er hat schon etwas feiste Backen, doch der scharf gestutzte Schnurrbart schwächt den Eindruck weicher Schlaffheit im Gesicht dann wieder ab. Er braucht den Bart, er macht ihn männlicher. Er schaut sich nicht wie die anderen ab und zu im Saal um. Sie haben Augustin schon als fremden Vogel ausgemacht. Der Blonde ist nur mit der nächsten Umgebung befasst, für ihn ist der Stammtisch jetzt die Welt. Ruhig wirkt er, sehr ruhig. Er hört lieber zu, als dass er selbst spricht, und beim Zuhören macht er ein verständiges Gesicht. Etwa vorhandene motorische Unruhe leitet er über Bein ab. Der Fuß wippt dabei bloß auf den Zehen, und die Hebelwirkung lässt den massigen Oberschenkel schnell hintereinander auf und ab tanzen.

Sie trinken alle auf einmal ihr Bier aus, legen Münzen auf den Tisch und stehen auf. Da kommt die Kellnerin mit seinem Braten und den heftig dampfenden Knödeln. Als sie den Blick geradeaus wieder freigibt, sieht er den Dunkelblonden noch als Letzten hinausgehen. Er ist nur mittelgroß, recht stämmig, und sein Fettbauch ist schon gut entwickelt.

Nach dem Essen lässt er sich ein Zimmer geben. Es ist noch früh am Nachmittag, er hätte auch weitergehen können. Aber er will die Kirche in Ruhe betrachten. Und hat er selbst nicht auch Ruhe nötig? Er ist heute schon den vierten Tag zu Fuß unterwegs und bis hierher fast hundert Kilometer marschiert. Das Zimmer liegt im Oberstock. Es geht eine breite Steintreppe hinauf. Der Vorsaal sieht aus wie das Magazin eines Trüdlers. Da steht sogar ein altes Klavier. Das Zimmer ist groß und sehr hoch, es werden fast vier Meter sein. Durch das Fenster blickt er auf die Schaufassade des Klosters. Er macht sich etwas frisch und zieht sich um.

Sie verlangen Eintritt für die Kirche, das ist ihm selten vorgekommen. Das karge gotische Gehäuse ist innen prächtig ausgestattet. Viel Stuckmarmor. Klassizismus, sagt der Führer. Anscheinend hatte man das Barocke satt nach anderthalb Jahrhunderten, aber nicht die Farbigekeit. Die strengen Schmuckformen leuchten und strahlen in Rosa- und Gelbtönen. Er ist nicht ganz bei der Sache und kann sich nur schwer aufs Einzelne konzentrieren. Die Fensterrose ist natürlich nicht zu übersehen. Aberigens soll es eine Kopie sein, eine gute Kopie, wie das Buch sagt. Als er hinausgeht, denkt er, das Museum in München hätte sich auch mit einer guten Kopie begnügen und das Original an Ort und Stelle lassen können.

Nachher verbringt er die Zeit auf dem Zimmer. Manchmal steht er am Fenster und betrachtet zerstreut die Klosterfront, doch sein Blick will nicht haften am grauweißen Sandstein. Dann beobachtet er den Verkehr auf der Straße, die durch den Klosterbezirk führt. Ab und zu halten Autos auf dem Parkplatz. Touristen steigen für drei oder vier Minuten aus. Nein, er will nicht hasten wie sie. Lange hat er sich auf diese Reise gefreut. Soll er noch einen Tag dranhängen, die Atmosphäre stärker auf sich wirken lassen? Er liegt im Sessel und ist schnell entschlossen. Und übermorgen dann ganz aus der Gegend wegfahren.

Schon kurz nach sechs sitzt er wieder unten und will zur Nacht essen. Er hat sich zwei Tische vorgearbeitet und den Stammtisch besser im Auge. Jetzt sitzen nur noch drei junge Männer dort, der Dunkelblonde von heute Mittag ist wieder dabei. Augustin bemerkt, dass er das T-Shirt gewechselt hat. Das dunkelblaue jetzt ist viel weiter als das weiße am Mittag, es kaschiert den Bauch besser.

Wieder steht die dritte Kellnerin vom Stammtisch auf und kommt zu ihm herüber. Er fragt zuerst, ob er das Zimmer auch für zwei Nächte haben könne. Freilich, das lasse sich machen. Er bestellt einen Wurstsalat und, sozusagen überredet durch die Bier trinkenden Männer am Stammtisch, ein Kristallweizen.

Leider bekommt er nur Gesprächsfetzen mit. Worüber reden sie eigentlich? Einer sagt, fast schon energisch: „Aber Weißbier hat doch weniger Kalorien!“ Ein anderer im roten Trainingsanzug resigniert: „Da komme ich nicht mehr hoch.“ Der Blonde sagt gar nichts. Er klatscht bloß mit der Linken auf seinen Bauch, eine fast schon sachlich wirkende Geste. So klopf man einem Hund auf den Rücken.

Die Kellnerin bringt das Bier, etwas später den Wurstsalat und setzt sich dann wieder zu ihren Stammgästen. Es ist nicht viel zu tun um diese Zeit. Augustin bricht Brotstücke ab, fischt Zwiebelringe auf und behält den Stammtisch im Auge. Er spekuliert über die Rolle, die die Frau für das Trio spielt. Nun gut, sie bedient eben, bringt von Zeit zu Zeit frisches Bier. Mit dem Ausdruck von Interesse und Sachverstand hört sie zu. Stockt dass ruhig fließende Gespräch einmal, wirft sie kurz etwas ein, und dann geht die Unterhaltung weiter. Keiner ereifert sich dabei. Es ist fast wie zu Hause, eine bequeme Behaglichkeit. Die Kellnerin raucht fast die ganze Zeit, bläst Ringe in die Luft und schlägt die Beine gern übereinander. Eine Mutter zu Hause tut so etwas nicht. Aber deren Aufgabe ist es auch nicht, ihren Männern eine Spur Erotik anzudeuten, während sie sie bedient. Augustin bewundert die Kellnerin. Wie viele Rollen vereint sie in ihrer Person: Dienstmagd und Kumpel und Madonna und Hausfrau und Vamp. Dass einer von ihnen mal mit ihr schläft, glaubt er nicht. Sie ist ja viel zu alt für sie und, wenn er's überhaupt beurteilen kann, nicht gerade sehr attraktiv. Aber eines schafft sie: Sie erhält in ihren Gästen das Bewusstsein am Leben, dass sie Männer sind und es gut haben und dass sie wieder einmal nach Nürnberg fahren können, wenn ihnen danach ist. Manchmal ist es ja schwierig, hinterm Pörrer einen Parkplatz zu finden. Jetzt aber sitzt man hier recht gut und trinkt sein Bier.

Von anderen Zimmergästen sieht und hört er nichts. Beim Frühstück erweist sich, er ist über Nacht allein im Gästetrakt gewesen; nur für ihn ist gedeckt. Er holt sich eine Zeitung und steigt den Hang hinter dem Dorf hinauf. Oben am Waldrand sind Bänke, die Stelle heißt Klosterblick. Übersichtlich wie ein Modell steht die Anlage da unten, das Klostergebäude mit allen Flügeln, Häfen und Mauern. Die Zeitung ist dick und berichtet vieles und sehr Verschiedenes, was ihn jetzt

gar nicht interessiert. Die Landschaft sieht bräutlich aus. Weißblühende Schwarzdornhecken sind die Schleier um die hellgrünen Buchenwälder voller Hoffnung.

Wie steif die Gelenke heute sind. Das kommt vom Ausruhen nach großen Strapazen. Er quält sich gerne, geht fünf oder sechs Stunden ohne Unterbrechung, von zweimal fünf Minuten abgesehen. In diesen kurzen Pausen verspeist er einen Riegel weißer Schokolade und einen grünen, säuerlichen Apfel. Er genießt es, sich zu plagen. Zu seiner Unterhaltung phantasiert er sich auf diesen langen Märschen andere Gestalten herbei. Der Blonde von gestern Abend könnte einer von ihnen sein. Sie sind anders als er selbst, müssen sich nicht anstrengen und sind ihm, wenn er sich so schindet, zutiefst sympathisch. Doch zur selben Zeit verachtet er sie auch ein wenig. Er scheint diese Beherrigten in sich zu tragen und in seinem Inneren gleichzeitig mit ihnen zu kämpfen. Jetzt ruht der Kampf. Sie sind außerhalb, weit fort und ohne Bedeutung. Er ist eins mit sich und versenkt sich in diese Landschaft, die nur aus Pastellfarben besteht. Die Sonne scheint ihm ins Gesicht und auf den Bauch. Es wird Mittag, und er ist nicht wieder in die Kirche gekommen, wie eigentlich geplant.

Er isst im Gasthaus und sitzt diesmal gleich neben dem Stammtisch. Er registriert dort wieder den Blondnen, den im roten Trainingsanzug und ein neues Gesicht. Sie reden über Sport. Obwohl er fast alles mitanhören kann, versteht er nicht viel davon. Fußball hat ihn immer gelangweilt. Die Sätze rauschen an ihm vorbei. Dabei reden sie langsam, voller Verdruss. Gestern Abend hat es eine Übertragung im Fernsehen gegeben. Sie sind unzufrieden mit dem, was ihnen geboten worden ist. „Die strengen sich zu wenig an“, sagt der Blonde.

Die Frau geht auf, ein Mann in den Dreißigern kommt herein und geht auf den Stammtisch zu. Sie begrüßen ihn mit einer Erregung, die er an ihnen bisher noch nicht wahrgenommen hat. Wie habe das bloß passieren können? Und wann denn die Beerdigung sei? Er solle genau berichten, wie es vor der letzten Fahrt abgelaufen sei. Augustin begreift, dass da einer im Suff gegen einen Chausseebaum gerast ist. Der hier hat ihn zuletzt gesehen, in einem Gasthaus. Es ist in Bielefeld gewesen, einem Marktflecken talaustrs. Natürlich ist alles wie üblich gewesen. Man hat ihm gar nichts angemerkt. Seine vier oder fünf Halbe wird er schon getrunken haben, von mittags an gerechnet. Nichts ist ihnen aufgefallen, er hat ganz normal mit ihnen gesprochen und ist aufrecht hinausgegangen. Immerhin sind bei der Obduktion gut zweieinhalb Promille herausgekommen. Aber man hat ihm wirklich nichts angemerkt, es ist nicht zu begreifen! Sie seufzen alle und wissen nichts mehr zu sagen. Auch die Kellnerin ist jetzt still. Augustin unterbricht das Schweigen und ruft hinüber, er wolle zahlen. Es kommt ihm selber taktlos vor.

Nachher hat er auf der Post zu tun. Es dauert länger als gedacht. Den Rückweg nimmt er über den Parkplatz. Die Stammtischmänner stehen um ihre Autos herum und schlecken Eiskrem. Die Wagentüren stehen offen. Er sieht nicht gleich, was sie beschäftigt. Vom Fenster seines Zimmers kann er besser beobachten. Sie bauen ein Radio aus und in ein anderes Auto wieder ein. Dabei lassen sie sich viel Zeit, sind ernsthaft bei der Sache und erledigen alles mit einer ihm übertrieben vorkommenden Gründlichkeit. Sie erinnern ihn an Hamster in einem Käfig. Und wäre dann die ganze Klosterkulisse nichts weiter als eine geschmackvolle Hamsterburg? Was für absurde Assoziationen, denkt er und geht vom Fenster weg. Er vertieft sich in die Landkarte und plant die nächsten Tage, die nächsten Märsche. Inzwischen ist es drei Uhr vorbei und damit auch die letzte Gelegenheit, im Kloster den Saal und das Treppenhaus zu besichtigen.

Abends erwarten sie ihn schon am Stammtisch. Der Nachbartisch ist leider besetzt. Er muss sich wieder aufs Schauen beschränken. Der Blonde wirkt noch trüger als sonst. Er sackt allmählich zusammen, sein Rücken rutscht an der Stuhllehne hinab. Weitab vom Tisch steht der Stuhl – so hat der Bauch viel Platz und wölbt sich immer mehr auf. Er liegt wie in einer Hängematte. Aber der ungepolsterte Stuhl drückt aufs Gesäß. Also verlagert er das Gewicht des Unterleibes auf die linke Hüfte. Über dem Hosenbund bildet sich dabei eine mächtige Falte, ein Mittelding zwischen Fahrrad- und Autoreifen. Der Gürtel schneidet jedoch allzu sehr ins weiche Fleisch – jetzt ist die rechte Hüfte dran, er verschiebt die Achse um neunzig Grad. Auch das bringt nur vorübergehende

Erleichterung. Der Blonde ermannt sich und richtet sich auf. Er hat ja ein breites Kreuz, nur rundet sich der Rücken zusehends unter der Last des Bauches, der dabei auch mehr und mehr eingezwängt wird und Entlastung verlangt. Daher gleitet er in die ursprüngliche Position zurück, die Stuhllehne hinab. Er fährt ja das reinste Ballett im Sitzen auf, stellt Augustin anerkennend fest und verfolgt noch mehrmals diesen Ablauf, der ihn an die vier Phasen des Mondes erinnert. Unterbrochen wird er harmonische Zyklus immer dann, wenn der Blonde Bier trinken will. Wenn er sich zur Höhe der Tischplatte emporzieht, sieht es für einen Augenblick so aus, als trenne sich der Oberkörper vom Unterleib, der den Gesetzen der Schwerkraft in ganz besonderer Weise unterworfen zu sein scheint.

Später beobachtet Augustin vom Fenster seines Zimmers aus, wie der Blonde wegfährt. Er steigt in sein Auto, schließt die Tür rasch und versinkt im Inneren des Wagens. In der Dämmerung ist sein Kopfumriss gerade noch zu erkennen. Schon startet er und fährt in die einbrechende Nacht hinaus.

Zehn Tage später. Augustin ist auch noch Rad gefahren. Die Landschaften, die Dörfer, die kleinen Städtchen – er ist immer weitergefahren, von Unruhe erfüllt. Nur mit der Heimreise lässt er sich Zeit. Erst morgen, am Sonntag, muss er zurück in den Norden. Zögernd hat er sich Würzburg genähert und ist dann doch in einer kleinen Stadt am Main geblieben. Unten am Fluss, wo es sehr ruhig ist, bekommt er in einem Gasthof ein Zimmer. Die Wirtsleute, ein älteres Ehepaar, sind so grämlich, dass er Mühe hat, sich daran nicht schuldig zu fühlen. So sehen alte Leute aus, denen der einzige Sohn weggestorben ist, sagt er sich.

Das Zimmer liegt im ersten Stock. Augustin überblickt den großen, fast leeren Parkplatz, von Rasen umgeben, er sieht den Fluss in den Wiesen und den gelben Rapsfeldern, dahinter die Waldberge. Dort oben muss das Kloster sein, das keines mehr ist, sondern ein Gefängnis.

Augustin geht am Fluss spazieren. Es ist noch immer warm und dabei luftig. Doch der Wind hat vor einigen Stunden gedreht und kommt jetzt von Westen. Dort zeigen sich die ersten Wolken. Mit der Reise geht auch das sommerliche Wetter zu Ende, dieser falsche Hochsommer, wie es im "Tod in Venedig" heißt und woran Augustin sich jetzt erinnert. Auf dem Parkplatz steht ein Mercedes mit Kennzeichen, daneben ein großer Campinganhänger. Drei junge Roma fallen Augustin auf. Die Schwester bereitet hinter dem Anhänger auf einem Gaskocher das Essen zu, die Brüder waschen den Mercedes. Der Jüngere ist sehr mager und zeigt nichts von seinem Körper, der Ältere trägt nur dunkle Shorts. Er hat einen kräftigen Oberkörper, ziemlich athletisch. Wenn er sich bei der Wagenwäsche bückt, kommen an den Hüften Spuren leichter Verfettung zum Vorschein, kleine Wulste, noch nicht sehr dick.

Zwei Motorradfahrer kommen vom Städtchen herunter, biegen auf den Parkplatz ein. Der vordere, ein stattlicher Brocken in schwarzem Leder auf einer schweren Maschine, ist der Fahrlehrer des hinteren, eines mageren Jünglings in zusammengestoppelter Tracht. Der Fahrschüler fährt ein sehr leichtes Motorrad. Sein Lehrer hält an, bockt die Maschine auf, nimmt den Helm ab und stemmt den Hintern quer auf die Sitzbank. Dann beginnt er zu rauchen. Der Schüler muss währenddessen Runden drehen. Der Lehrer wirft nachlässig drei rotweiß gestreifte Warnbaken auf den Boden. Mit einer Handbewegung weist er den Schüler an, um jede einzelne Bake herumzufahren. Das gelingt dem Schüler gut; er fährt überhaupt schon recht sicher – bis er am Ende des Parkplatzes beim Wenden ums Haar die Maschine umgeworfen hätte. Der Fahrlehrer lässt ihn anhalten und geht sogar einige Schritte zu ihm hinüber. Augustin sieht, wie er gestikuliert. Es sind souveräne Handbewegungen. Der Schüler, den Helm noch immer auf dem Schüssel, nickt zum Zeichen, dass er verstanden hat. Die Szene wirkt absonderlich auf Augustin; eine Pantomime, denkt er, die ebenso gut religiöse wie pornographische Bedeutung haben könnte. Jedenfalls wirkt der Schüler erlösungsbedürftig, und die Fahrstunde endet auch bald.

Zügig fährt das ungleiche Paar den Hügel zur Stadt hinauf. In der Kurve begegnen sie einem Polizeiwagen, er ist unterwegs auf einer Kontrollfahrt. Wie zu erwarten, hält die Grünweisse

Limousine bei den Roma. Durch das offene Fenster fordert der Freistaat Bayern, vertreten durch den Polizeimeister Soundso, den Älteren Bruder auf, einmal näher heranzukommen. Der halbnackte Junge trabt ohne Scheu zum behärdlichen Gefährt, ja, er legt gleich die rechte Hand auf die Dachoberkante des Polizeiwagens und plaudert eher ins offene Fenster hinein, als dass er Rede und Antwort steht. Augustin, der weitergegangen ist, hrt die Schwester laut zu den Polizisten hinberrufen, der Vater sei in München. Kurz darauf wendet das Polizeiauto und fährt ohne weiteres zur Stadt ck. Augustin verspart etwas wie Befriedigung oder Erleichterung und geht weiter durch die Anlagen flussabwärts.

Er weiß nicht, was ihn auf die Brücke hinauftreibt, fort von der Stadt. Am jenseitigen Brckenkopf ändet ein Weg ein, der aus den Wiesen herauffhrt. Da unten ist der Sportplatz. Ein intelligentes, häbsches Gesicht sieht ihn an. Der Schuljunge scheint un schlüssig zu sein, wohin er sich wenden soll. Augustin betrachtet ihn, Er ist gewiss ein guter Schüler, nicht nur aufgeweckt, sondern vermutlich auch brav. Mathelos eignet er sich den Lehrstoff an, er verliebt ihn sich ein, zur Freude von Eltern und Lehrern. Und dann scheint er gutes und reichliches Essen zu lieben – für sein Alter ist der Bauch schon recht äppig. Er trägt rote Boxershorts und ein weißes Leibchen. Er hat zarte Schenkel, und er sucht die Nähe der Athleten. Jetzt schlägt er sich ins Gebäch.

Augustin kehrt um und geht auf die Stadt zu. Ja, sie lieben das Wohlleben, denkt er, ihre Behaglichkeit, das gute Essen. Bier schenkt man gewöhnlich in halben Litern aus. Es ist ihr barockes Erbe mit all seinen Rundungen und Wälbungen. Die Putti sind noch nicht ausgestorben. Er muss jetzt an die Führung durch die Bamberger Residenz denken, die er vor einigen Tagen mitgemacht hat. Schon am Vormittag war es heiß, außer ihm wollte kein Mensch ins Museum. Die schlanke junge Kunsthistorikerin führte ihn allein durch die Schauräume. Allein gegenüber so viel Kompetenz fühlte er sich befangen. Doch sie schnurrte alles nur herunter, drei Gobelins in zwanzig Sekunden – es gab ja noch so viele andere. Aber dass Lothar Franz von Schönborn einen Bauchumfang von einhundertfünfzig Zentimetern gehabt hatte, war ihr doch besonderer Erwähnung wert. Sie kam noch mehrmals auf diesen Umstand ck. Zuletzt wies sie ihn darauf hin, dass der Betschemel in des Oberhirten Privatkanzelle statt wie gewöhnlich zwei Stufen deren drei aufwies. Weswegen wohl – natürlich, die mittlere Sprosse stützte den priesterlichen Wanst. Aber der Schemel sei noch raffinierter – sie klappte ihn um; nun stand ein ausladender Barockstuhl gerade vor dem Kreuzifixus. – Da, bequemer geht – nimmer. Sie war etwas zu mokant, fand Augustin.

Unter diesen Gedanken gelangt er in die Stadtpfarrkirche und verweilt lange vor Riemenschneiders Johannes dem Täufer. Der war schlank, ganz auf das Lamm und die kommende Erleuchtung konzentriert. Unmöglich, sich ihn vorzustellen, wie er einen Schweinebraten verzehrt und dazu ein Bier der Marke Hiernickel trinkt!

Ein Mesner sagt ihm, dass gleich eine Hochzeit gefeiert werde, die Kirche könne nicht länger besichtigt werden. Augustin verlässt das Schiff. Am Portal hat er Mühe, durch die hereinstromende Hochzeitsgesellschaft ins Freie zu gelangen. Draußen auf dem Marktplatz macht sich ein junger Motorradfahrer abfahrtsbereit. Er stülpt die Handschuhe über. Es ist ein kräftiger Bursche um die zwanzig. Als er sich gemustert fühlte, geht ein merklicher Ruck durch seinen Körper, der bis dahin teilnahmslos und wenig belebt erschienen ist. Augustin sagt sich, dass Beobachten in der Kleinstadt viel einfacher sei, die Leute lassen sich bei allem mehr Zeit als in der Großstadt. Sie sind es gewohnt, Blicken nicht auszuweichen, sondern ihnen zu begegnen, ja, sie zu suchen. Bekannte müssen gegrüßt werden, Fremde erregen Neugier. Verrät der Fremde selbst Interesse, lässt man sich ruhig betrachten. Das ist eine ganz andere Sache als das blicklose Aneinandervorbeigleiten der städtischen Massen. Ist es erlaubt, daraus weitere Schlussfolgerungen zu ziehen, etwa größere Empfänglichkeit zu vermuten? So weit geht Augustin keineswegs. Er genießt indessen das reizvolle Spiel mit ungewissem Ausgang, ein Spiel mit bewussten und unbewussten Regungen. Jetzt verschwindet der Rundschädel unter dem Helm, das Visier wird heruntergeklappt. Schade, er hat ein so frisches, dabei etwas gerötetes Gesicht, eigentlich sympathisch. Augustin geht langsam weiter und sieht

währenddessen zu, wie der Motorradfahrer startet. Wenn Augustin sich nicht täuscht, drückt dessen Haltung jetzt auch Befriedigung aus. Er wirkt gestrafft, wie aufgepumpt, vor Stolz gebückt. Aber es ist ein freundlicher Stolz, der Blick zuletzt ist freundlich gewesen. Augustin hat einen Fremden mit Wohlwollen zur Kenntnis genommen, der Bursche hat dadurch zu der Idealform gefunden, die er in seiner Vorstellung von sich selbst hat. Man könnte es visuelle Symbiose nennen, denkt Augustin. Da, jetzt nimmt er die Kurve schneidiger als nötig. Will er mir noch ein Kunststückchen vorführen?

Augustin biegt in die Hauptstraße ein. Sie ist verlassen, die Geschäfte sind seit Stunden geschlossen. Es ist eine breite Straße mit viel Fachwerk. Die Amtsgebäude haben Sandsteinverzierungen. Er blickt in jede Geschäftsauslage. Da liegt eine Illustrierte aus Hamburg, die er gewöhnlich nicht liest. Sie zeigt auf dem Titelblatt einen Sonderteil an über Männer, die nicht erwachsen werden wollen, sechzig Seiten dick. Scheint ein ergiebiges Feld zu sein, denkt er bei sich und weiter: Sind mir eigentlich sympathisch, diese Burschen, die nicht erwachsen werden wollen – Gehöre wohl selber dazu – und hätte wohl mehr als genug Zeit dafür gehabt –

Wie es scheint, endet das Städtchen am Bamberger Tor. Er geht trotzdem weiter, und die Hauptstraße verbreitert sich dahinter noch. Sie heißt jetzt Vorstadt und ist von Geschäften und Gasthäusern gesäumt. Eine schmale und hohe gotische Kirche zwingt die Vorstadt zu einem Knick. Wo sie ausweicht, ist ein kleiner Platz, auf dem ein Eisalon Tische und Stühle placiert hat.

Wie viele Kirchen hat er auf dieser Reise schon betreten – diese hier wird die letzte sein. Nachher geht er außen um sie herum. Hoch oben am Chor haben die Rittergeschlechter ihre Wappen in Stein ausführen lassen, zu Hunderten dicht beieinander, auch die Farben fehlen nicht. Es ist ein Patchwork ausgestorbener Sippen, kraus und bunt. Alles Äbrige hat die Zeit vernichtet. Dann steht er wieder vor der Pforte und betrachtet die Steinmetzarbeiten. Sankt Georg bezwingt den Lindwurm. Merkwürdig, der Drachen hat einen Schafskopf. Sanft und beinahe freudig erwartet das Drachenlamm den Todesstoß. Da hat es der Heilige Georg leicht, den Mutigen und Kraftvollen herauszukehren.

Der Eisalon hat viel Zulauf. Die meisten Tische im Freien sind besetzt. Augustin findet noch einen für sich, ganz am Rand. Die Bedienung lässt auf sich warten; tut nichts, er hat viel Zeit. Jäh wird auf einmal die schlafrige Stille des Straßenplatzes gestört. Eine motorisierte Kohorte bricht aus der Stadt hervor. Sie unternehmen einen Ausfall. Als wäre der alte Torturm die Geburts- oder Fabrikationsstätte eines Menschentyps einer neuen Zeit, so pulsiert es aus ihm heraus, in gleichen Abständen, in gleicher Aufmachung und mit der gleichen Haltung. Nach Passieren des Tores beschleunigen die Männer ihre Motorräder, bremsen vor dem Eisalon, blicken herüber und verschwinden dann, Gas gebend, in der Kurve. Im Chaos geboren, denkt Augustin, und im Nu bis ins Letzte durchgeformt, nicht nur ästhetisch ein bedenklicher Prozess. Die uniforme Äuere Glätte, schimmernd und abweisend, deckt die individuelle mannigfaltige Schwärze zu. Alle haben auf dem Rücken ihrer schwarzen Lederjacken einen roten Stierkopf aufgenäht, im Kreis herum – wie bei einer Rosenkranzmadonna – etwa ein Dutzend kleiner Aufkleber, Wimpel oder Aufnäher. Es sind Spuren der Orte, die sie hinter sich gebracht, Merkmale der Männer, mit denen sie, die Identischen, sich identifiziert haben. Wenn sie sich in die Kurve legen, fallen die von Gewitterwolken gefilterten Lichtstrahlen auf ein farbiges Mosaik, das sich rasch entfernt; dann hat es große Ähnlichkeit mit dem abstrakten Fries der Ritter hoch oben am Chor.

Warum schauen sie beim Vorbeifahren derart intensiv herüber? Jetzt erst bemerkt Augustin drei am Straßenrand geparkte Motorräder. Die Fahrer sitzen an einem Tisch in seiner Nähe, bisher außerhalb seines Blickwinkels. Unauffällig dreht er den weißen Plastikstuhl ein wenig in diese Richtung, wie um bequemer sitzen, in Wahrheit jedoch um besser beobachten zu können. Zwei aus der Gruppe hätten den Helm besser nicht abgenommen. Den Dritten will er schärfer ins Auge fassen, wird aber von der Kellnerin unterbrochen. Immer kommt das Personal zur falschen Zeit. Er bestellt den Traumberger, den er sich auf der Karte ausgesucht hat.

Der dritte Mann also. Augustin hat ihn im Halbprofil vor sich. Gesund sieht er aus, etwas rundlich, schnauzbärtig, bräunlich. Er hat sich nichts auf seine Jacke geklebt. Dafür baumelt eine schmale silberne Kette von der rechten Hüfte herab. Für die Fahrt zum Eissalon hat er die Lederhose nicht aus dem Schrank genommen. Eng sitzen die blauen Jeans. Die kurzen Stiefel, in die er sie hineingestopft hat, zurren den groben Stoff über dem Fleisch fest. Augustin mustert ihn rasch und intensiv wie ein Konfektionär. Unter dem weißen T-Shirt ein kleiner Helm. Einstweilen beteiligt er sich nicht am Gespräch, holt den anderen zu und schleckt sein Eis. Wie er das tut, das mutet kindlich an. Der Löffel schabt jeweils eine stattliche, weit aufgefächerte Portion aus der Glasschale, befördert seine Fracht aber vorerst nur bis vor das Eingangstor des Verdauungsapparates. Die Lippen öffnen sich weit, sie schieben sich auseinander, die Zunge tritt heraus und nähert sich der Speise, kühlen Materie. Die Zunge beginnt, emsig zu arbeiten. Sie leckt zuerst ein wenig – wie die Katze mit der Maus spielt – und lutscht dann kleine Brocken heraus, um sie rückwärts hinter die Lippen zu rollen, die sich dabei für kurze Zeit schließen. Eben dann schließt er auch die Augen, die während der übrigen Zeit die Tätigkeit der Zunge mit strengem Ausdruck überwachen. Sein Gesichtsausdruck ist insgesamt tief befriedigt. Offenbar verfügt er über ein Verfahren, das alle Geschmacksnerven kitzelt und dem Vorgang ein Maximum an Lust abgewinnt.

Augustin muss an Fridolin denken, den Freund in Wien. Eis schleckende Erwachsene seien ihm ein Grauel. – Und du, isst du nie Eis, Fridolin? – Nur heimlich, und dann immer nur eine Kugel. – Augustin lächelt in der Erinnerung daran.

Nachher sieht sich der Bräutling neugierig um, auch während er spricht. Seine Blicke erinnern Augustin an Wellen am Strand. Von einem unbekanntem Zentrum ausgehend, breiten sie sich aus, belecken die Gestade und ziehen sich doch stets wieder zurück. Gleichmäßig gleiten diese Blicke, noch ein wenig getrieben von der eben empfundenen Lust, über die anderen Tische, die anderen Gäste und den Platz vor der Kirche. Die Welle zieht sich zurück – er sagt mit Nachdruck einen Satz zu seinem Nachbarn, Augustin kann ihn nicht verstehen – die Welle kehrt zurück. Augustin möchte einmal den Mond spielen, er will eine Flutwelle auslösen, am besten eine Springflut. Er mustert ihn zweimal kurz hintereinander, bohrt sich in die nächste Welle, versucht sich ihr entgegenzustemmen. Die Wirkung ist beträchtlich. Die Wogen der Rundblicke gehen für eine Weile deutlich höher, bleiben länger am Einzelnen haften, auch an Augustin. Noch unruhiger sind die Augen geworden. Für kurze Zeit ist der Ausdruck von Befriedigung aus seinem Gesicht verschwunden. Er wirkt jetzt wacher. Aber es scheint eine unsichtbare Schutzmauer zu geben. Die Blicke brechen sich an einem Widerstand, den Augustin nicht sieht. Sie kehren zu sich selbst zurück. Schließlich hat er sich beruhigt.

Unterdessen hat Augustin seinen Traumbeker bekommen und ihn mechanisch verzehrt. Er kann jetzt nicht sagen, was darin gewesen ist. Vielleicht waren es Pflaumen in Alkohol, meint er nachher.

Der Bräutling verabschiedet sich von seinen Kameraden. Er klopft ihnen auf die Schulter und geht zu seiner Maschine. Seine Bewegungen verraten eine gewisse Satttheit. Mit Umsicht startet er und fährt ins Städtchen hinein. Waghalsiges, Bravourstücke sind von ihm nicht zu erwarten. Wenn nur die unruhigen Blicke nicht wären.

Auch Augustin zahlt und geht weg. Ein Plakat macht ihn neugierig auf das Schützenfest unten in den Wiesen. Es ist am anderen Ende der Stadt. Unterwegs stellt er fest, dass sich die dunklen Wolken aufgelockert haben. Es wird hier kein Gewitter geben, vielleicht woanders.

Um diese Zeit ist der Festplatz kaum besucht. Noch sind nicht einmal alle Buden geöffnet. Eine Kirchhofsruhe ist das hier. Er hat jetzt alles gesehen, nur auf dem Friedhof ist er nicht gewesen. Plötzlich hat er die Kleinstadt satt und freut sich auf die Abreise.

Stadt und Land - Eine Reiseerzählung

Mãde, denkt Augustin, ich bin großstadt mãde! Er sitzt seit sieben Stunden im Intercity. Endlich ist das Gewimmel der Hãgel und Gebirglein vorãber und der Zug nähert sich der alten Reichsstadt, die sein erstes Ziel ist. Oberdeutsch, denkt er, schãnes, altertãmlisches Wort! Ob sich etwas davon erhalten hat? Er ahnt schon, dass er kaum einen Æberrest finden wird. Aber was gibt es sonst auf dieser Hochebene zu entdecken? Vorausgesetzt, es gelingt ihm, Æberhaupt etwas Eigentãmlisches aufzuspãren.

Am Bahnhof stehen fãrchterliche Hãuser, das kãnnte auch in Wandsbek sein. Er will das triste Viertel rasch hinter sich bringen. Nur nicht Notiz nehmen von dieser Æde, man reist doch, um angenehme Eindrãcke zu gewinnen. Die Fuãngãngerunterfãhrung! so schaurig, dass er noch schneller geht! mãndet in eine Fuãngãngerzone, die den Bahnhof mit dem Mãnster verbindet. Baut Fuãngãngerzonen fãr Ameisen! Wo hat er diesen Spruch gelesen! irgendwo hingesprãht auf eine Wand aus Beton oder den mãrben Kalkstein einer alten Kirche, eine jener stillen Inseln fãr Beter, wieã™s in den Prospekten heiãt. Fãr jedes Bedãrfnis ist ja heutzutage vorgesorgt.

Der Reisende findet dieselben Filialgeschãfte und Kaufhãuser wie zu Hause. In jeder fremden Stadt schafft ihre Anordnung entlang den breiten und belebten Gassen neue Muster aus schon Bekanntem. Einmal die Luxusarmbanduhren neben den Umstandsmoden, dann das landesweit fãhrende Parfãmeriegeschãft, gefolgt vom billigen Seifenladen und dem Kaffee aus Hamburg und dem Warenhaus, dessen Zentrale in Essen ist. Oder die Seife neben den Umstandsmoden und dann das Warenhaus mit der Zentrale in Kãln. Und wiederum die Uhren neben der Seife im Schatten des Essener Kaufhauskonzerns. Oder gar die Seife zwischen noch zwei konkurrierenden Groãkaufhãusern. (Die Zentrale ist immer woanders.) Und die Form folgt brav der Funktion. Also noch einmal die unãbertroffene Fassade von Eiermann, noch einmal das Regenbogenmotiv ums Textilkaufhaus! Wagner ist doch vorteilhafter! und alle Brillengeschãfte jetzt durchsichtig wie Kontaktlinsen und mit viel Plastikpupillenweiã!ã!

Wo steckt das Besondere in diesem Potpourri, die lokale Zutat zum nationalen Brei? Sind es vielleicht die Bãckereien, die hier sãães Backwerk in groãer Vielfalt feilbieten und jede Sorte in riesigen Mengen? In dieser Stadt, so scheint es, haben Bãcker den stãrksten Zulauf. Æberall, wo Seitenstraãen einmãnden, sieht Augustin kuchenverzehrende Einkãufer stehen. Zwischen ihnen fãllt sein Blick (nicht jener der Esser) auf Plakate, hastig und schief geklebte Flugblãtter. Da ist von Raketen und Bomben die Rede, auch das kennt er schon!

Im Strom der Passanten fallen ihm vereinzelt Schwarze auf. Krãftige Burschen sind das, manche hãnenhaft, manche eher fett. Sie tragen ihre Baumwollsachen salopper als die Einheimischen. Ihre Jeans und Shirts bedecken die Kãrper bloã, betonen die Figuren nicht. Augustin weiã, dass es Militãrpersonen sind, doch strãubt er sich, zwischen ihnen und den Flugblãttern eine Gedankenverbindung herzustellen. Freilich, die Raketen in der Nãhe! Vor diesem Gedanken will er die schwarzen Mãnner in Schutz nehmen. Vielleicht kommen sie aus den Slums von Chicago, sind froh, Æberhaupt einen Job gefunden zu haben? Und dann fallen sie aufgrund ihrer Hautfarbe schneller auf als ihre weiãen Kameraden, ihre weiãen Vorgesetzten! Nein, sie sind ihm nicht unsympathisch. Aber wahr ist doch auch, er hat noch nie mit einem Schwarzen geschlafen. Ist er insgeheim ein Rassist? Er beruhigt sich damit, dass er sich sagt, erotisches Faible sei keine Frage der Sympathie, sondern von frãher Prãgung.

Ein Zufall! und die fixen Ideen von Militarismus, Rassismus und leider auch von Narzissmus sind wie weggeblasen. Einer teilt jetzt energisch die sich mischenden und gegeneinander flutenden Menschenstrãme. Er kommt vom Hamburgerladen und will hinãber zum Kino-Center, wo die Nachmittagsvorstellungen schon laufen. Es ist ein junger Schwarzer, ganz in Schwarz, Anfang oder Mitte zwanzig. Fetischismus oder Oberflãchenreiz, das ist jetzt die Frage. Die schwarze Haut

unterscheidet sich vom schwarzen Leder nicht mehr als dessen einzelne Partien infolge der Lichtreflexe untereinander. Perfekte Uniformierung bei vollständiger Wahrung des individuellen Ausdrucks, beides durchdringt sich. Kein Weißer erreicht diesen Grad, nicht mal mit der schwarzen Gesichtsmaske, läppische Versuche sind das!

Er sieht nicht wie ein GI aus. Seine Ledersachen sind eng geschnitten, was bei ihm von Vorteil. Augustin kommt ab von seiner bisherigen Richtung, aufs Münster zu. Wo der Schaukasten des Kino-Centers zum Ausweichen zwingt, begegnen sie einander. Der andere fängt den Blick auf und dreht sich im Weitergehen um. Augustin blickt ihm durch die gläserne Vitrine nach. Der andere steht im Eingang und lässt die Augen über die Filmfotos wandern. Jetzt dreht er sich um, bleibt breitbeinig mit dem Rücken zur Kinokasse stehen, verlockend. Würde man doch ein Mann rascher Entschlüsse! Dem anderen dauern die Preliminarien schon zu lange. Er deutet ein Lächeln an. Und während er langsam zur Kasse schlendert, weist er, smarter Psychagog, mit leichter Kopfbewegung ins Innere des Filmpalastes: ein Weg ins Verheißungsvoll-Ungeheure? Nein, nicht deshalb ist er hierhergefahren.

Augustin geht mechanisch weiter, nimmt erst am Münster die Außenwelt wieder wahr. Der Münsterplatz ist groß wie ein Baseballstadion. Der berühmte Turm: zum Erschrecken hoch. Die Häuser der Stadt, viel zu niedrig am Rand des Platzes, scheinen sich furchtsam vor ihm zurückgezogen zu haben. Vor dem Turm muss heute Markt gewesen sein. Ein Straßenfeger beseitigt die Überreste: geklappte Astern, Kohlstränke, verwehte Fetzen von Einwickelpapier. Das Kirchenschiff ist größtenteils eingestürzt. Unablässig passieren Besucher das Portal, mit Gesichtern wie vor oder nach einer Kinovorstellung. Augustin will erst morgen hinein. Er bekommt ein Zimmer im Hotel Münsterblick. Der Name verspricht nicht zu viel, aber! Gewiss, auch ein Hotel Meerblick lässt einen niemals die ganze See überschauen, immer nur einen Ausschnitt. Doch blickt man gewöhnlich auf die Wasserfläche hinaus. Der Turm dagegen erfährt erdrückend das kleine Zimmer, vom Fenster sind nur seine unteren Geschosse zu betrachten. Mit Baugerät ist der Platzausschnitt größtenteils vollgestellt. Augustin legt sich aufs Bett und versucht, die wirren Eindrücke zu ordnen.

Nach dem Abendessen liegt er wieder auf dem Bett und entwirft ein Programm für morgen. Die Geräusche der Stadt, durchs offene Fenster hereindringend, scheinen mit schwindendem Tageslicht zuzunehmen. Er geht ans Fenster, stützt sich auf das Bord auf. Die Gehwegpassanten lassen sich von oben nur schwer betrachten. Autos stauen sich auf der schmalen Fahrbahn. Ein kleines Stück Münsterplatz gegenüber ist leer bis auf eine Gruppe junger Streuner. Sie lagern an einem Brunnen, dessen klassizistische Schale kein Wasser mehr füllt, und scheinen die Nacht unter freiem Himmel verbringen zu wollen. Einer hat schon den Kopf auf das Bündel mit seiner Habe gebettet. Augustin sieht noch mehr Plastiktüten, eine Rotweinflasche kreist, der Ruhende trinkt im Liegen. Es sind vier junge Männer und eine junge Frau. Ein schwarzer Schäferhund springt um sie herum und leckt sie der Reihe nach ab. Einer der Männer hat lange braune Locken und einen Vollbart. Er sieht wie die Heiligen bei den Nazarenern aus, vom Herrn Jesus gibt es ähnliche Porträts. Nur trägt er eine weinrote Samtjacke und eine enge weiße Hose, eine wenig jesuhafte Aufmachung; wie überhaupt die pralle untere Körperpartie nicht gerade nazarenisch fromm wirkt. Da hat er was von barocken Putti! Die weiße Hose kommt mit zunehmender Dunkelheit immer mehr zur Geltung. Hat was Obszönes, will mich nicht darauf konzentrieren, denkt Augustin, kehrt zum Bett zurück.

Es hält ihn nicht lange dort. Er löscht das Zimmerlicht und ist erneut am Fenster. Als seine Augen die Dunkelheit gewöhnt sind, sieht er sie drüben wieder. Sie lagern scheinbar in derselben Art wie vorhin. Doch im tiefen Schatten des Riesenturmes hat sich etwas verändert. Die junge Frau kniet vor dem Nazarener! – so nennt ihn Augustin jetzt – und umfasst ihn rückwärts, da wo die Samtjacke aufliegt. Unerhört, sie treiben! oral-genital! Die Äbrigen bedienen sich aus der Weinflasche, der Hund springt immer noch herum. Plötzlich erkennt Augustin unter den Trinkern die junge Frau wieder. Wer kniet dann aber vor dem Nazarener? Nach zwei, drei Minuten lösen sich die zwei aus ihrer engen, wenngleich nur punktuellen Verbindung. Das Wesen, das sich erhebt und gleich zur Flasche

greift, hat männliche Züge. Augustin lässt die Jalousie herunter.

Am anderen Morgen regnet es - ein wahrer Landregen, unter dem die Stadt verschwindet. Und wo ist die Kommune vom gestrigen Abend? Geflüchtet, aufgelöst, weggeschwemmt. Wie es aussieht, wird es den ganzen Tag weiterregnen. Augustin will sich das Münster erklären lassen. Um neun beginnt die erste Führung am Hauptportal. Der Markt ist trotz Regen schon in vollem Gang. Er zwängt sich unter den schätzenden Planen zur Kirche durch. Fünf vor neun: noch niemand da, seltsam. Bald nach ihm stellt sich eine junge Frau an. Sie mustern sich kurz und blicken dann weg. Er denkt über sie: schätzen und kunstbeflissen. Neun Uhr vier: Jetzt könnte der Führer endlich kommen! Neun Uhr sieben: Sie schaut wieder zu ihm herüber:

„Warten Sie vielleicht doch auf die Führung?“ „Klar. Und wo bleibt der Führer?“ „Sie hab geglaubt, sie hätten sich hier nur untergestellt.“ Sie lachen beide. Die Busse, sagt sie, kämen erst später und gibt ihm ein Privatissimum. Sie macht es gut, sie hat die Welt der Parler und der Syrlin im Kopf. Ihr Vortrag geht zeitweise in ein Gespräch mit ihm über. Lange verweilen sie im Chor. Er kann sich kaum von den Figuren am Chorgestühl trennen: so viel Psychologie in Eiche! - „Welche der beiden spricht sie mehr an, die lybische oder die delphische Sibille?“ Er findet ihre Frage eine Spur zu persönlich und antwortet nicht. „Die beiden Figuren sind, wie anderen Paare am Gestühl, antagonistisch. Hier die weiche lybische, da die viel herbere delphische Sibille. Den Gegensatz finden sie in allem: Haartracht, Kopfbedeckung, Haltung der Hände. Es sagt einiges über den Betrachter, zu wem er sich stärker hingezogen fühlt.“

Er lacht nur und verrät nicht, dass sein Fall die delphische Sibille ist. Sie führt ihn weiter und erzählt, dass das moderne Glasfenster ein Geschenk der Army ist, eine Art Wiedergutmachung. Auch das Münster sei ja von Bomben getroffen worden. Aber was sei das schon gegen den Steinfraß, er habe wohl die Gerüche gesehen. Es sei ein Wettlauf zwischen den Restaurateuren und dem Zerfall und fraglich, ob er auf Dauer zu gewinnen sei. Nach einer knappen Stunde ist die Führung vorbei. Sie wünscht eine angenehme Weiterreise. „Nehmen Sie sich Zeit für Zwiefalten.“

Dann bummelt er eine Weile im Regen. Es müsste hier mehr Arkaden geben. Um nicht zu sehr durchnässt zu werden, geht er ab und zu in die Kaufhäuser. Vom Nazarener und seiner Bande nirgendwo eine Spur. Hat er vielleicht gestern Abend halluziniert? Kann sich dergleichen ereignen an einem Ort, an dem anscheinend nur die Sonderangebote die Menschen bewegen? Wie ernsthaft sie bei der Sache sind: Preise vergleichen, ein Los kaufen, Speisekarten studieren. Keiner blickt den anderen an, keiner will sich von seiner Sache ablenken lassen. Jeder dem anderen nur ein Hindernis, von dem er nicht aufgehalten werden mag. Sie sind nicht unheimlich, aber ihre Heftigkeit ist unpersönlich, eine Art Wagenschmiere, die die Räder schneller rollen lässt. Grobheit, Verletzendes würde Verzögerung, Ablenkung von der zu verfolgenden Sache bedeuten. Die Stadt ist um diese Zeit geschäftig und friedlich. Die Kinos laufen noch nicht. Er nimmt Kuchen mit auf sein Zimmer.

Probeweise will er am Nachmittag schon einmal aufs Land und fährt mit dem Bus zu dem aufgelassenen Kloster, wenige Kilometer außerhalb. Die Scheiben sind während der Fahrt ständig beschlagen, er sieht nichts vom Weichbild der Stadt und steht dann unvermittelt im Klosterhof. Die Schaufassade von Kirche und Kloster erschlägt ihn beinahe, selbst in diesem diffusen Grau. Sie ist zugleich urmächtig und überaus raffiniert. Diese Wehrmauern scheinen schon immer dagestanden zu haben und wirken doch so elegant und filigran, als hätte man bis zuletzt an ihnen poliert und ziseliert. Tatsächlich ist das Bild seit zweihundert Jahren unverändert und ist wiederum nur Momentaufnahme. So viele Jahrhunderte hat das Kloster bestanden, doch alles, was Augustin sieht, ist Produkt seiner letzten Jahre. Ein radikales Rokoko hat hinweggefegt, was Jahrhunderten genug war, und durch ein pompöses Bild ersetzt. Diese konservierte Fassade eines leeren Gehäuses bewahrt für alle Zeit den Geist nur einer einzigen Generation „oder vielmehr drückt sich in der wuchtig abweisenden Schaufront allein die Opposition gegen den Geist vernünftiger Klarheit aus. Gärtert sich so, was sterben muss? Das Martialische ist auf die Spitze getrieben, das scheinbar Uneinnehmbare entpuppt sich als Kulisse und Attrappe. Die kantig verschobenen massigen Türme

mit Fenstern wie Schiebescharten sind Stämpfe geblieben, als hätten Revolutionstruppen die Baugerüste abgebrochen.

In der Kirche kommt er nicht weit, sie feiern eine Hochzeit. Er bleibt hinter der Glaswand stehen, die einen Windfang vom Schiff abteilt. Er kann die Ausstattung nicht betrachten, nur die auftrumpfenden Kolossalpilaster aus der Ferne. Dann die Bibliothek – elegante Schnitzfiguren bevollkorn sie. Sind es die neun Musen, wird gefragt. Nein, erklärt die rüstige Alte, sie verkörpern die Wissenschaften und die Tugenden. Die Lehrerin schwärmt stark und macht den Amerikanern in schwärzbelndem Englisch klar: Solche barocken Innenräume hat es auch in der Stadt gegeben, vor dem Krieg und vor den Bomben. Man hört ihr mit höflich unbeteiligter Miene zu.

Er betritt erneut die Kirche. Noch immer erfleht der Priester den Segen des Himmels. Augustin, mit den Riten nicht vertraut, will schon endgültig verzichten, da werden sie vorne unruhig, erheben sich, raffen zusammen. Ihren Auszug lässt er sich nicht entgehen. Er bleibt im Windfang, tritt zwei Schritte zur Seite. Da kommen sie schon, da ist das Brautpaar. Wie sieht der Brautigam denn aus? Mehr als passabel. Schräg hält er seinen häbschen Kopf, damit er gut zur Geltung komme. Geht wie durch ein unsichtbares Spalier und setzt die stattlichen Äye etwas geziert. Wahrscheinlich wird draußen gleich fotografiert und gefilmt, er ist vorbereitet. Halblanges dunkles Haar umrahmt ein rundes, gefälliges Gesicht. Oder sollte man es selbstgefällig nennen? Es ist ein sanftes und kahnes Gesicht, im Ausdruck zugleich mild und arrogant. Der Schnurrbart senkt sich äppig auf den weichen Mund, um sich an den Enden gleich wieder aufzuschwingen – er will einmal Backenbart werden. Der Brautigam schreitet, dabei lässt er den Blick langsam kreisen, einen materiell interessierten Blick, der alles umfasst: Kirchenschiff, Verwandtschaft, Braut, das bis jetzt nur durch Augustin vertretene Spalier. Denkt er schon an das festliche Mahl? Man stelle ihn sich beim Essen vor: isst und trinkt langsam und viel und schweigt dazu bedeutsam. Nur ruhig bleiben und das stattliche Äuere wirken lassen –!

Die Braut? Nun, es heißt ja, Gegensätze ziehen sich an, und vielleicht sind kleine, magere, sommersprossige Wesen tatsächlich sein Geschmack. Denkbar ist, dass noch andere Kräfte hier am Werk waren. Irgendein Magnetismus muss seine Wirkung getan haben. Übrigens ist der Brautigam der Einzige, der befriedigt in die Runde schaut. Die restliche Gesellschaft kennt nur zwei Seelenzustände. Der männliche Teil wirkt bedrückt, der weibliche gerührt, wenn nicht aufgewühlt. Die Brautmutter schluchzt sogar. Warum weint man denn? Vielleicht kommt es von der Orgelmusik.

Er geht zu Fuß zurück in die Stadt. Durch Auenwälder fährt ein Weg den Fluss entlang, der aus den Alpen kommt und in der Nähe in den Hauptstrom mündet. Es treiben die vom Dauerregen angeschwollenen Wassermassen dahin, als hätten sie es eilig, an ein Ende zu gelangen. Auf der Oberfläche des dahinschießenden Wassers schaffen die vielen aufprallenden Tropfen aufgischtend einen Perlenvorhang. Er verbirgt alles, was vielleicht im Fluss mitschwimmt. Die verfilzten Umriss der Baumriesen am Ufer verschwimmen in der vom Regen überstüttigten Luft. Augustin zieht die Kapuze des Regenmantels enger zusammen. Von allen Geräuschen der Außenwelt bleibt nur das Hämmern der Tropfen übrig, einlullendes Stakkato, dem sein eigener kräftig arbeitender Puls einen Singsang unterlegt. Dann reißt der Waldgürtel rechts auf. Weite, vor Feuchtigkeit dampfende Wiesen geben den Blick frei. Doch von der Stadt ist nichts zusehen, nur der Turm des Münsters, scheinbar bloß, wie infolge noch größerer Konsistenz des Wasserdampfs, eine schwärzliche Wolke am grauen Himmel.

Einige Tage später erreicht er Zwiefalten. Von der hohen Kirchenfassade herunter umfasst der heilige Aurelianus mit einer Gebärde voll unendlicher Empfindung das ganze Kloster, das jetzt Irrenanstalt ist. Das Kircheninnere ist sehr farbig. Es ist, als läse sich der Baukörper in dem heftigen Spiel der Farben und Formen auf, wie eine Ästhetik der Verwesung. Der Prophet Ezechiel weist dazu verzückt auf die Kanzel an der gegenüberliegenden Kirchenwand. Der Kanzelfuß stellt ein Gräberfeld am jüngsten Tag dar, einen vor Fruchtbarkeit überquellenden Gottesacker.

Am neunten Tag seiner Reise sucht er schon mittags ein Zimmer für die Nacht, wieder im Schatten einer barocken Klosterburg. Wie in Zwiefalten hat es auch hier mit dem Fortgang der Mönche Platz gegeben für die Gemütskranken des gewerbfleißigen Landes. Seelisch Gesunde kommen auch und wollen sich erholen, von was auch immer. Wem nichts fehlt, wirft nur einen Blick in die Kirche und einen in die Bibliothek und reist spätestens am nächsten Morgen weiter. Die Kirche ist ein wenig düster, schöner die Bibliothek und berüht ihr Deckengemälde. Sine wegen kommen viele Touristen und verrenken sich die Hüfte. Die Mitte des Saales ist von weiß lackierten Stühlen blockiert. Auf ihnen sitzen die Patienten, wenn Messe gefeiert wird. Übrigens sind die Bänke alle fort. Hinter den bemalten Schranktüren ist nichts.

Der Park ist für jeden zugänglich. Die Anstaltsgebäude sind zwanglos in ihm verteilt, viele Besucher im Park. Augustin hat eine Bank für sich allein und will Zeitung lesen. Er kommt nicht dazu. Eine ältere Frau zieht es in seine Nähe, sie lässt sich mit muffigem Grün links von mir nieder. Er rückt ein wenig zur Seite, gerade so viel, dass sie es nicht als Zurückweisung auffassen muss. Er betrachtet sie unauffällig: graues Hauskleid, Knoten im Nacken, derbe Schuhe. Überraschend nun doch beginnt sie ein Gespräch: „Wohnen Sie auch hier?“ - Wie soll er das verstehen? „Ja, aber nur für eine Nacht, im Gasthof. Und Sie?“ - „Es stellt sich heraus, dass sie gewöhnlich in einem Tübingen Altersheim lebt. Man habe sie hierher verschickt, zur Erholung. Nach vier Wochen dürfe sie heim nach Tübingen, ganz bestimmt.“ „Sind Sie ein Lehrer?“ fragt sie dann. Er muss verneinen. Sie wiederholt trotzdem: „Ein Lehrer?“ Sie lassen ein guter Mensch sein.“ Er macht eine abwehrende Geste und kommt sich unsauber vor, in ihm ein Bedürfnis nach Seife und Händewaschen.

Auf einmal nimmt auf seiner anderen Seite noch eine Dame Platz, eine Vierzigerin, adrett gekleidet und noch ziemlich rosig. Sie jedenfalls ist ohne Zweifel Touristin. Die beiden Sybillen beginnen sich zu mustern, die linke tut es feindselig, die rechte zurückhaltend. Da steht die Ältere wortlos auf und geht zu einer anderen Bank. Von dort aus beobachtet sie den Fortgang der Ereignisse.

„Verzeihen Sie, dass ich gerade hier Platz genommen habe“ - er rückt fast unmerklich ein wenig nach links -, „aber ich sehe Sie hier zum ersten Mal. Wohnen Sie jetzt auch hier?“ Missverständnisse scheinen hier in der Luft zu liegen. Sie stellen beide alles richtig. Sie sagt ihm, sie mache nie ein Geheimnis daraus, wenn sie zum Beispiel draußen im Gasthof oder auf einer Veranstaltung einen Fremden kennenlerne. Man erfahre es ja doch. Seit vierzehn Jahren lebe sie schon hier unter den mehr als tausend Patienten, vor vierzehn Jahren sei sie aus Gppingen hierhergebracht worden. In Gppingen lebe noch immer ihre Schwester, die sich gar nicht für sie interessiere. Vor drei Jahren sei sie zuletzt auf Besuch gekommen und sie sei so kalt gewesen. „Es geht mir nicht schlecht, nur eine richtige Arbeit fehlt mir. Ich würde so gern arbeiten.“ Manchmal habe ich ja diese Anfänge, zuerst ist es ein leichter Schwindel, dann ein richtiger Rausch. Und später erscheint mir die Jungfrau Maria. Die Schwester Oberin sorgt dann dafür, dass ich allein in einem besonderen Raum bleibe, und die Schwester Oberin hat auch ein Mittel, eine Spritze, dann bin ich bald wieder ganz normal, wie jetzt. Nur selten dauert es länger an, dabei ist mir auch unser Herr Jesus schon erschienen. Ich habe mich vor ihm hingekniet, er hat mir die Hand mit dem Ring gereicht, ich habe den Ring geküsst.“

Sie ist lebhaft geworden und kommt ihm allmählich näher. Er seinerseits rückt langsam nach links und hat schon fast das Ende der Bank erreicht, da winkt sie einem Herrn in ihrem Alter auf einer weiter entfernten Bank zu. „Es ist mein Bekannter. Er hat schon ein paar Mal zu uns herübergesehen. Aber er ist zu schüchtern, um zu uns zu kommen. Ich will jetzt lieber zu ihm gehen und verabschiede mich daher von ihnen. Vielen Dank, dass Sie Zeit hatten für unser Gespräch. Leben Sie wohl.“

Lesefrüchte, leicht angefault

Wer schreibt denn so etwas:

"Unter ihren Gästen befinden sich ein paar wirklich hervorragende Vertreter der Kunst- und Finanzwelt. Außerdem sind einige bekannte Homosexuelle, Wüstlinge, Verschwender und andere Dekadente zugegen"

Zwei Welten begegnen sich dort also, die Spitzen der Kunst- und Finanzwelt und - außerdem! - jene anderen Spielarten der Spezies Mensch. Der Text ist vom amerikanischen Historiker und Literaturprofessor Herbert Joseph Muller (1905 – 1980) und bezieht sich auf Thomas Wolfes posthum erschienenen Roman "Es führt kein Weg zurück". Die erwähnten Gastgeber, das sind Mr. und Mrs. Jack, deren Geschichte nicht nur in dem etwas angestaubten Buch nachzulesen ist, sondern neuerdings wiederum in dem vielfach rezensierten "Die Party bei den Jacks" (dt. erstmals 2011 bei Manesse) – der gleiche Stoff in einer weiteren posthum aufgefundenen Version.

Muller hat seine Wolfe-Biographie 1947 veröffentlicht. Sie beleuchtet die großen Vorzüge wie die allzu augenfalligen Schwächen des Wolfeschen Gesamtwerks im Wesentlichen angemessen. Muller war ein kultivierter, fortschrittlicher, friedliebender Intellektueller, ein entschiedener Liberaler amerikanischer Prägung. Er war Mitunterzeichner des Zweiten Humanistischen Manifestes von 1973. Und von einer solchen Lichtgestalt der Wissenschaft nun eine Formulierung wie die eingangs zitierte – "da wird das ganze Elend liberaler Geistesverfassung damals deutlich. Es ist nicht der einzige progressive Faux-pas, den er sich leistet. Starwick z.B., eine Gestalt aus Wolfes "Von Zeit und Strom", "entpuppt sich als Homosexueller" – Horribile dictu, natürlich.

Auf Deutsch kam Mullers Wolfe-Buch 1962 als Taschenbuch bei Rowohlt heraus, dieser Speerspitze verlegerischer Aufklärung im Nachkriegsdeutschland. Rowohlt sammelte bei fortschrittlich Gesinnten auch Pluspunkte, als es 1967 den Band "Homosexualität oder Politik mit dem \$175" auf den Markt brachte, mit Vorwort von Professor Giese. Und leider auch mit einem Beitrag des Starjuristen Jescheck (1915 – 2009, Großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland 1984), der nach einer Übersicht über die Rechtslage in anderen Ländern seine Empfehlung an den deutschen Gesetzgeber so untermauert:

"Im übrigen zeigt die Homosexualität jene Missachtung von fundamentalen Forderungen der sozialen Moral, die zur Erhaltung des Rechtsgehorsams der Allgemeinheit nicht ohne staatliche Reaktion bleiben kann"

Zwei weitere Blätter aus jenem pseudoliberalen Paradiesgärtlein. Eine West-Berliner Zeitung, nicht von Springer und eher linksliberal, rezensierte einmal einen Film und der Redakteur formulierte, der tragische Held sei schwer homosexuell. So sagt einer von seinem Onkel, er sei schwer zuckerkrank. Und ein schwer liberaler evangelischer Pfarrer jener Zeit, der es später bis zum Superintendenten brachte, betrieb in seinem Religionsunterricht am Gymnasium nebenbei Sexualaufklärung und zwar so: "Homosexualität, wisst ihr, ist schließlich kein Verbrechen, es ist ja Krankheit, ungefähr so wie Krebs"

Ja, so waren die Zeiten damals, Zeiten, in denen eine dicke Hornschicht sehr natürlich war. Wir wollen all das nie vergessen. Es geht aber nicht nur um Vergangenes und Literarisches. Wie sehr sich dieses Denken bis in die Gegenwart erstreckt, kann man z.B. der aktuellen Anklageschrift der Berliner Staatsanwaltschaft gegen den Rapper Bushido entnehmen; nachzulesen mit ihrer z. T. haneblichen Begründung im "Tagesspiegel" (Online-Ausgabe) vom 16.01.2014.

Und was noch Thomas Wolfe angeht: Seine Homophobie ist diskret, verschämt – unverschämt deutlich dafür sein Antisemitismus, vor allem in "Von Zeit und Strom", erschienen erstmals auf

Deutsch 1935 und später gern nachgedruckt - zuletzt 1989 - von Rowohlt. Aber das ist eine andere Geschichte â€

Linie 2 - Endstation Tod

- In Memoriam Jürgens F. (1949 - 2004) -

Tagtraumreise durch eine versunkene Stadt ... Diese Stadt gibt es nicht mehr. Ihre Häuser sind abgerissen und an ihrer Stelle andere neu erbaut. Die Straßenbahn ist stillgelegt, die Identität der Stadt ausgewechselt.

HAUPTBAHNHOF: Ich steige in die Zwei. Sie ist eine von noch zwei Linien. Wir rollen in die Unterstadt und ohne Halt an einer Privatklinik vorbei. Oma Erna wird hier einmal sterben. Sie ist eine Oma zweiter Klasse, nicht vorzeigbar in ihren alten Rücken. Die Kinder rufen ihr "Hexe" nach. Mein Vater hat sie in einer Baracke abseits von unserem Haus untergebracht. Wenn sie sich für eine Konditorei fein macht, benutzt sie die Brennschere. Ich habe einmal gesehen, wie sie die Brennschere auf der glühend heißen Ofenplatte erhitzt. Wenn sie sie dann benutzt, riecht es nach versengtem Haar. Eines Tages wird Oma Erna auf die heiße Ofenplatte fallen und nachts allein in der Klinik sterben. Ich werde sie kaum gekannt haben.

HAUPTPOST: Hier fängt das Geschäftsviertel an. Hinter der Brücke steht das älteste Hochhaus der Stadt. Der Fluss stürzt neben der Brücke einen Katarakt hinunter. Auf und neben der Brücke ist es so laut, dass man kein Wort verstehen kann. Und es stinkt gewaltig: die Abwässer von Halle und Stahlwerk.

DENKMAL: Er ist nicht der Gründer der Stadt, aber er schaut von seinem Sockel, als wäre er es. Ein Fürst in seinem Reich - Königreich Stumm. Ein Bankhaus steht im Schatten der drohenden Hochfluten auf dem Hügel. Zwischen den hohen runden Türmen mit ihren ewigen Feuern und dem Walzwerk auf der anderen Seite kommen langsam schmutzig gelbe Trolleybusse heruntergefahren. Es gibt nur ein Kaufhaus. Meine richtige Oma geht in ein kleines Haus mit einem Tabakladen. Sie führt daheim die Haushaltskasse und sagt zu Opa: "Ein Laster darfst du auch haben." Sie vergisst nie, Schnitttabak aus der Stadt mitzubringen. Sie sagt über den Tabakhändler und seine Leute: "Es sind Juden. Sie sind zurückgekommen." Wir fahren steil bergauf.

MARIENKIRCHE: Sie ist wuchtig, groß wie ein romanischer Dom, und ihre Fassade und das Dach starren vor Schmutz. Zentimeterdick der graubraune Eisenstaub. Der evangelische Dom ist genauso groß, steiflein gotisch und steht unterhalb der Marienkirche. Die konfessionelle Kluft ist fast ein Abgrund, wie später in Nordirland, nur dass keine Bomben hochgehen. Wenn die Tagesschau beginnt, werden die Glocken der Marienkirche geläutet, mit Absicht so laut, dass keiner im Viertel die Nachrichten versteht. Es geht weiter bergauf.

OBERER MARKT: Auf dem freien Platz hat einmal die Synagoge gestanden. Das Rathaus hat eine blassblaue Steinfassade. Manchmal fallen kleine Steine heraus. Eines Tages stehen wir als Gymnasiasten davor und skandieren Parolen. Der OB kommt nicht heraus. Jahre später wird er an einer Mandeloperation sterben. Man stirbt doch nicht an einer Mandeloperation. Wir fahren wieder bergab.

STADTBAD: Dahinter liegt das Stadion. Der Verein spielt vorübergehend in der Bundesliga. Bei den Punktspielen wird ER auch aufgestellt. Sein Schulfreund wohnt gegenüber vom Stadtbad, in einer der Mietskasernen. Einmal habe ich die beiden in einer Grünanlage liegen sehen, auf dem Rasen, die beiden Körper in entgegengesetzter Richtung lang ausgestreckt, jeder seinen Kopf auf einer Schulter des anderen gebettet. Sie haben in ihren Himmel gesehen. Für mich kein Platz. Das Bild in mir noch da.

ENDSTATION: Wir sind noch einmal bergauf gefahren. Da ist der Waldrand, da ist die Rotkreuzsiedlung. Die kleinen Häuser sind für die Überlebenden einer Gasometerexplosion erbaut,

darunter meine Großtante und meine Uroma. Ich sehe die Uroma jetzt bei der Hochzeit der Großtante. Als Fünfzigerin verheiratet sie sich ein zweites Mal und bekommt einen Stiefsohn. Er will mir die Bundeswehr schmackhaft machen, aber ich weiß schon: So ein Kerl wie er will ich nicht werden. Die Uroma ist der früheste Mensch, den ich je kennen lerne. Sie ist vom Leben erschöpft. Sie sagt fast nie etwas und sitzt still auf dem Sofa. Nimmt sie mich überhaupt als Einzelwesen wahr? Wir sind so viele. Die Großtante sagt: "Sie hat Krebs. Ich lasse sie nicht mehr operieren."

Die ewigen Feuer sind längst erloschen.

Drei Friedhöfe

St. Johannis ist ein spätmittelalterlicher Friedhof in Nürnberg. Er lag lange vor der Stadt, heute umgibt ihn eine der älteren Vorstädte mit hohen Mietshäusern. Der Autoverkehr neben dem Friedhof ist dicht und laut, Straßenbahnen rattern vorbei. Der Friedhof St. Johannis ist nicht von unserer Welt.

Natürlich, das Därrergrab ... Aber deshalb müssen Sie nicht hin. Es gibt dort viele Patriziergräber aus Därrers Zeit, die die Zeiten überdauern haben. Jede Grabstelle ist vollkommen abgedeckt von ihrer Steinplatte, kein Stück Erde bleibt frei. Der Raum zwischen den Gräbern ist abgestreut. Es sieht aus, als warteten alle unter ihrer Grabplatte auf den jüngsten Tag. Am Tag des Gerichts öffnen sich die Gräber, die Steinplatten heben sich, die Skelette steigen heraus. Die Zeit beginnt rückwärtszulaufen. Därrer steht als junger Mann vor seinem Selbstbildnis, es wird zur Skizze, zur leeren Leinwand ... Halt, halt!

Außerdem müssen am jüngsten Tag erst die Blumentöpfe weggeräumt werden. Da es keinen freien Fleck Erde gibt, sind alle Pflanzen in Töpfen auf den Grabplatten untergebracht. Es sind vor allem Geranien, eine Farbsymphonie aus Rot, Rosa und Weiß auf den grauen Steinen. Kein Blau, kein Gelb. Gehen Sie im Sommer hin und lassen Sie den Anblick auf sich wirken. Ein Bild wie von Milch und Blut, wie das Leben selbst.

Aus den Gräbern, unter den Steinplatten wachsen Rosenstücke zur Seite heraus, uralte, sehr knorrige Rosenstücke. Auch sie blühen rot, rosa, weiß neben den grauen Steinen. Ein Bild von Schönheit und Dauer, selten schön.

Der Heidelberger Bergfriedhof beginnt in der Rheinebene und steigt den unteren Hang des Königstuhls ein Stück an. Auf dem meterdicken Lössboden wuchert eine fast tropisch dichte Vegetation. Der Bergfriedhof ist auch einer der schönsten Botanischen Gärten Mitteleuropas. Er atmet in seiner Fülle, mit seiner Überladenheit an Monumenten den Geist der Spätromantik. Das Leben ist, auch nach dem individuellen Tod, ein unentwirrbares Rätsel, ein ewiges Labyrinth. Hier liegen die einheimischen Gräber, die Professoren, hohen Beamten, reichen Kaufleute, die Generäle und die besten Ärzte ihrer Zeit. Heidelberg war, vor und nach 1900, ein beliebter Altersruhesitz. Einige adlige Großgrundbesitzer haben sich hier ihre Grabkapelle errichten lassen. Man sieht viele geborstene Säulen. Ein Kreuzifix verrät, dass Reichspräsident Ebert, der Sozialdemokrat, katholischer Herkunft war.

Beim Umherwandern verstieß ich gegen ein Verbot. Man darf die jüdische Abteilung nur mit Genehmigung der Kultusgemeinde betreten. So steht es am Haupteingang zu dieser Abteilung zu lesen. Ich näherte mich ihr jedoch zuerst an einem Nebenzugang. Die Absperrung war heruntergelassen, ein Hinweis auf das Verbot fehlte. Die jüdischen Gräber sind zumeist gut instand gehalten. Man kann feststellen, wie die hebräische Schrift um 1900 allmählich der lateinischen wich. Auffällig ist, dass auf den jüdischen Gräbern Amts- oder Berufsbezeichnungen weitgehend fehlen. Anders bei den Gojims: Dort bleibt ein Ordentlicher Professor auch nach seinem Ableben ein solcher, ebenso der Hauptpastor, der Oberlandesgerichtspräsident usw. Hinter manchen jüdischen Namen fehlen Sterbedatum und -ort. Dafür z.B. der Hinweis: Verschollen 1943 in Frankreich.

Geborstene Säulen fehlen auf dem Friedhof Stücken in Hannover fast ganz. Auch dieser Friedhof stammt aus dem späten 19. Jahrhundert. Er ist heute ein weiter Parkfriedhof mit großen und kleinen Wiesenflächen zwischen alten Baumgruppen und Wänden aus Blätternstrüchern. An den Hauptalleen haben sich zahlreiche Gräber aus Großväter- und Urgroßväterzeit erhalten. Ich spreche von dem sehr gehobenen Bürgergürtel der Stadt damals: Großindustrielle, vermögende Kaufleute, hohe Militärs. Auch ein Pastor von St. Ägidien, als die Kirche noch nicht Ruine war, liegt unter ihnen.

Die Grabdenkmäler sind preußisch schlicht und verraten zugleich das barocke hannoversche Erbe. Man weiß, was man sich schuldig ist – aber alles mit Maß.

Aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gibt es eine makabre Sehenswürdigkeit: die Grab- und Gedenkstätte der Opfer des Massenmörders Haarmann. Richtig, der mit dem Hackebeilchen ... Die dreiflächige Steintafel imitiert ein Gefallenendenkmal aus gleicher Zeit. Siebenundzwanzig Namen stehen darauf. So viele waren es?! Der Älteste war zweiundzwanzig, der Jüngste zehn. Als meine Mutter ein kleines Kind war, wurde ihr ab und zu mit Haarmann gedroht, sollte sie nicht artig sein. Der schon tote Knabenmörder als Kinderschreck für ein kleines Mädchen - die wahren Schrecken lernen wir später selbst kennen.

Es gibt auch einen See mit einer Toteninsel, wie von Böcklin. Ein einsamer Schwan zieht auf dem See seine Kreise. Entdeckt er einen neuen Friedhofsbesucher am Ufer, rudert er rasch auf ihn zu. Will er sich als Transportmittel zur Verfügung stellen? Lohengrins Schwan als Charons Nachen? Niemand will zur Toteninsel übergesetzt werden. Der Schwan dreht ab und hält weiter Ausschau.

Blick von außen auf die DDR

Verwandte drüben gab es bei mir nicht. Solange die DDR bestand, machte ich hin und wieder einen Tagesbesuch in Ost-Berlin. Außerdem durchquerte ich beim Transit oft dieses fremde Staatsgebiet. Es ergaben sich nur selten nähere Kontakte zu den Einheimischen. Welche tieferen Einblicke kann man so gewinnen?

Wie viele Besucher der Hauptstadt der DDR machte auch ich die Bekanntschaft Devisenhungriger. In meinen Fall waren es zwei junge Männer, die mich am Alexanderplatz ansprachen und über lange Zeit wortreich bekneten, ihnen doch zu einem für mich sehr vorteilhaften Wechselkurs DDR-Mark in D-Mark zu wechseln. Und es sei überhaupt kein Problem, nicht ausgegebene Ostwährung bei der Ausreise ganz legal wiederumzurubeln. Diesen Unsinn, verbunden mit einer langen Längengeschichte, schwatzten sie mir zwar vor, doch nicht auf, so sympathisch sie im übrigen auch wirkten.

Eine ähnliche Begegnung auf einem Parkplatz an der Autobahn zwischen Berlin und Magdeburg. Wir hätten da womöglich gar nicht halten dürfen, vielleicht wollte der Fahrer nach dem Motor sehen. Da kam ein junger Bursche, ein wenig verwildert, wie unter starkem Druck stehend, aus dem Gebüsch auf uns zu, bat um Westgeld, nicht gewechselt, sondern geschenkt. Wir waren auf der Hut und lehnten gleich ab. Er verdrückte sich sofort.

Mit Freunden war ich einmal zum Kaffeetrinken bei einem Brieffreund von einem von uns. Es war in einem Ost-Berliner Vorort, Kaulsdorf-Süd, glaube ich. Der Gastgeber war ein Orchestermusiker in mittleren Jahren. Wir saßen im Garten, umgeben von seiner Familie und Verwandtschaft. Die Gespräche waren lebhaft, offen, freimütig. Der Musiker fing selbst davon an, von einer möglichen Flucht zu sprechen. Ab und zu reise er ja mit dem Orchester ins westliche oder neutrale Ausland - wenn er einfach wegbliebe? Na ja, sagte er, er habe eben Familie, zuckte mit den Achseln und ging zu etwas anderem über.

Am meisten hat mich das Folgende beeindruckt. Ich kam von Kopenhagen und landete auf dem DDR-Flughafen Schönefeld. Eben war auch eine Maschine aus Budapest angekommen, mit vielen DDR-Bürgern. Die Pass- und Zollkontrollen für den Transit nach West-Berlin einerseits und die Einreise in die DDR andererseits erfolgten natürlich an verschiedenen Schaltern. Sie waren nicht weit voneinander entfernt, und ich konnte von meiner kleinen Schlange die grünen drüben beobachten – und wie die Amtspersonen jeweils mit den Wartenden umgingen. Die Behandlung hätte kaum unterschiedlicher sein können. Während wir Westler distanziert-korrekt und durchaus höflich abgefertigt wurden, herrschte innerstaatlich ein ganz anderer Umgangston. Da wurde durchweg barsch aufgefordert und nicht selten auch kurz angeschnauzt, so dass man kaum glaubte, was man hörte und sah! Und die liebten sich das, ohne zu murren, alles gefallen? Und bekamen dabei mit, wie ganz anders international die Sitten waren?

Ich wähle einen Vergleich, um den Eindruck dieser Schönefelder Szene zu vermitteln: Stellen Sie sich eine Schafherde vor, um die ein Hund bellend herumspringt. Er hat nur eins im Sinn: die Herde gemäß den Befehlen seines Herrn beisammen zu halten und in die gewünschte Richtung zu drängen. Dass ihm ja keines ausbleibt oder Sonderwege einschlägt. Und in seinen Mitteln ist er nicht wählerisch, beißt auch schon mal in die Hinterläufe. Hauptsache, sie spüren.

Man kann es auch gehobener ausdrücken. Die DDR pflegte im Umgang mit den eigenen Bürgern gewisse preussische Tugenden. Wie Fontane mal sagte: Stramm, stramm, alles über einen Kamm. Oder Tucholsky über die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: Das Land war ein einziger Kasernenhof.

Alles vorbei und Geschichte, klar. Aber was ist nachher aus den Schäferhunden und –hündinnen geworden? Keiner mehr da zum Schurigeln? Und wie haben sich die Schafe von damals später

entwickelt? Ach, das ist ein zu weites Feld â€! Mir scheint, einige von ihnen â€ nur wenige, hoffe ich - haben selbst Lust bekommen, den SchÃferhundepart zu Ãbernehmen. Ein Elend ist es zuweilen mit frÃher PrÃgung.

Chaos - SÄ¼ddeutsche ReiseerzÄ¼hlung

Es ist Anfang Mai und schon fast wie im Hochsommer. Das Abteifenster, eine Handbreit heruntergelassen, ist schlecht verankert und klappert in der Druckluft des Fahrtwindes. ZÄ¼gig ratternd geht es voran. Nicht zu entziffern sind die Namen der kleinen WaldbahnhÄ¼ffe, an denen der Schnellzug nicht hÄ¼lt. Die Siedlungen liegen abseits der Strecke, verborgen im Wald. Äœberall ist Schatten, Schlieren vom dunklen GrÄ¼n der Fichten ziehen sich durch das noch sehr helle der Buchen. Auf einmal reiÄ¼t der Himmel auf â€œ eine Lichtung, die der Zug auf einem hohen Damm durchheilt. Dem lichten Fleck oben entspricht ein dunkler in der Tiefe. An einem Teich sonnenbaden sieben oder acht nackte junge MÄ¼nner. Und als sie den Zug oben auf dem Bahndamm bemerken, springen sie auf, johlen und gestikulieren. Wie sie es genieÄ¼en, nackt zu provozieren, namenlos. Nur zwei oder drei Augenblicke, dann hat der Wald die schamlosen GebÄ¼rden verschluckt.

In der Ebene vor dem Wald liegt die kleine Stadt und weit auÄ¼erhalb von ihr der Bahnhof. Dennoch hat man das Kriegerdenkmal nicht in der Stadt, sondern vor dem Bahnhof errichtet. UrsprÄ¼nglich war es nur den Toten von 1870/71 gewidmet, die Jahreszahlen spÄ¼terer Kriege hat man dann auf dem Sockel einfach hinzugefÄ¼gt. Das Denkmal ist ungewÄ¼hnlich theatralisch. Ein gut aussehender junger Mann, die Figur aus weiÄ¼em Sandstein und frisch gereinigt, liegt am Boden und hÄ¼lt sterbend die Fahne noch hoch. Wie seelenvoll sein Blick dabei ist, wie gepflegt die Frisur. Er kÄ¼nnte im Zivilleben Darsteller von Liebhaberrollen sein, und den sÄ¼Ä¼lichen Schwung des allzeit erfolgreichen Charmeurs hat er auch in dieser Rolle nicht abgelegt. Er fehlt nur, dass er aufsteht, sich verbeugt und man applaudiert.

Der FuÄ¼weg in die kleine Stadt fÄ¼hrt eine viel befahrene StraÄ¼e entlang. Auf ihr fahren jetzt fÄ¼nf junge Motorradfahrer in die Stadt hinein. Sie halten an einer Ecke und fangen, ohne abzusteigen, untereinander zu streiten an, vielleicht Ä¼ber ihr Ziel oder den Weg dorthin. Alle tragen schwarze Lederjacken, drei von ihnen blaue Jeans, zwei schwarze Lederhosen. Einer von denen mit blauer Hose macht einem anderen mit schwarzer Vorhaltungen. Er gestikuliert heftig, gerÄ¼t immer mehr in Zorn und versucht sogar, den anderen zu schlagen. Der Abstand zwischen ihren Maschinen verhindert, dass er ihn treffen kann. So fuchteln sie beide nur mit den schwarzledernen Armen drohend in der Luft herum. Sie haben die Helme noch auf und die Handschuhe noch an. Auf ihren Maschinen sitzend erinnern sie an gepanzerte Rittersleut zu Pferd. Beherrscht von der Lust auf Aggression, wagen sie aus Sorge um die Ausstattung nicht zuzuschlagen. Dabei ist es gerade die Ausstaffierung, die die Sinne reizt und anschaulich macht, wie sie zueinander stehen. Die Sporen jedoch sind bloÄ¼ zur Verzierung da, und so zeigen sich beide nur den Vogel â€œ woraufhin der zweite Schwarzbesto das Signal zur Weiterfahrt gibt. Ihm folgt nur der von den StreithÄ¼hnen, der in der Aufmachung mit ihm identisch ist. Die Gruppe der Blauhosen fÄ¼hrt stattdessen geschlossen in entgegengesetzter Richtung davon.

Das Hotel heiÄ¼t ElysÄœ garni und ist das zweitbeste am Platz. Es liegt auÄ¼erhalb der ummauerten Altstadt, man biegt vor dem NeustÄ¼dter Tor in eine Kastanienallee ein. Es ist schon Feierabend, die BÄ¼ros in den alten Villen sind verwaist und die ParkplÄ¼tze unter den blÄ¼henden BÄ¼umen meistens frei. Die Firmenschilder glÄ¼nzen in der Abendsonne und sind nicht immer gleich verstÄ¼ndlich. Was ist ein AutomationsbÄ¼ro? Ein Dentallabor hat die Scheibe eines Spitzbogenfensters mit Milchglas ersetzt. Der Immobilienmakler daneben versichert auf seiner Messingtafel: Wir sind fÄ¼r Sie da seit 1910! â€œ Hier stimmt sprachlich etwas nicht, denkt der SpÄ¼tergeborene, das ist vor unvordenklichen Zeiten gewesen, fÄ¼r mich hat er damals noch nicht gemakelt â€œ! Unvorsichtigerweise beginnt er nachzurechnen, und wenn er um 1950 geboren ist, wird er bestÄ¼rzt feststellen, dass zwischen dem GrÄ¼ndungsjahr der Firma und seinem Geburtsjahr etwa vierzig Jahre liegen. Nur vierzig Jahre, wiederholt er, denn vierzig wird er in KÄ¼rze selbst. Und heiÄ¼t das nicht, dass mit jedem Tag in der Zukunft der Abstand zwischen der eigenen Existenz und dem nebelhaft fernen Jahr 1910 relativ an Bedeutung verliert?

Herr Wechsler, der Direktor des ElysÄœ garni, scheint seine GÄ¼ste jeweils schon erwartet zu haben;

zumindest behauptet er es, wenn er ihnen, noch sehr elastisch für sein Alter, im Foyer entgegeneilt. Dabei hat man sich am Vorabend bloß telefonisch und ohne Zeitangabe angemeldet. Womöglich ist Herr Wechsler nicht nur Direktor des Hotels, sondern auch dessen einziger fester Angestellter. Nur ihn sehen die Gäste beim Empfang wie beim Frühstück. Wahrscheinlich hat er für die Zimmer eine Hilfe – sie könnten übrigens gründlicher sein. Herr Wechsler selbst ist eine durchaus gepflegte Erscheinung, nur seine Munterkeit ist verdächtig. Er redet zu viel, geht auf Fragen nicht immer ein, stellt seinerseits Gegenfragen und nimmt die Antworten dann häufig nicht zur Kenntnis. Sollte er trinken? Das würde auch den Tremor erklären. Es kann vorkommen, dass er einen falschen Zimmerschlüssel aushändigt. Man geht in diesem Fall noch einmal hinunter und erhält den richtigen, wobei der Mund des unbereifigen Direktors einem so nahe kommt, dass man nun auch den typischen Geruch wahrnimmt. Davon abgesehen ist das Elysée garni ein adrettes Haus, wirklich zu empfehlen.

Zum Essen rät einem Herr Wechsler in das Grillhaus am Buttermarkt zu gehen. Kommt man vom Neustädter Tor dahin, zwingt einen an der Ecke des Platzes eine Crêpes-Bude, auf die Fahrbahn auszuweichen. – Lecker! – preist der Crêpes-Bäcker sein Produkt an, lang gezogen und gellend tut er es drinnen im Grill, hinter den modernen Butzenscheiben, hört man ihn auch. Ziemlich exakt alle fünfzig Sekunden dringt sein – Lecker! – durch das gekippte Fenster, das Zigarettenqualm und Essensgerüche ins Freie entlässt. Wie ein humoristischer Kommentar ertönt sein Ruf, begleitet Vorsuppe, Hauptgericht und Nachspeise, verfolgt einen noch auf dem Rückweg ins Elysée, und halb im Schlaf schon hört man noch dieses – Lecker! – als Echo im eigenen Kopf.

Das Frühstück ist im Elysée garni ungewöhnlich reichhaltig. Nicht nur, dass Herr Wechsler Brötchen, Kaffee, frische Wurst und frischen Käse samt Butter und einem Ei herbeibringt – Konfitüre und Honig stehen schon auf dem Tisch bereit –, er ermuntert einen noch, sich nach Belieben am Buffet zu bedienen. Dort warten Salate, Flocken, diverse Brotsorten, wohl frisch angemachte Salate, Frikadellen, sogar Rollmöse und eingelegte Eier. Es ist schwer, sich einen Überblick zu verschaffen. Man schenkt sich ein Glas Saft ein, gießt Milch über das Müsli, meidet instinktiv den leckeren Fleischsalat und nimmt noch eine abgepackte Ecke Weichkäse mit. Dann verkürzt einem Herr Wechsler die Mahlzeit, indem er autobiographische Details preisgibt. Überall sei er schon gewesen, auf Sylt, in Bad Pyrmont, in Reichenhall, überall schicke man ihn hin, wo Betriebe zu sanieren und rote Zahlen zu beseitigen seien. Er ist sichtlich mit sich zufrieden und bläst den Rauch seiner Zigarette in Richtung des Gastes, der in seiner Polstrecke wie gefangen sitzt und nicht ausweichen kann. Herr Wechsler hat es sich schräg gegenüber bequem gemacht. Plötzlich eckelt sich der Gast. Der Weichkäse, den er für lange haltbar angesehen hat, ist stark verschimmelt!

Auf dem Weg zum Bahnhof bietet sich erneut ein martialischer Anblick. Ein Motorradfahrer ist dicht an eine Hausfassade herangefahren. Breitbeinig hält er die Maschine im Gleichgewicht, die Stiefelabsätze berühren nur mit ihren Außenrändern den Boden. Die Maschine steht quer zum Gehweg, ein wenig schräg zur Fassade. Man könnte im Nachhinein sein Profil betrachten, wenn er den Helm abnehmen würde. Er klemmt erst die schwarzen Handschuhe unter den linken Arm seiner rotweißen Jacke – auch die Hose ist aus rotem Leder –, dann zieht er einen kleinen Gegenstand aus der Innentasche seiner Jacke und macht sich damit in sehr gespannter, ganz abwehr- und abfahrbereiter Haltung an der Fassade zu schaffen. Indessen trägt auch hier die brutale, sthetik, die zuerst an Überfall und Bombenlegen denken lässt – der junge Mann geht bürgerlichen Geschäften nach: Er bedient den Geldautomaten einer Sparkassenfiliale.

Noch eine Kleinstadt. In dieser hier zeigen sie von Mai bis Oktober eine Gartenschau. Heute hat sie Besuch von der Kriminalpolizei, gleich eine ganze Abteilung drängt sich am Kassenhäuschen vorbei. Sie sind lässig, wirken verschlafen, sie sind heute auf einem Betriebsausflug. Gleich hinter dem Eingang bewundern sie die ersten Rabatten, wo vanillepuddinggelbe Tulpen mit solchen von tiefem Blauschwarz abwechseln. Die Polizisten lesen die Namensschilder, die dunklen Tulpen heißen Queen of the Night. Ein ahnungsloser Zächter hat da die Begriffe verwirrt. Eine schwarze Tulpe wird in

dunkler Nacht alles andere als k nniglich wirken. Im übrigen hat der Name bereits seine spezielle Bedeutung von leicht anz glichem Charakter. Man hätte es dem Z chter sagen sollen: Als K nniginnen der Nacht werden auch gewisse nächtlich-erotische Gestalten bezeichnet, deren Regiment samt ihren Reizen mit dem Erlöschen dezenter Beleuchtung und zunehmender Tageshelligkeit endet. Wenn die leeren Flaschen abgeräumt sind, wird noch das grelle Kunstlicht angelehrt und eine Tunte kreischt: â€So seht ihr also wirklich aus!â€ â€ woraufhin sich alle schnell davonmachen und draußen, im Fr hlicht eines vielversprechenden Sommertages, mit den bloßen Händen ihre vom Zigarettenqualm entzündeten Augen bedecken: schuldbewusst. Wissen das die Kriminalbeamten?

Auf ihrem weiteren Rundgang bemerken die Beamten immer wieder Kollegen aus den übrigen Polizeipartien. Die bayrischen Polizisten lieben die Gartenschau, und sie tragen zu ihrem Gelingen bei, wozu immer sie imstande sind. Die bayrische Bevölkerung ihrerseits liebt ihre Polizei und umlagert die Einrichtungen, die diese im weitläufigen Park aufgestellt hat. Mannschaftswagen stehen auf den breiten Wegen herum, ein Boot der Wasserschutzpolizei sitzt auf dem Trockenen, ein junger Mann in schwarz schimmerndem Taucheranzug â€ Modell K nnigin der Nacht â€ steht neben dem von Schlinggew schen überwucherten Teich und spielt verlegen mit Schnorchel und Taucherbrille in seinen Händen. Die Polizei hat also auch eine Tauchergruppe â€ die bayrischen Wasserleichen wollen geborgen sein. Ob er sich wirklich ins Biotop stürzen wird? In der Ferne hört man zu allem entschlossenes Hundegebell; das Publikum freut sich auf die Vorführung der Sch ferhundestaffel. Nicht ausgeschlossen, dass man sich auch den Blutalkohol testen lassen kann. Für den einen oder anderen Test kann das Gesundheitsamt zuständig sein, vielleicht würde die Polizei Amtshilfe leisten.

Weiter geht es zu den Nutzgärten, zu Rainen und Spalieren, zu Wildkräutern, die früher Unkräuter gehe en haben, und zu Nützlingen. Diese fressen Schädlinge, die immer noch so heißen. Zu Zwecken der Demonstration ist ein Hochbeet angelegt worden, es sieht aus wie ein mit Gurken und Tomaten bepflanztes H gelgrab.

Ein Salatkopf, dessen gekräuselte grüne Blätter ins Rötliche spielen, erregt das Interesse einer grauhaarigen F nfzigerin. Sie fragt den jungen Gärtner nach dem Namen des appetitlichen Gemüses.

â€Lollo rosso.â€ Er schaut kaum auf und arbeitet im Beet daneben weiter.

Sie hat es nicht verstanden und fragt noch einmal.

â€Lollo rosso â€ `s steht eh draaf.â€ Unmutig weist er nach dem Täfelchen, dessen Schrift sie mit ihrer Fernbrille vielleicht nicht lesen kann.

Sie gibt sich zufrieden â€ man weiß nicht, ob sie es wirklich ist â€ und geht langsam weiter. Indessen verwandelt sich die Szene rasch. Es treten zwei junge Damen auf, beide sind gewiss noch keine zwanzig. Es sind grazile Wesen in sehr engen röhrenförmigen Shorts von knallig gelbgrüner Farbe. Sie stellen keine Fragen, zeigen sich nur selbst, indem sie ein wenig zwischen den Gem sebeeten auf- und abgehen. Und der Gärtner hat sie kaum bemerkt, da unterbricht er seine Arbeit und erhebt sich aus der Hocke. Er begr t sie freundlich und zeigt ihnen als Erstes den Lollo rosso. Ja, das sei doch ein Prachtexemplar, der gefalle jedem, nicht wahr? Sie sind nicht sehr beeindruckt. Darum legt er um eine jede von ihnen einen seiner erdfarbenen Arme, sie lassen den Lollo rosso und gehen Eis essen.

Die Bezirkshauptstadt ist eine kleine Großstadt mit Dom, Universität und Autofabrik. Vor dem Hauptbahnhof erwarten zwei m de Punks die Angekommenen. Einer spricht beinahe jeden an: â€Hast du mal `ne Mark für mich.â€ Er sagt es tonlos, ohne die Stimme am Schluss zu heben, und niemand gibt ihm etwas.

Eine lange verkehrsreiche Geschäftsstraße führt vom Bahnhof ins Zentrum. An jeder Ecke regeln Ampeln den Verkehr. Fußgänger wechseln vom Stillstehen zum hastigen Gehen. Ein Herr und ein Dame, beide um die dreißig, die blicklos aneinander vorbeigehen wollen, fühlen sich plötzlich am weiteren Vorwärtstkommen gehindert. Mit suchendem und auch schon strafendem Blick erforschen sie die Umgebung: Wo ist der (die) Unverschämte? Jetzt stehen sie beide allein auf der Fußgängerfurt, die Wogen haben sich geteilt und verlaufen. Fest verbunden sind sie miteinander, die runde Krücke seines unternehmend abgespreizten Stockschildes hat den mobilen Lederriemen ihrer Schultertasche in seiner raumfordernden Bewegung aufgefangen. Jetzt haben sie es begriffen, sie nestelt den Riemen von der Krücke los, und dann gehen sie sofort weiter, ohne auch nur einmal zu lächeln.

Vor dem Warenhaus in der Pfauengasse hockt eine orientalische Bettlerin auf dem Boden, die traditionellen Röhre faltenreich um sich her drapiert, das Kleinkind in der Beuge des linken Armes geborgen. Die rechte Hand streckt sie jedem Passanten entgegen, wobei der Handteller eine tiefe Höhlung bildet. „Bitte, bitte“ reicher Mann „bitte, bitte“ danke „bitte“ Es ist ein unaußers monotoner Singsang, eine Art Generalbass unter dem dissonanten Stakkato der Käuferstraße. Sie bedankt sich auch, wenn nichts gegeben wird, was meistens der Fall ist.

Abends in einem Restaurant in der Altstadt. Die Küche ist italienisch. Durch große Glasscheiben fällt der Blick auf das Pflaster eines Straßenplatzes. An seinem Ende steht der Stumpf eines Geschlechterturmes. Die Hausfassaden sind gotisch. Irgendwo in der Nähe muss eine Disco sein. Junge Burschen vom Land halten mit ihren Mopeds an. Sie haben ihre Stiefel mit Plastiktüten vom Supermarkt umwickelt, um sie vor Dreck- und Regenspritzern zu bewahren. Sie wickeln die Stiefeletten aus ihren Hüllen, stopfen die Tüten in ihre kleinen Rucksäcke und steigen wieder auf. Dann erst fahren sie vor. In einer der Seitengassen wird die Disco sein.

Das Kristallweizen enthält viel Kohlensäure. In sehr rascher Folge steigen die Bläschen auf; erstaunlich, dass sich der Vorrat so schnell nicht erschöpft. Ab und zu wird die Mahlzeit unterbrochen. Ein Buckliger will rote Rosen verkaufen. Seine Erscheinung erinnert die gut Gewachsenen an ihr Glück. Sie genießen es und halten trotzdem den Kauf einer Rose für eine Regung ihres Mitleides.

Schließlich kommt noch ein ambulanter Dichter. Dieses Buch hier habe er selbst verfasst. Ob man nicht ein Exemplar kaufen wolle?

Wo wollen Sie denn mal liegen?

Das ist gewiss lange her, dass man, auf Sie bezogen, gefragt hat: Was soll er (sie) denn mal werden? Nähert man sich dem anderen Wendepunkt der Ellipse, dürfte es eher heißen: Wo soll man sich denn abschließend betten - jedenfalls bis zum Ablauf der Liegezeit? Ich wüsste da einen Ort – Er ist ein bisschen ungewöhnlich.

Dieser Friedhof liegt im Norden von Berlin, in einem Gründerzeitviertel. Damals, als es angelegt wurde, hatte sich die Mode der Park- und Waldfriedhöfe noch nicht durchgesetzt. Die Stadtplaner seinerzeit hielten einfach im Rastersystem einen Block frei, und so ist der Ort der Toten unmittelbar benachbart den Wohnungen und Geschäften der Lebenden. Die Gräber sind immer in Sicht- und Rufweite der Nachgeborenen. Das erinnert an den traditionellen Kirchhof im Dorf oder in einer alten Stadt, nur dass eine Friedhofskapelle die Kirche ersetzt.

Dieser lange, schmale Friedhof grenzt mit seiner Stirnseite an die breite und sehr laute Hauptstraße der Vorstadt. Den Nachbarblock nimmt ein großes Warenhaus ein, schräg gegenüber ist ein Multiplexkino. Restaurants, Cafés, Bäckereien, eine Buchhandlung – alles fußläufig vorhanden. Bahn und Straßenbahn führen dicht am Friedhof vorbei – wichtig, wenn man Ihr Grab ab und zu besuchen möchte. Der Friedhof ist so überschaubar, dass einer nicht lange wird suchen müssen. Es gibt nur eine Längsallee, kein System von Haupt- und Nebenwegen. Man geht einfach geradeaus und biegt dann zum Grabfeld ab.

Aber das Beste kommt erst noch: In der Kapelle werden sogar Literaturlesungen veranstaltet.

Natur kommt hier nicht zu kurz. Hohe, alte Bäume, Büsche, Blumen – wie überall. Die Friedhofsverwaltung beklagt sich eher über ein Zuviel als ein Zuwenig an Natur: die Kaninchen! In der Tat beleben sie in großer Zahl den Friedhof, hoppeln einzeln oder paarweise zwischen den Gräbern, bilden immer neue Gruppen und Augen intensiv nach dem vorübergehenden Besucher: Wird er oder wird er nicht –? Das Fätern ist allerdings streng verboten. Die Verwaltung spricht von Plage und veranstaltet winters Jagden auf die Kaninchen. Dann Büchsenknall zwischen Warenhaus und Kino-Center.

Hoffnungen setzt man auch auf einen natürlichen Feind der Kaninchen, den Fuchs. Er soll sich nach und nach auf Berlins Friedhöfen angesiedelt haben. Und tatsächlich: Neulich an einem Sommerabend gegen halb sieben schnürte einer über die Längsallee. Die Nager schienen nicht sehr beeindruckt. Zwei von ihnen sahen ihm etwas gelangweilt nach, als wollten sie sagen: Der schon wieder –!

Erwarten Sie keine große Zahl von prächtigen alten Grabdenkmälern, Gräbern gar. Das hier ist immer ein Kleiner-Leute-Viertel gewesen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, wurde kaum mit Sepulkralkultur geprotzt. Falls Ihnen das sympathisch ist: Auf diesem Friedhof ist, wie inzwischen auf den meisten der Stadt, viel Platz, Zuzug durch Neubelegung daher erwünscht. Ursprünglich nur für die evangelische Bevölkerung gedacht, steht er jetzt auch anderen Konfessionen offen. Und der Atheist kann sich hier ebenso wie der Agnostiker beerdigen lassen.

(Bei Interesse verrät der Verfasser gern die Anschrift dieses sehr zentral gelegenen Ortes für eine letzte Ruhe.)

Bahnhofsmilieu

Sein Zug ging erst fünf Stunden später. Also bummelte er durch die Altstadt, saß in einem Café, dann am Flussufer und aß in der Nähe des Bahnhofs zur Nacht. Mehr als eine Stunde war noch herzubringen. Er nahm die Samstagsausgabe einer großen Zeitung aus Deutschland mit in den kleinen Wartesaal und begann, dieses Bergwerk des Wissens nach etwas Katzensgold zu durchforschen. Rechts von ihm hauchten sich bald viertelfundweise die Teile des Blattes, die nur taubes Gestein enthielten.

Zu seiner Linken, an der Wand gegenüber, lag über drei oder vier Sitzebänckchen der Länge nach hingestreckt eine Gestalt, dem rückwärtigen Anschein nach vermutlich männlichen Geschlechts. Wie der eine unruhig blätternd sich vergeblich um etwas Wissen von einigem Wert bemühte, so wälzte sich der andere drüber rastlos von einer Flanke auf die andere, um der instabilen Bauchlage noch etwas Bequemlichkeit abzutrotzen. Da dies nicht gelang, schloß er schließlich auf und schaute sich um. Außer ihnen war niemand im Raum. Ihre Blicke kreuzten sich.

Der andere war knapp über zwanzig, schwarzhaarig, kräftig, wohlgenährt, recht angenehm die etwas knorpelartige Physiognomie. Er verband die Arglosigkeit jungen Fleisches mit forschem Mienen- und Augenspiel. Unverkennbar war er bajuwarischen Stammes. Vor siebzig Generationen waren sie über den Hauptkamm der Alpen vorgedrungen und hatten die Windischen allmählich gegen die Karawanken gedrückt. Und nun der da: hochgemut. Es war etwas kriegerisch Flottes um ihn, und es war nicht nur die schwere schwarze Motorradjacke, auch nicht nur die schwarzen Texasstiefel oder das enge Beinkleid aus schwarzem Tuch, das die fleischigen Schenkel eng umspannte. Aufmachung und Ausstrahlung fielen hier in eins und ergaben einen Gesamteindruck von kraftvoller und unsolider Begehrlichkeit.

Es kam jetzt ein älterer Arbeiter herein, nahm neben dem Jungen Platz und geriet bald mit ihm ins Gespräch: „Ipler unter sich. Der Ältere wollte heim ins Gailtal, der Jüngere wohnte in Klagenfurt, wohin er unterwegs war - er kam ursprünglich aus einem Oberkärntner Gebirgstal, das bei Touristen wie Kraftwerksbauern seit langem beliebt ist. Der Ältere bewunderte die Freiheit des Jungen, der gerade, wie sich herausstellte, eine Reihe von Tagen hindurch auf dem Münchner Oktoberfest gesoffen hatte. Ob er beweibt sei, wollte der Ältere wissen, und der Jüngere verneinte. Der Arbeiter sagte, das sei gut, wenn hinterher niemand hadern könnte. Offenbar lagen bei ihm die Dinge anders.“

Der Jüngere hatte vielleicht etwas von einem lokalen Flussgott. Die Touristen und Kraftwerksbauer hinter sich lassend, hatte er sich in die tiefer gelegene Beckenlandschaft vorgewagt, war in der Schwemmlandchaft sesshaft und allmählich selbst ein anderer geworden, offener, genießerischer, weniger kernig, ausufernd.

Sie waren wieder zu zweit. Den Jungen fror jetzt, obwohl es ein milder Abend war. Vielleicht kam es daher, dass er „so würde die Zeitung aus Frankfurt es ausgedrückt haben“ erst vor kurzem "vomiert" hatte. Er zog die Lederjacke aus, streifte einen Pullover über wobei sich lebensfroh ein junger Bier- und Speckbauch abzeichnete und trug die schwere Jacke dann über dem Pullover, hingeflegt über zwei oder drei Sitze.

Zwei Bekannte von ihm erschienen auf dieser Kammerspielbühne. Mager und strizzhaft kamen sie in keiner Hinsicht in Betracht. Er prahlte ihnen gegenüber mit seinem unglaublichen Münchner Bierkonsum. Zur Nachkur war er dann noch in Salzburg gewesen und hatte weitergesoffen. So hatte er fünf Nächte lang durchgemacht: enorme, bewunderungswürdige Physis!

Er versparte das Bedürfnis, vor ihnen mit Weibergeschichten aufzutrupfen. Aber allein vom physischen Genuss geprägt, war er zu sehr der Realität verhaftet und zu wenig Phantast, um etwas zu erfinden. Es hatte sich diesbezüglich gar nichts abgespielt, wie er freimütig eingestand. Ja, die

Frauen â€¦ Er seufzte. Kontinente schienen da infolge Plattenverschiebung auseinanderzudriften. Waren die Frauen zu anspruchsvoll oder war er nicht anspruchslos genug? Eitelkeit, Unsicherheit und Gekr nktheit mischten sich auf seinem runden Gesicht. Ach, die Weiber â€¦

Dagegen habe es Anträge von Schwulen geregnet. München sei voll von ihnen. Aber er doch nicht, doch nicht mit ihm! Es sei denn, man b tte ihm viel Geld, sehr viel Geld - und nun sah er gerade zu dem Fremden hinüber. Achttausend Schilling - oder zehntausend? Die Phantasie, die ihm für heterosexuelle Visionen gefehlt hatte, riss ihn nun fort zu Preisvorstellungen, die einfach indiskutabel waren. Oder war er doch so viel wert? Nachher, als er zum Klagenfurter Zug gegangen war, war das nicht mehr unbedingt auszuschließen â€¦

Sein Abmarsch: Klirren der Sporen, vibrierendes Fleisch. Die enge Lagerstatt im Liegewagen, im Geist mit ihm geteilt.

Nixon in China - Oper von John Adams

Aus Nixons Staatsbesuch in China 1972 hat John Adams eine Oper gemacht, sie wurde 1987 in San Francisco und London uraufgeführt und steht gelegentlich auf dem Programm anderer großer Häuser. Da ist tolle Handlung, schmissige Musik und alles herrlich ironisch. Muss ich sagen, wer John Adams ist? Nun, ein US-Amerikaner, geboren 1947, einer der größten lebenden Komponisten und neben Philipp Glass und Steve Reich Hauptvertreter der Minimal Music.

Die Musik kann ich hier nicht zum Klingen bringen. Sprechen wir über die Hauptfiguren und ihre Charaktere. Der Präsident ist ein extrovertierter und mediengeiler Naivling. Er findet: "News has a kind of mystery" und berauscht sich vor allem an der Vorstellung, wie sein Auftreten in China zu Hause auf die Fernsehzuschauer wirkt. Er schmettert: "It's primetime, it's primetime in the U.S." Die Ehefrau Patty, zart, verwundbar, wird später beim Besuch der Großen Mauer von bösen Vorahnungen befallen. Der Zuschauer kennt ja das Ende der Geschichte: Watergate.

Auf chinesischer Seite imponiert vor allem Tschu-En-Lai. Er ist als einzige Figur durchweg positiv gezeichnet, ein hochgebildeter Philosoph auf dem Ministerpräsidentenstuhl, der herrliche und gefühlvolle Arien singt. Nixon überschlägt sich beim Bankett fast vor Begeisterung und beschuldigt sich selbst, er sei ein Gegner Chinas gewesen: "I was wrong!" Gelegentlich zischt ihm Berater Kissinger entgeistert zu: "Mr. President, Mr. President!"

Maos Frau ist eine hyperaktive Furie. Die Gäste werden in die Peking-Oper gebracht und sehen dort ein Stück der Gattin des Großen Vorsitzenden. Es zeigt eine erfolgreiche Aktion von Soldatinnen der Roten Armee. Sie befreien im tropischen Südchina Frauen, die bis dahin unter der Knute eines Großgrundbesitzers gestanden haben. Die Staatsbesucher und die Gastgeber werden selbst in die Handlung einbezogen. So wird aus Kissinger ein Helfershelfer der Ausbeuterklasse. Er vergreift sich auf sadistische Weise an den armen Frauen. (Armer Kissinger, du hast keine gute Presse mehr. Gore Vidal ruft dir in einem Interview sogar nach: "Er ist ja nicht blöd, sondern nur Kriegsverbrecher.") Und dann kommt noch ein Tropensturm auf! Aber der ist noch nichts gegen das große triumphale Solo "I am the wife of Mao Tse Tung".

Um ehrlich zu sein: Ich habe bisher weder eine Aufführung der Oper im Theater noch eine Aufzeichnung gesehen. Ich kenne nur den bei Nonesuch erschienenen Querschnitt (Dirigent: Edo de Waart, Orchestra of St. Luke's). Er allein genügt schon, um die Qualität dieser hinreißenden Musik zu erkennen. Und wenn ich sie anhöre, sehe ich die Szenen deutlich vor mir. Nehmen wir nur diese pompös-komische Landung der Präsidentenmaschine!

Fehlt noch eine Oper über George W. Bush. Ich sehe den Einwand voraus, seine Vita sei für eine ironische Oper ungeeignet. Richtig – doch Adams hat auch eine ernste Oper geschrieben, und zwar über die Ermordung einer Geisel: The Death of Klinghoffer.

Dschingis Khan in der Kantine

Arthur erscheint zunächst alles andere als jung. Da sind unverkennbar Altersspuren – oder doch nicht: Stirnglatze, schon lichtetes, braunes Haar und darin graue Strähnen. Doch die Haut am Hals und im Gesicht wirkt jugendlich glatt. Und sein Auftreten, sein Gehen ist knabenhaft leicht wie das des Gehilfen im "Kontrakt des Zeichners" von Greenaway: –Trabe nicht, Philipp!– Oder er gleitet wie auf Kufen dahin, das Tablett mit dem warmen Essen umsichtig auf den Händen tragend, dabei eilig. Es ist eine umsichtige Eile, die Stiefel verlangsamen ihn. Er liebt sie und trägt sie auch im Winter, wenn er ohne Motorrad da ist, dann auch ohne die schwere lederne Motorradhose. Als er einmal einen anderen Gast ausnahmsweise in schwarzer Lederhose erblickt, wirft er ihm –berraschte, aufmerksame Blicke voller Bejahung zu (die der andere gar nicht bemerkt): Der andere schien auch dazugehören. Wozu? In der Kleidung versagt er sich wie Prousts Baron die Farbe, allenfalls billige Sportpullis oder Leibchen in fahlen Braun- und Grünfarben; sonst nur Schwarz oder Grau. Und von diesem Einerlei hat er Unzähliges. Dafür ist der Tank seines mittelschweren Motorrads leuchtend zinnoberrot, ein sehr warmes Rot.

Und dann der T-förmige Kinnbart mit dem Querbalken unter der puerilen Lippe: Er soll wohl bei ziemlich kleinem Kopf die markanten länglich-eckigen Zähne unterstreichen. Es soll fernöstlich wirken, kampfsportlich, hunnenhaft, mongolisch: Dschingis Khan und Tamerlan. Aber wer hat Verlangen nach ihnen, vielleicht er selbst? Wenn er länger anstehen muss, zupft er am Querbalken des T-förmigen Kinnbartes. Eine andere Verlegenheitsgeste, die man in der Kantine an ihm beobachten kann, nicht mit der Hand, sondern mit der Zunge ausgeführt, wenn es nur langsam vorwärts geht: Er drückt dann die Zungenspitze gegen das Innere der Wange – als wäre auf diese Weise irgendein Durchbruch zu erzielen.

Sicher treibt er Sport, nämlich Kraftsport. Dadurch ist aus einem ursprünglich schön gebauten, relativ leichten Körper etwas Disproportioniertes, stellenweise Wuchtiges geworden. Er zeigt kräftige Arme und vor allem einen mächtigen Thorax gewissermaßen vor einer insgesamt immer noch schmalen Silhouette. Wenn er länger anstehen muss, nimmt er eine extreme Standbein-Spielbeinhaltung ein mit in der Lederhose stark herausgedrehter Hüfte. Dann sieht man fast einen Moriskentänzer vor sich – oder eine verdächtige männliche Ballerine unbestimmten Alters.

Seine Stimme ist männlich-sanft, helldunkel, von ziemlichem Wohlklang; sie kann wohlgezogen bitten, ohne dabei zu schmeicheln. Er trägt einen silberfarbenen Freundschaftsring am Ringfinger rechts. Nennen wir ihn Arthur. Er ist der subalterne Engel, der nie lächelt und dennoch sehr reizvoll ist. Er blickt aus einer Brille mit kleinen, runden Gläsern (Bügel und Fassung silberfarben) und fasst nichts scharf ins Auge – Ausnahme: siehe oben.

Dann sein Versuch, einen Vollbart zu bekommen, ohne die architektonische Wirkung des Kinnbartes zu zerstören. Nach einem Wochenende sah man dichten, weichen Flaum auf den bisher unbarteten Wangenpartien. Im Sprießen sah sein Gesicht noch knabenhafter aus. Dass ein Bart (der in der Folge kurz gehalten wurde, um das plastische, fast schwarze T herauszumodellieren) seinen Träger derart sanft erscheinen lassen kann! Er beendete den Versuch und stellte wie schon früher sozusagen kalligraphische Experimente mit Längs- und Querbalken des T an, indem er den Strich abwechselnd verstärkte oder verminderte. Manchmal krümmten sich auch die beiden Striche, und es ähnelte dann einem chinesischen Schriftzeichen. Nur welchem? Das war zehntausendfaches Glück war es wohl nicht. Nun schien er einen vollen Misstrauen anzusehen, doch brauchte er nur auf seine Art das Kinn der Welt bereitwillig entgegenzurecken, und man war wieder von seiner natürlichen Gutartigkeit überzeugt.

Eine Krankengeschichte

Jetzt kann ich ja alles ausplaudern, was er mir anvertraut hat. Er hat uns für immer verlassen. Nein, nicht was Sie denken. Er lebt noch, weit von hier, in Australien. Er ist ausgewandert. Sagte, er fände die Luft hier bei uns zum Ersticken. War immer schon etwas überspannt gewesen. Dass sie ihn da unten noch hereingelassen haben, in seinem Alter  !

Unser Patient   so will ich ihn nennen, denn er laborierte st ndig an irgendetwas   wohnte anfangs in einem der ärmeren Stadtviertel. Die Praxis seines ersten Hausarztes lag im Parterre eines dieser schäbigen Backsteinh user. Da ging er mit banalen Infekten hin, ließ sich drei, vier Tage krankschreiben, bekam sein Rezept für ein schleiml sendes Mittel. Der Arzt wirkte verbraucht; abgenutzt wie die Fassaden dieser hastig hochgezogenen Nachkriegsbauten. Er war nicht mehr jung und mehr als mager   ausgezehrt. Sprechstunde hielt er nur im Beisein seiner Frau ab. Die Leute nannten sie Frau Doktor, obwohl sie nicht einmal Ärztin war. Sie organisierte die Praxis und auch den genauen Ablauf der Untersuchung. Sie sagte: Jetzt musst du ihn abhoren. Lass ihn Kniebeugen machen. Schreib das Rezept aus  ! Ihr apathischer Gatte belebte sich erst, als er die Adresse des Patienten las: Ah, da wohnen Sie  ! Die Ecke kenne ich ja. In Nummer drei ist doch diese Kneipe, nicht?   Seine Augen leuchteten auf einmal. Ihr war es peinlich: Karlheinz, bitte!

Tripper und Syphilis konnte man da nicht behandeln lassen. Seine Gonorrhöe bekamen sie in der großen Hautarztpraxis schnell in den Griff. Zwei der drei Ärzte waren homosexuell. Einer von diesen beiden nahm alles nur von der heiteren Seite. Ja, ja, die böse Syphilis, er sang es beinahe, wenn er mit dem positiven Befund zu einem anderen Kranken über den Flur eilte. Unser Patient suchte sich einen anderen Facharzt, als er selbst einmal verdächtige Flecken entdeckte. Bei Dr. M. war alles sehr diskret. Er führte die Praxis als Einmannbetrieb, ohne Sprechstundenhilfe. Dr. M. war schon älter, sehr mager, etwas zittrig. Dr. M. konnte ihn beruhigen: Negativ, negativ. Nur Lichen ruber, harmlos, nicht behandlungsbed rfzig.

Von einer kleinen Vergn gungsreise zurückgekehrt, fand unser Patient dann einen von Dr. M. persönlich in seinen Briefkasten geworfenen Zettel vor: Ihr Befund war doch positiv, kommen Sie umgehend in meine Praxis!   Dr. M. hatte die Karteikarten verwechselt. Er begann sofort, Penicillin zu spritzen. Die Kur zog sich über Monate hin. Mit zittriger Hand injizierte Dr. M. nach und nach achtundvierzig Spritzen. Dann sollte eine Behandlungspause eingelegt werden. Der Patient zog einen anderen Spezialisten zu Rate und erfuhr, er sei längst auskuriert. Maximal zehn Spritzen hätten dafür ausgereicht.

Unser Patient hatte auch mal ein Depressi nchen, eigentlich nicht der Rede wert. Er wohnte damals vor der Stadt, in einem kleinen entzückenden Villenvorort. Die Umgebung bekam ihm wohl nicht. Sein neuer Hausarzt wusste nicht weiter und überwies ihn an einen Psychiater. Prof. P. leitete eine Fachklinik und ordinierte daneben für Privatpatienten. Er hatte natürlich ein Mittel der Wahl, ein Psychopharmakon, das zwar nur allmählich wirkte, dafür umso tiefer in alle Funktionen eingriff. Und beim Absetzen   langsam ausschleichen!   kam es zu Schwindelattacken.

Mindestens ebenso hilfreich war die Gesprächstherapie. Prof. P.: Ihre Symptome sind typisch für das Ende der Lebensmitte. - Ach ja?   Prof. P.: Herr X, sind Sie glücklich?   Hm, seltsame Frage an einen Depressiven  ! Prof. P.: Ich rate zu einer Psychoanalyse und zwar bei meinem Kollegen Dr. Soundso in der Stadt. Der ist auch so veranlagt wie Sie. Ich könnte es selbst machen, aber ich bin naturgem  mit Ihrer Seelenlage nicht so vertraut  !

Prof. P. hielt den Zeitpunkt für gekommen, seinem Patienten die Endrechnung zu präsentieren. Von ihm persönlich handgeschrieben, wie kalligraphiert, mit hübschem Ends mmchen.   W rden Sie mir bitte in mein Büro folgen?   Unser Patient ging hinter ihm her. Auf einmal fiel der Professor in eine Gangart, die man sonst nie an ihm bemerkte. Er wiegte sich jetzt in den Hüften, dazu

peinlich aufreizende Pendelbewegungen des verlängerten Rückens. Um Gottes Willen, Herr Professor, übertreiben Sie es nicht mit der Übertragung!

Unser Patient hatte dann keine Lust auf Psychoanalyse. Er wanderte stattdessen nach Australien aus. Ich werde ihn nicht wiedersehen.

Schulfreunde

Er hat ja Karriere gemacht, sieh mal an – Er ist sogar gedruckt worden und man liest ihn und zitiert ihn ab und zu – Ich weiß es nun auch, denkt Ben, dem Netz sei Dank. Gedruckt, kaum zu glauben – dieses Wärsstchen, dieses opportunistische Wärsstchen!

Ben hatte ihn gleich so eingeschätzt, von den ersten Monaten in der neuen Klasse an. Ulrich war damals schon fünfzehn, aber weniger fortgeschritten als Ben mit seinen vierzehn. Wie sie alle einmal über ihn grinsen mussten: Schiller, Maria Stuart – Ulrich wird uns jetzt seinen Hausaufsatz vorlesen ... Und er kam nur bis: Soll man diese edle Jungfrau töten – als ihn der Deutschlehrer unterbrach: Edle Jungfrau? Maria Stuart? Sag mal, Ulrich, wie alt bist du jetzt?

Dann war er siebzehn und endlich aufgeklärt. Wies den Physiklehrer bei einer Versuchsanordnung auf seinen dicken Finger hin, der ihn gerade behindere, und grinste jetzt selbst. Den Anschluss doch noch gefunden – Immer hechelte er den anderen hinterher. Wo war die Mehrheit, wo die Mitte? Er legte sich nun häufig in den Pausen mit Ben an, widersprach ihm, wenn der mal wieder was Extravagantes von sich gegeben hatte. Ulrich war dann leicht erregbar, neigte zum Stottern. Aber er hatte sich übermäßig herausgemacht. Das Mickrige seiner Pubertät war verschwunden, er war jetzt ein mehr oder weniger halbherziger Ephebe. Gewachsen war er nicht mehr, er blieb einen halben Kopf kleiner als Ben. Er war schlank und kräftig und im Gegensatz zu Ben ein sehr guter Turner. Wie gelenkig er war, bewegte sich mit Anmut, mit Wohlgefallen an sich selbst –

Ben fiel es auf, dass er den anderen neuerdings gern ansah, so beschränkt er ihm noch immer vorkam. Eine Frage arbeitete sich vor – sie war schon länger im Hinterkopf embryonal rumorend da gewesen: Kann es sein, dass ich ein Homo bin? Gefällt er mir deswegen? Es gab gar keinen Kampf mit sich zu bestehen, es wurde eine leichte Geburt – Homosexualität als Kopfgeburt. Er wusste, so etwas gab es eben unter anderem in der Welt, dann war das eben so. Er sah Ulrich immer öfter, immer lieber an und putzte ihn nicht mehr herunter. Jetzt verklärte er seine Unbedarftheit zur liebenswerten Naivität, seine Mittelmäßigkeit zu beneidenswerter Ursprünglichkeit. Er wollte ihm helfen, ihn beschützen. Und Ulrichs Züchtigkeit, seine Ordentlichkeit und überhaupt dieses Adrette an ihm, darin würde er, Ben, ihm nacheifern können.

Ben setzte es durch, dass sie in der vorletzten Gymnasialklasse Banknachbarn wurden, und sie blieben es bis zum Abitur. Sie saßen zwei Jahre nebeneinander, beobachteten sich gegenseitig verstohlen, sprachen ab und zu einiges miteinander, taten, als stimmten sie in den meisten Dingen überein. Für Ben war das Illusionäre daran ein zusätzlicher Reiz. Der andere war der andere, einer, nach dem er sich sehnen konnte und der ihm doch nicht zu nahe kam. Einen halben Meter neben ihm die Stunden verträumend, – liebte – er ihn so aus großer Entfernung –

Das Schlimmste für Ulrich waren die Deutschaufsätze. Er konnte keinen Gedanken entwickeln, da ihm kaum einer je kam. Mit Begriffen tat er sich schwer, mit abstraktem Denken überhaupt. Er las ungerne, vielleicht mal etwas von Willi Heinrich. Wiederholt kassierte er bei Klassenarbeiten ein Mangelhaft und begann sich Sorgen ums Abitur zu machen. Ben war einverstanden, beim nächsten Mal rasch ein Konzept für ihn zu entwerfen, mit Materialsammlung, und es ihm zum Ausarbeiten zuzustecken. Das Experiment misslang. Ulrich, vor die Wahl gestellt, entschied sich für das Besinnungsaufsatzthema – „Soll Wahrhaftigkeit stets an erster Stelle stehen?“ – und bezog wieder seine fünf. Mit roter Lehartinte darunter: Extrem hilfloses Herumrudern in einem Sammelbecken von Unverdaulichem oder Unverstandenem. Wohingegen Ben mit dem verbliebenen – „Kriminalromane lesen heute?“ – das übliche Sehr gut erreichte.

Ulrich war vom Land, Sohn eines kleinen Beamten. Zwei- oder dreimal besuchte er Ben daheim. Einmal kam er spät abends mit, als Bens Eltern schon schliefen und das Aufbetten unterblieb, um sie nicht zu stören. Zwei junge Burschen in einem schmalen Bett also. Und es spielte sich nichts ab,

Überhaupt nichts. Auch Ben war auf keine Weise erregt. Klar, so klar blieb alles, sie schliefen einfach nur nebeneinander. Bin ich am Ende gar nicht "so", fragte sich Ben. Dann konstruierte er sich einen Gegensatz von homoerotisch und homosexuell und kam nach Wochen doch auf die ursprüngliche Auffassung von der Sache zurück. Selbstverständlich "Zielte" er ihn, sehnte sich auch nach seinem Körper. Fast sein ganzes Denken und Fühlen kreiste in diesen Jahren um Ulrich, je länger, desto ausschließlicher.

In den Sommerferien kam Ulrich einmal für eine ganze Woche. Sie übernachteten draußen im Garten in einem Zelt und behielten die zwischen ihnen übliche Distanz weiter bei. Ben las ihm vor dem Einschlafen Texte von Kästner und Tucholsky vor, Gedichte, Prosa, Satirisches, Pazifistisches. Ulrich blieb lau. Das war jetzt ein zunehmend wichtiges Thema: Wie würden sie es mit dem "Bund" halten? Ben würde alles daran setzen, nicht hinzugehen. Der kleine Beamte wollte, dass sein Sohn Offizier würde - Berufsoffizier. Das musste verhindert werden. Ben stichelte und argumentierte und agitierte. Ulrich "blieb lau. Vielleicht ja, vielleicht nein.

Gleich nach dem Abitur verschwand er doch in einer Kaserne, es war in einer kleinen sächsischen Stadt. Ben fuhr bald für eine Woche zu ihm. Ulrich holte ihn vom Bahnhof ab, und Ben hatte, als der Zug einlief, eine Sinnestäuschung: sah den geliebten Schulfreund draußen auf dem Bahnsteig im gewohnten Zivil. Tatsächlich trug er Uniform, das war vorgeschrieben. Er hatte jetzt nicht viel Zeit übrig. Am Tag darauf gingen sie stundenlang in der Umgebung spazieren und sprachen über dasselbe wie immer. Was sie studieren konnten, was die anderen so trieben. Ben versuchte wieder, ihm das Militär zu verleiden. Er hatte sich am Ende der Schulzeit angewöhnt, ihn zärtlich anzuschauen, ihm beim Abschied die Hand auf die Schulter zu legen, ihn beinahe zu streicheln. Diesmal war das leider unmöglich: Ulrich ging zwar dicht neben ihm auf die Kaserne zu, doch schon getrennt von ihm durch den hohen Drahtzaun.

Sie sahen sich nie wieder. Ulrich erschien anderntags, es war ein Sonntag, zum verabredeten Termin nicht, er meldete sich auch an den folgenden zwei Tagen nicht im Gasthof. Was war los? Hatten sie auf der Stube abfällige Sprüche gemacht? Oder war der Freund die pazifistischen Reden endgültig satt? Ben sollte es niemals erfahren. Er reiste vorzeitig ab, und als weiter kein Zeichen kam, schrieb er zwei Wochen später denkbar unbefangen, so sollte es scheinen, es sei Ulrich wohl nicht möglich gewesen, noch einmal mit ihm zusammenzutreffen? Der Brief blieb ohne Antwort.

Einige Monate später. Der stolze Ben, einer der Klassenbesten, hatte fern der Heimat schon Schiffbruch erlitten. Die Berufs- und Studienwahl war falsch gewesen. Er schrieb es allen Freunden von früher, und Ulrich schrieb jetzt zurück: dass er sich Vorwürfe mache, seiner eigenen Bequemlichkeit wegen. Ausgerechnet er empfahl dem anderen mehr Selbstvertrauen.

Sie wechselten noch einige Briefe. Sie behandelten, was sie meistens erörtert hatten: Was man studieren oder sonst machen könnte, was die anderen trieben. Ben bot mehrfach an, sich bei Gelegenheit wieder zu treffen. Ulrich ging nicht darauf ein. Ben hatte ihm im Herbst geschrieben: Glaube mir, ich könnte Dir niemals zu nahe treten! Im Winter dann: Um mich ist es zuletzt ziemlich einsam geworden! Das Frühjahr kam, als Ulrich zurückschrieb, er werde im Sommer mit einer Bekannten verreisen. Ben in seinem Tagebuch: Einmal muss ich doch den Schlussstrich ziehen, langsam wird die Chose ridicule!

Nichts war vorbei. Ulrich besuchte ihn noch unzählige Male, über Jahre, Jahrzehnte. Wann immer es Ben bei Tag wirklich schlecht ging, begegnete er ihm nachts - im Traum. Und es war dann Beruhigung, Einverständnis, tiefe Befriedigung. Es waren keine sexuellen Träume, natürlich nicht. Ulrich, meinte Ben später, war gar nicht sein Typ gewesen. Sie fuhren im Traum immer gemeinsam irgendwohin, saßen in einer Bahn oder in einem Bus nebeneinander und waren sich, ohne sich aussprechen zu müssen, vollkommen einig. Es war das reinste und tiefste Glücksempfinden, das Ben je geschenkt wurde. Und wie oft: viele, viele hunderte Male, vielleicht tausend Mal und mehr. Bis es allmählich seltener vorkam, sich langsam aus seinem sich dem Alter nähernden Leben

zurückzog.

Er erfuhr also erst sehr spät, dass der andere eine richtige Karriere beim Militär geschafft hatte; wenn auch nicht bei der Truppe - bei einem nachgeordneten Amt. Und in jenen Jahren des wiedergeschenkten ewigen Friedens, Ende der Geschichte und so weiter, gab es einen hochwichtigen General, der mit einem Buch auf die überstandene Zeit der Kriegsgefahr zurückblicken wollte, als Rechtfertigung der eigenen bisherigen Existenz. (Danach würde man dann weitersehen.) Der General sah auf Bildern Ulrich, wie man sich ihn älter geworden vorstellen konnte, zum Verwechseln ähnlich. Ulrich, der hohe Offizier, wurde Zuarbeiter des wichtigen Generals und lieferte ihm Beiträge für sein Buch. Reihte Zahlen, zeichnete Skizzen, vollzog Truppenbewegungen nach, die nur in der strategischen Planung des Feindes und vielleicht auch da nie existiert hatten. Wer konnte ihm das Gegenteil beweisen? Sehr hässlich gezeichnet, wie wir da vom Feind abgeschnitten und aufgerollt worden wären, ganz unblutig auf dem Papier. Ulrich, wie Ben ihn in der Schule erlebt hatte, war wieder da: ordentlich bis zur Pedanterie, verliebt in die kleinen Striche. Aus solchem Holz schnitzt man einen Oberst ... Sein Stil allerdings war besser geworden. Er, dem früher in jedem zweiten Satz die Syntax aus dem Ruder gelaufen war, schrieb jetzt so gut wie fehlerfrei. Vermutlich hatte er seinerseits einen Zuarbeiter und der vielleicht noch mal einen. Der Apparat stand ja zur Verfügung, der große Apparat, in den er sich passgenau eingefügt hatte.

So erreichen wir eben irgendwann alle unseren Bestimmungsort in dieser besten aller Welten!

Eros in der Religionsstunde

- Von zwei Sitzbleibern, einem Pfarrer samt Tante, deren Gatten sowie von Goebbels -

Nicht ohne Grund gelten zeitnahe Zeugenaussagen als die beweiskräftigsten. Die Erinnerung leistet im Lauf der Zeit ganze Arbeit, durch Weglassen, Hinzufügen, Umgruppieren. Woran wir uns später mit Gewissheit zu erinnern glauben, es ist mit Skepsis zu betrachten: War es damals wirklich so?

Einmal schrieb ich einen Text über Banknachbarn am Gymnasium. Ich machte mir darin klar, wie erotisches Begehren allmählich erwacht. Aus dem Gedächtnis rekonstruierte ich eine Reihe von fünf Schulkameraden. Der dritte von ihnen war ein hässlicher, allerdings unbegabter Waisenjunge gewesen. Ich fand damals keinen Zugang zu ihm, er saß still und passiv neben mir. Oft betrachtete ich ihn von der Seite, mit Gefühlen, die auf mir noch unklare Weise zusammenhingen. Zunächst verdiente Sascha Mitleid, da er die Eltern früh verloren hatte. Er war auch beneidenswert – er lebte im Wohlstand bei einer Tante, die ihm viel Freiheit ließ. Und ihn umgab, ohne dass er irgendetwas dafür tat, die Gloriole des Outsiders, der Verweigerers – er war am Unterricht desinteressiert und beteiligte sich so gut wie nie an ihm. Außerdem war er hässlich anzusehen. Mir schien, es müsste kämstlich sein, ihn zum Freund zu haben, einen Arm um ihn zu legen, ihn zu trösten und sich über seine Art von Vollkommenheit zu freuen –! Dazu kam es nie - Sascha blieb sitzen und wurde später von der Schule genommen.

Erst als der Text geschrieben und schon im Internet zu lesen war, stöberte ich in alten Tagebüchern. Vielleicht würde ich noch mehr Details über Sascha erfahren? Ich fand nichts über ihn – dafür stieß ich auf Otto, der mir vollkommen aus dem Gedächtnis entschwunden war. Wir drei hatten nur ein Jahr lang dieselbe Klasse besucht, und dieses ganze Jahr war Otto mein Banknachbar gewesen. Ich sah Sascha nun weiter entfernt von mir sitzen und mich, wie ich ihn aus größerer Entfernung betrachtete und mich nach ihm sehnte –! Und Otto? War ein schüchterner Junge vom Land gewesen, ein grundehrlicher Charakter – und ziemlich hässlich. Am Ende des Schuljahrs blieb auch er sitzen, wiederholte die Klasse und ging mit Mittlerer Reife ab. Meine Erinnerung hatte Otto durch Sascha ersetzt. War es wirklich so?

Die beiden kamen mir wieder in den Sinn, als ich David Bergers Buch „Der heilige Schein“ las. Berger ist auch katholischer Religionslehrer, und das brachte mich auf eine neue Spur. Bei uns hatte es damals evangelische Schüler gegeben, wie Sascha und mich, und katholische, zu denen Otto gehörte. Aus den Parallelklassen wurden für die Religionsstunde neue Einheiten gebildet, und dann kam Sascha zu mir und nahm Ottos Platz ein. So dürfte es gewesen sein – vielleicht. Jedenfalls sehe ich in der Erinnerung den Waisenknaben nun wieder dicht neben mir, seine Haarfarbe: milchkaffeebraun, einen Anflug von Bartwuchs und sogar Poren seiner Haut. Ich höre ihn, wenn der Lehrer schweigt, leise atmen.

Pfarrer O. hatte nur ein Thema: Existenztheologie und Entmythologisierung. Mit Rudolf Bultmann langweilte er uns viele Monate lang. Auch um mich davon abzulenken, sah ich zu Sascha hinüber. Einmal kam der liberale Pfarrer auf etwas zu sprechen, das mich doch aufhorchen ließ. Seine Tante, sagte der Pfarrer, sei mit einem Homosexuellen verheiratet gewesen und habe sich an Joseph Goebbels gewandt, und Goebbels habe dafür gesorgt, dass ihr Gatte an der Ostfront einem Himmelfahrtskommando zugeteilt wurde. – Die Tante ist ihm noch heute dankbar! Aber das geht doch zu weit – oder was meint ihr? Natürlich, ihr dürft es euch nicht zu leicht vorstellen, mit einem Homosexuellen verheiratet zu sein. Das ist kein Vergnügen –! Aber ihn deshalb in den Tod schicken lassen?! Nein, nein, es ist schließlich kein Verbrechen, es ist ja Krankheit, ungefähr so wie Krebs –! – So der liberal gesinnte Pfarrer. (Die Hölle durch die Vordertür entmythologisieren und durch die Hintertür wieder hereinlassen –!) Die Klasse blieb stumm. Es war noch kein Thema.

Die Sammlerin

Wir spielten damals alle ein bisschen 18. Jahrhundert. D. aus M¹/₄nchen war eine der farbigsten Figuren unter uns, gro¹/₂, kr¹/₂ftig, gut aussehend, extrovertiert und eitel. Er war Bildender K¹/₄nstler und auf seinem Spezialgebiet im Inland seinerzeit f¹/₄hrend. Ich hatte ihn vor einem R¹/₄ckflug von New York zuf¹/₄llig auf dem Kennedy-Airport getroffen. In den Staaten hatte er seinen Lover besucht und sich in Atlanta, Georgia, eine Polizeiuniform gekauft. D. war Uniformfetischist und stolzierte bei seinem n¹/₄chsten Berlin-Besuch drei Tage und N¹/₄chte lang in der schmucken (und echten!) Montur herum. Er wohnte bei mir, wir tranken nachts unterwegs viel und wenn wir im Morgengrauen heimgingen, sang er lauthals Arien aus â€žRheingoldâ€œ.

Er fuhr an einem Sonntag zur¹/₄ck und lie¹/₂ sich morgens von P. mit dem Wagen abholen. Wenn D. sozusagen Hochbarock war, so vertrat der stille, schmale P. einen anderen Zeitabschnitt â€“ die Empfindsamkeit. Er war Franzose und sagte: â€žNein, ich esse kein Gem¹/₄se, nie, mit Ausnahme von Zuckerbirnen.â€œ So distinguiert war er. Sie nahmen mich auf dem Weg zur Autobahn mit ins Berlin-Museum, der sonnt¹/₄gliche Brunch dort war damals sehr beliebt.

D. wollte dann immer noch nicht nach M¹/₄nchen zur¹/₄ck. â€žArno soll erst Vera kennen lernen, die ist wirklich einmalig. Ich ruf sie gleich an, halte mal an der Ecke.â€œ Er war ihr vor Jahren auf einem Tr¹/₄delmarkt begegnet und sagte ¹/₄ber ihre Sammlung: â€žEin H¹/₄ndler hat sie auf zwei Millionen gesch¹/₄tzt.â€œ

Vera war eine verstiegene ¹/₄ltere Dame â€“ gewisserma¹/₂en reinstes Rokoko. Wenn Sie Glenn Close als Marquise de Merteuil in â€žGef¹/₄hrliche Liebschaftenâ€œ gesehen haben und sich die Film-Marquise vereinsamt und sehr gealtert vorstellen â€“ ungef¹/₄hr so â€“ Sie bewohnte allein eine Riesenaltbauwohnung in einem der letzten H¹/₄user aus den 1870er Jahren, nicht weit vom Tiergarten, in Walter Benjamins Altem Westen. In â€“zig Vitrinen und Schr¹/₄nken verwahrte sie die vermutlich gr¹/₄te private Kitschsammlung der Stadt, wenn nicht Deutschlands. Viele Tausende von Fig¹/₄rchen und sonstigen Objekten, auch viel Kunsthandwerk und nicht wenige echte Kunstgegenst¹/₄nde darunter, alles unsystematisch untergebracht, ¹/₄berbordende F¹/₄lle auf jeweils gedr¹/₄ngtestem Raum.

Vera empfing uns freundlich und f¹/₄hrte uns gleich durch alle R¹/₄ume Sie nahm vieles von den Seltsamkeiten, Rarit¹/₄ten und f¹/₄rchterlichen Geschmacklosigkeiten in die Hand und sagte immer wieder: â€žIst es nicht herrlich?â€œ Sie gab sich neckisch, kokettierte mit ihrer eigenen Verr¹/₄cktheit, l¹/₄schelte kindlich-boshaft und zugleich mit dem deutlichen Bewusstsein davon. Ihre einzige Gesellschaft in diesem Museum der Verstiegenheit waren eine tr¹/₄ge Katze und ein b¹/₄artiges H¹/₄ndchen. Und ¹/₄ber allem lag ein penetranter Geruch nach Katzenpisse.

Sie servierte uns in schmutzigen Tassen schlechten Instantkaffee und dazu echten Cognac und widerw¹/₄rtig schmeckenden Fertigm¹/₄cken. All diese Gen¹/₄sse wurden uns mit engelhaft-diabolischem L¹/₄cheln angeboten: â€žIst es nicht herrlich? Ja, grauenhaft, ja?â€œ Und dann freute sie sich ¹/₄ber unsere Reaktionen. D. verkehrte als K¹/₄nstler mit ihr von gleich zu gleich, doch P. und ich waren sehr befangen.

Wir standen wieder auf der Stra¹/₂e und fuhren im Auto rasch weg. Pl¹/₄tzlich pressierte es den beiden mit der Heimfahrt nach M¹/₄nchen. Sie lie¹/₂en mich an einer roten Ampel aussteigen, nicht weit von meiner Wohnung. Ich war also wieder im sp¹/₄ten 20. Jahrhundert angekommen, wenigstens dem ¹/₄u¹/₂eren Anschein nach.

Großes Defilee auf einer Kellertreppe

Da er sich langweilte, verfiel er darauf, sich für einzelne Gäste weibliche Toiletten aus historischer Zeit auszudenken. Sie mussten zu ihren Körperhaltungen und den einzelnen Bewegungen passen. Einem hätte etwas Weites, Weiches, weiches Fließendes nach der "griechischen" Mode des Direktoriums gut gestanden. Er konnte sich auch die Empiremodelle vorstellen, in denen er sich mit knappen und anmutigen Bewegungen ergangen hätte: ein Modell für Ingres. Zu einem anderen hätte nur die Krinoline gepasst. Auch für ein bayrisches Dirndl fand sich der ideale Träger: nicht mehr ganz jung, mäßig verfettet, schlaffe Haltung – so sahen sie doch in den Bierzelten aus. Und wie jener, jedes Mal wenn er die Keller-Bar verließ, um in die zu ebener Erde gelegene Diskothek zurückzukehren, sich treppauf mit immer derselben Handbewegung über den imaginären Petticoat strich – man begriff, die Bewegung des Nackens dabei sollte "aufreizend" wirken -: Es war Marilyn als Matrone.

Einer sah aus wie der "Zigeunerbaron" in einer Liebhaberaufführung. Er sah wie eine fleischige Pflanze auf einem Hocker und ließ die Blicke schweifen. Es bewachte ihn leider ein guter fünfziger mit ergrauten Haaren in der Aufmachung eines Punkers, ein abscheulicher Drache. Da war nichts zu hoffen, das stand von vornherein fest. Dennoch musterte ihn Manfred weiter mit Vergnügen. Sein junges Gesicht, schon etwas läppig und vom martialischen Schnurrbart eben im Gleichgewicht gehalten, vermittelte eine Ahnung von irgendetwas Ästlichem, Wildem – und zugleich hatte er einen zivilen Europäer von heute vor sich, der durch seine Ledermontur das Exotische an sich bewusst betonte. Das ergab eine fesselnde Mischung aus Sein und Schein, eine Melange, deren Bestandteile nicht wirklich auseinanderzuhalten waren. Der "Zigeunerbaron" ließ sich Manfreds enthusiastische Blicke aus fünf Metern Entfernung gern gefallen. Der Drache wurde nervös und misstrauischer. Sie brachen bald auf. Manfred sah ihnen hinterher, wie sie die Treppe hinaufgingen, der Hälfte bis zur Hälfte. Und natürlich drehte er sich oben an der Treppe noch einmal um, sich zu vergewissern, dass man ihm nachsah. Es war auch die Treppe des schmerzlichen Verzehrs. Die Lust am Verrat war schon da, aber die Gelegenheit würde erst später kommen, vielleicht.

– Sie sind aus Belgien, sagte der Barkeeper, der auch die Treppe hinauf sah. Um diese Zeit trafen neue Gäste nur noch in großen Abständen ein.

– Flamen oder Wallonen?

– Nein, es sind Belgier. Er wollte nichts richtigstellen. Wahrscheinlich wird er den jungen Mann niemals wieder sehen und vielleicht wird ihnen die kleine Szene jahrzehntlang nicht aus dem Kopf gehen, ihm nicht und dem anderen auch nicht; ungestilltes Verlangen, unbegrenzt haltbar. Erinnert man sich solcher Gesichter und Gestalten auf dem letzten Lager, das keiner mit einem teilt? Dann war so die nie erlangte Sehnsucht des Lebens beschaffen. – Obzwar konnte der junge Belgier selbst Masochist sein.

Er starrt die wieder verlassen daliegende Kellertreppe hinauf. Oben geht es um eine Ecke in den offenen Hausflur, der erst auf der Straße endet. Niemand biegt um die Ecke und will zu ihnen herunterkommen.

Plötzlich ist ihm, als bevölkere sich die Treppe mit Gestalten vergangener Jahre. Das Publikum hier ist im abgelaufenen Jahrzehnt noch viel besser gewesen. Sie können ja nicht alle tot sein!

Zuerst ein hässlicher Mann, ausgerechnet im dunklen Abendanzug. Er hatte einen Bauchansatz und schmuckte mit einem anderen Gast – er sah sie nur einmal hier. Dann ein schlanker junger Mann mit Lymphknoten am Hals, so dick wie Taubeneier. Dann ein Tscheche, der Deutsch mit holländischem Akzent sprach; er züchtete Bluthunde zum Verkauf und hielt selbst einen Kinnigspudel. Zwei Freunde, die Wilhelm Busch liebten. Ein Jude, der Sinologe war. Ein junger Südamerikaner mit einer Figur wie ein Bänkelbrett und strahlendem Gesicht und leuchtenden Augen, Musiker

wahrscheinlich. Ein attraktiver Araber, der nie ins Innere der Bar vordrang, immer nur mit Anzeichen sittlicher Entrüstung im Eingang stehen blieb. Ein Italiener, der ohne Vorwarnung den Barkeeper ohrfeigte, was keine Reaktion auslöste, seltsam. Später am Abend fragte der Italiener: Habe ich dich eben im Dunkelraum gefickt? (Nein, er war es nicht gewesen.) Ein sadistischer Friseur aus Zürich. Ein sehr vitaler Masochist aus Minden. Ein entschiedener Anhänger von Franz Josef Strauss. Einer, der einen Film gedreht hatte, für den er keinen Verleih fand. Einer, der an einem Roman schrieb und prophezeite, man werde beim Lesen an Dostojewski denken. Männliche Stripteasetänzer aus einem Club in der Nähe, zwischen zwei Vorstellungen. Drei Männer, die bei der Sparkasse arbeiteten. Zwei von der Bundesbahn. Ein Zugabfertiger der Hochbahn. Und einer erzählte jedem, er arbeite für einen Geheimdienst. Ein Ex-Polizist. Noch mehr Friseure. Recht auffällig: ein früherer Intendant des Schauspielhauses.

Sie alle kamen und gingen – kamen und gingen – und die Treppe wuchs Jahr um Jahr unmerklich sowohl in die Tiefe wie auch himelwärts.

Mann verloren

Hamburg, Jungfernstieg. Genauer: tief unter dem Jungfernstieg, da wo sich vier Ebenen für drei U-Bahn-Linien und die S-Bahn überlagern. Die S 1 kommt von Westen und ist auf dem Weg nach Poppenbüttel. Die Türen öffnen sich. Drinnen stehen zwei beleibte Männer, rechts und links von einer Tür. Sie sind von der S-Bahn-Wache, sorgen für Ordnung und Sicherheit. Momentan erschweren sie den Zugang in den Wagen. Man kommt nur im Gänsemarsch herein. Es gibt ein Hin und Her. Ein Wachmann sagt: „Jetzt raus oder rein!“ Die Türen schließen sich, die Bahn fährt so ab.

Hereingekommen ist eine gepflegte Blondine in den Vierzigern. Sie trägt eine Art phantastisches Strandabendkleid, dünn, knapp, schwarz mit goldbrokatnem Rand. „Jetzt ist Ihr Mann draußen geblieben“, stellt der eine Wachmann betont sachlich fest. Die Dame antwortet: „Wenn Sie das bemerkt haben, hätten Sie wohl eingreifen können.“ Die Wachmänner entschuldigen sich mit dem technischen Ablauf. Nur der Zugführer habe Gewalt über die Türen.

„Sie kennen sich hier aus?“ „Nein, gar nicht. Wir sind gerade erst angekommen.“

„Wenn Ihr Mann klug ist“, sagt der eine Wachmann und lässt das ausdrücklich offen, „bleibt er am Jungfernstieg und wartet, bis Sie zurückkommen.“ Sein Kollege sieht das anders: „Nein, warten Sie lieber am Hauptbahnhof. Wenn er klug ist, wird er Ihnen eine Station nachfahren. Sie sind jetzt im vierten Wagen. Steigen Sie am Hauptbahnhof aus und bleiben Sie genau da auf dem Bahnsteig stehen. Wenn er kommt, wird er vermutlich auch im vierten Wagen sein.“ Ja, wenn er nicht vorher am Jungfernstieg verwirrt hin- und hergelaufen ist. „Und passen Sie auf: Am Hauptbahnhof fahren Züge auf beiden Gleisen ein. Er kann also rechts oder links von Ihnen herauskommen.“

Die Touristin schweigt von nun an. Sie grübelt und scheint mit sich zu ringen. Sie muss sich rasch eine Meinung darüber bilden, wie sich ihr Mann in dieser unvorhergesehenen Situation verhalten wird. Wird er warten oder losfahren? Und wenn er fährt, wird er dann am Hauptbahnhof aussteigen, um sie dort zu suchen?

Ich glaube, sie hat ihn am Hauptbahnhof erwartet, eine auffallende Erscheinung im nachmittäglichen Berufsverkehr. Passend gekleidet wie für die Bregenzer Seefestspiele steht sie da und mustert alle aussteigenden Männer mittleren Alters „sehnsüchtig.“

Kippa und Meskalin

Er ist nur noch ein Bild aus ferner Vergangenheit. Nennen wir ihn David – Von Barry Graves hätte ich, er sei Kanadier. Er war neu in Berlin, doch Barry war schon gut informiert: – Er hat eine richtige Wohnung, keine Nissenhätte, sage ich euch. Und an der Tür steht sein eigener Name – Er bekommt jeden Monat einen Scheck von seinen Eltern. –

Abgesehen davon, dass er halbabsch war, fiel er mir durch seine Kippa auf. Er ging nie ohne sie in die Bars. Ich fragte mich, was er damit ausdrücken wollte. War es eine Demonstration gegenüber dem Geburtsland seiner Eltern? Seht her, wollte er vielleicht sagen, ich bin ein junger Jude in Berlin, dreißig Jahre DANACH. Oder ging es ihm dabei um Profanation?

Näher begegnet bin ich ihm erstmals in einer Samstagnacht. Er sprach mich in einer Diskothek an und zog mich gleich in einen sehr gemischten Kreis hinein. Da gab es einen Schauspieler, nicht vom Fach und von einem jungen Filmemacher entdeckt worden. Der Meister hatte die Naivität des jungen Mannes geschickt ausgebeutet – und der kam nun mit seinem fragwürdigen Ruhm nicht zurecht. Einige Zeit später hat er sich umgebracht. Weiter erinnere ich mich an einen auf beklemmende Weise schrillen Dänen. Und dann war da noch eine englische alte Jungfer, angeblich Davids Schwester. Nun, Schwestern gibt es gar manche – Sie war dicklich und wärdevoll. Alle waren betrunken und genossen es momentan sehr. David war aufgekratzt lustig, von einer melancholisch-jiddischen Lustigkeit, wie eine Parodie auf den – Fiddler on the Roof – in – Anatevka. –

Am Freitag darauf sah ich ihn in einer Bar wieder, deren Schmutzigkeit, wie man heute sagen würde, Kult war. Ich ging zu ihm und begrüßte ihn mit gewissen Erwartungen. David erschien mir sehr verändert: fast unansprechbar, beinahe autistisch. Ich stand eine Weile verlegen bei ihm, dann kam ein Bekannter, der mit mir reden wollte. David ging schnell hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah ihm hinterher, er schien mir neben seinen Stiefeln zu gehen.

Am Abend darauf: – Warum bist du gestern so plötzlich aufgebrochen? – – Ich hatte M genommen. Ich habe nur noch ein paar Meter weit sehen können. – Und heute Abend sei er wieder im Kopf durcheinander, er habe Haschisch geraucht. Er trank auch wieder viel. Wir trennten uns in dieser Nacht nicht mehr, wir wechselten die Bar und gingen um zwei Uhr nachts in ein sehr gutes Lokal essen. Ich war etwas befangen, wollte nicht merken lassen, dass ich nach fünf Jahren in der Stadt noch immer ein wenig der Kleinbürgersohn aus der Provinz war. David hielt mich frei.

Er sprach angeregt über seine Verhältnisse. Ja, seine Eltern hatten Deutschland verlassen, ja, sie hatten kanadische Pässe – Und er hatte zehn Jahre in New York gelebt. Berlin mochte er nicht. – Warum er dann hierher gekommen sei? – Er wisse es nicht – Später kam heraus, er war hier befreundet und der Freund war gerade im Ausland. Er wolle zurück nach New York. Oder besser nach Spanien?

Im Vorraum seiner Wohnung empfing uns sehr verschüchtert ein junger Cockerspaniel. Das Hündchen war nicht stubenrein, es hatte Bad und Wohnzimmer an verschiedenen Stellen verunreinigt. David nannte es nur – stupid dog – und schlug es häufig, immer auf den Kopf. Er wischte den Kot fort und schrie: – I have to pay for all! – Danach rauchte er sein Haschisch-Pfeifchen. Für den Rest der Nacht wurde der Hund ins Bad gesperrt. Wenn er zwischendurch vor Langeweile winselte, ging David zu ihm und zog ihm wieder eins über. Es kam mir durchaus nicht sadistisch vor, es war brutale Stumpfheit, die mich entsetzte. Und am anderen Morgen nahm er ihn zu sich ins Bett und der Hund drückte sich an ihn –

Wir blieben bis zwei Uhr nachmittags liegen. Ich erlebte ihn erstmals ohne unmittelbare Wirkung von Drogen und Alkohol. Er war nun merkwürdig stumpf, eingeeigelt und mürbisch. Seine Züge waren die eines noch sehr jungen Mannes, doch unter seinen Augen und auf den Wangen sah ich die

Zeichen des Verfalls, von beginnender Selbstzerstörung.

Ich wollte ihn zum Frühstück zu mir einladen. Er lachte nur bitter: „Frühstück? Das ist für mich eine Zigarette und eine Flasche Bier.“

Er vermied es danach, noch einmal mit mir zu reden. Wir sind uns nur noch selten über den Weg gelaufen und bald schon war er auf Dauer verschwunden. Vielleicht ist er längst tot und vergessen. Er kam mir wieder in den Sinn, als ich neulich davon las, dass seinerzeit junge orthodoxe Juden in New York mit Meskalin experimentierten, - auf der Suche nach spirituellen Erfahrungen.

Bangkok Love Story - Drei Aufsätze zum Film

1. Bangkok Love Story - Film von Poj Arnon

In diesem Drama zwischen Aids und Mafiamorden fließen fast so viele Tränen wie Blut – Ströme von Blut und immer wieder Tränenbäche.

Für Mehk (Wolke – Rattanaballang Tohssawat) ist die Welt ein einsamer, deprimierender Ort. Mutter und sein jüngerer Bruder sind aidskrank, angesteckt vom inzwischen verschwundenen Stiefvater. Mehk wohnt nicht mehr bei ihnen. Er unterstützt sie mit Geld, das er durch Auftragsmorde für die thailändische Mafia verdient.

Mehk muss Itt (Chaiwat Thongsaeng) entführen und zu Narbengesicht bringen. Itt, ein Polizeiinformant, gibt die Namen von Mitwissern nicht preis und soll gleich von Mehk erledigt werden. Stattdessen schießt Mehk auf den eigenen Auftraggeber. Die beiden jungen Männer entkommen, Mehk mit einem Armsteckschuss. Itt versorgt und pflegt ihn in ihrer Zuflucht.

Das ist ein seltsamer Ort neben der Hochbahn. Auf der anderen Seite die Wolkenkratzer der City und Mehk und Itt in einem Abrisshaus diesseits, allein in einer Röhre von Penthouse und umgeben von Terrassen, auf denen sich ein Großteil der weiteren Handlung abspielt. Itt vergisst seine Verlobte und gerät immer mehr in Mehks Bann, der das kaum erträgt und dennoch genießt. Dann eine Vereinigung wie ein Tropengewitter und danach jagt Mehk Itt mit dem Revolver fort. Doch Itt kann nicht loslassen.

Mehks Bruder Mawk wird als Aids-Kranker in ihrem Wohnviertel häufig bedroht und zusammengeschlagen. Mehk will mit ihm und der Mutter aufs Land flüchten, er bereitet die Abreise vor. Itt begegnet dabei Mehk ein weiteres Mal vor dem Haus. Noch ein Tropengewitter, öffentlich, ein Tabubruch für Thailand. Itts Verlobung geht in die Brüche. Die Brüder streiten und die kranke Mutter erhängt sich.

Während Mawk auf dem Bahnhof wartet, bringt Mehk noch drei, vier, fünf Mafiosi zur Strecke. Itt kommt zu spät, um die Morde zu verhindern, und wird selbst durch Kopfstreifschuss verletzt. Die Polizei stellt Mehk auf dem Bahnsteig. Itt, nun erblindet, besucht Mehk im Gefängnis und Mawk im Hospiz – der sich bald darauf ebenfalls stranguliert.

Der Film springt ins Jahr 2032. Der blinde Itt holt Mehk ab, als der aus der Haft entlassen wird. Sie kommen nicht weit - Mehk wird erschossen, späte Rache. Dann die rätselhafte letzte Szene: Kann Itt wirklich wieder sehen und ein uraltes Video von Mehk betrachten? Das Schlussbild legt vielleicht eine andere Deutung nahe: Schnee über geschweiftem Dach, Schnee auf den Zweigen.

Viel starker Tobak für nur eine Filmhandlung - und sie ist tatsächlich noch detailreicher, verwickelter. Alles ist mit größter Emotionalität dargestellt, dazu duster-schöne urbane Kulissen und eine Musik, die mal dramatisiert, mal diese Kaskaden von Leid und Schmerz erst erträglich macht. Bei uns hat der Film aus 2007, der in Thailand sehr erfolgreich war, manche befremdet, wenn nicht verstört: ein übermaß an Handlung, an Musik, an Melodramatik, an allem.

Es gibt hoffentlich universelle Menschenrechte – einheitliche Maßstäbe für einen weltweiten Filmkunstgeschmack brauchen wir nicht. Wenn Sie thailändisch essen gehen, rechnen Sie auch nicht mit deutscher Hausmannskost. "Bangkok Love Story" ist ein präziser, ein hochdramatischer und rundum gelungener Film. Nur auf unsere mitteleuropäischen Sehgewohnheiten sollten wir verzichten. Tipp: Den Film wiederholt anschauen. Man kann sich an diese Kost gewöhnen. Man wird übrigens auf Bekanntes stoßen. Ich habe ein Fassbinder-Zitat erkannt und die Musik klingt oft auch vertraut. Und dann die Mundharmonika, Sie wissen schon. Die Thais sind seit langem Meister der kulturellen

Assimilation.

Und was die Expressivität des Films angeht, sie ist bereits funktional angelegt. Das Coming-out-Drama muss sich behaupten gegenüber einem rasanten Eastern und der ungeschminkten Darstellung des Aids-Elends im Land. Das Ergebnis kann bestehen als ein Stück Weltkultur von heute.

2. Motive im Film "Bangkok Love Story"

Oft wird "Bangkok Love Story" nur als thailändische Version von "Brokeback Mountain" aufgefasst, ist ein grobes Missverständnis, zu groß sind die Unterschiede im Aufbau der Handlung wie in den Hauptcharakteren. Viel größer dürfte der Einfluss des chinesischen Films "East Palace, West Palace" von 1996 gewesen sein. Dort haben wir bereits die Konstellation Polizist "Outsider". Allerdings haben beide ihre Stellung vertauscht. Nun ist es der Outlaw, der zum Polizeinformanten sagt: "Was soll das, warum bist du immer noch hier?" Das ist ein fast wörtliches Zitat. Im Rollentausch spiegelt sich in gewisser Weise die unterschiedliche gesellschaftliche Realität: dort China als Einparteiendiktatur, hier Thailand mit seiner übermächtigen Mafia. Wenn Mehk einen seiner Auftraggeber erschießt, kommt ein Zeitungsjunge ins Bild, dessen Blatt titelt: "Skandal: Korruptionsaffäre." Das rein Handwerkliche, der Aufbau von Szenen wie der zuletzt angeführten, der Bezug auf die Gesellschaft, doch auch die Vorliebe fürs Melodramatische überhaupt, das alles erinnert stark an Fassbinders Handschrift. So verbinden sich in "Bangkok Love Story" asiatische mit westlichen Einflüssen. Das soll hier noch weiter untersucht werden.

Relativ früh gibt es in "Bangkok Love Story" eine psychoanalytisch inspirierte Szene. Mehk hat Itt entführt und mit Handschellen gefesselt. Er wartet mit ihm in einem Appartement, bis es Zeit ist, den Gefangenen bei seinen Auftraggebern abzuliefern. Beide schlafen ein und Mehk träumt. In einer Schwarz-Weiß-Rückblende sehen wir, wie der HIV-positive Stiefvater sich an Mehk vergehen will und der sich ihm gewaltsam entzieht. Da wacht Mehk auf und sein Blick fällt voller Schrecken auf Itt, den Auslöser der Trauerinnerung. Mehk scheint erstmals zu stutzen.

Noch früher haben sich schon einmal unbewusstes Begehren und Angst davor verraten. Mehk prüft sich gewöhnlich anhand von Porträtfotos die Gesichter seiner künftigen Opfer ein. Als er seinem jüngeren Bruder Mawk einen Umschlag mit Geld zusteckt, findet sich darin auch ein Bild von Itt. Die Mechanik dieser Fehlleistung ist komplizierter als die des Traums. Ihre Bedeutung ist vielleicht: Schau, Bruder, was ich alles für dich tue, ich versorge dich nicht nur mit Geld, ich opfere dir und Mama sogar diesen Mann. Bin ich nicht ein vorbildlicher Sohn und Bruder? Es sind noch weitere Deutungen möglich. So kann es Mehk unbewusst auch darum gegangen sein, das Objekt Itt dadurch vor der geplanten Liquidierung zu bewahren, dass er es der eigenen Familie gewissermaßen eingliedert. Tatsächlich nimmt Itt bald danach Kontakt zu Mehks Leuten auf.

Bilder, Fotos spielen eine große Rolle in der Filmhandlung. Mawk erträumt sich ein Leben in der Nordprovinz Mae Hong Son, indem er oft Ansichtskarten von dort betrachtet. Dann wartet er wirklich auf dem Bahnsteig auf den Bruder und die Abreise, zuoberst im Gepäck das Bündel mit den Karten. Drei Minuten vor der Abfahrt trifft Mehk endlich ein. Mawk steht rasch auf, dabei fällt das Päckchen zu Boden, die Ansichtskarten verteilen sich. Während die beiden aufeinander zugehen, umstellen auf einmal Polizisten den Bruder. Mehk gelangt nicht mehr bis zu Mawk, auf dessen Gesicht sich ein Tsunami abspielt: Enttäuschung, Schmerz, Absturz in die Hoffnungslosigkeit. Dabei kommt Wind auf und die Blätter verwehen alle Bilder von Mae Hong Son. Poetischer habe ich selten den Untergang einer Utopie dargestellt gesehen.

Ja, die Elemente sind da: Da sind noch Feuer und Wasser. Mehk lässt die Fotos seiner Auftragsopfer nachher jeweils mit dem Feuerzeug in Flammen aufgehen. Da wird nicht nur ein Beweismittel vernichtet, der Vorgang hat auch etwas Magisches, Animistisches. Feuer bedeutet: auslöschen. Es ist das vernichtende Prinzip schlechthin. Es wird viel aus Revolvern geschossen, also gefeuert und

getrötet. Der Lärm der Schüsse wird wiederholt überblendet von dem eines prächtigen Feuerwerks am Nachthimmel über Bangkok. Das könnte als schlecht motivierte Reminiszenz an eine Szene aus „Brokeback Mountain“ fehlinterpretiert werden. Die tiefere Bedeutung offenbart sich, als Itt nach seiner Verstoßung durch Mehk ein abendliches Feuerwerk zu sehen bekommt: Er wendet sich auf einmal entschieden ab und versucht noch zielstrebig, Mehk wiederzugewinnen.

Itt ist dem Element Wasser nahe. Alles Leben spielt sich im oder mit oder am Wasser ab. Mehk und Mawk zog es schon früher auf den Fluss hinaus. Der durch HIV um seine Zukunft betrogene Mawk hält Kampffische in Wassergläsern. Als der innere Druck für ihn zu groß wird, wirft er eines um, das Wasser rinnt aus, ein Fisch zappelt auf dem Trockenen. Itt wohnt am Fluss, schaut beim Nachdenken auf ihn und fasst seine Entschlüsse. Wasser ist das verbindende Element zwischen ihm und Mehk. Im Penthouse, ihrer Zuflucht für Tage (oder Wochen?), hat er den frisch Operierten versorgt, ihn gewaschen, ihm die Wasserflasche gereicht: Zeit für deine Pille! Und er fragt kritisch: Du rauchst schon wieder? (Feuer ist das Zerstörende.) Itt, in allem so viel besser dran als Mehk, ist der fürsorglich Gebende, der liebend sich Unterordnende. Ihre Vereinigungen spielen sich nach oder in strömendem Regen ab, beim ersten Mal eingeleitet durch eine Badeszene. Wenn Wasser und Feuer zusammenkommen, gewittert es. Es scheint die Zeit des Monsuns zu sein. Es regnet wiederum stark, als Mehk am Gefährtnistor von Itt abgeholt und binnen kurzem von unbekannter Hand erschossen wird.

Schnee besteht aus gefrorenem Wasser. Schnee verkörpert Reinheit, einen Lieblingsbegriff des Regisseurs. In Thailand schneit es nur etwa alle fünfzig Jahre einmal. Poj Arnon lässt es in der surreal wirkenden Schlusszene schneien. Itt, krank oder sterbend, kann wieder sehen, er betrachtet ein Video des längst toten Mehk. Wiedergefundenes Bild und wiedergefundene Zeit: Die Geschichte von Feuer und Wasser ist zur Ruhe gekommen.

3. Der Mann, der zu viel weinte ("Bangkok Love Story" im Spiegel der Kritik)

Ist das Internet Segen oder Fluch? Auf jeden Fall bedeutet es Demokratisierung, auch der Kritik. Jeder kann im Netz Rezensent sein. Ich selbst schreibe Buch- oder Filmkritiken, um weniger bekannte lohnende Werke etwas bekannter zu machen. Die großen Kassenschlager brauchen mich nicht. Und Schlechtem durch Einspruch zu mehr Beachtung verhelfen, das will ich nicht.

Gerade bei Filmen bin ich oft unsicher: Habe ich alle Details der Handlung richtig aufgefasst? Dann stöbere ich im Netz und entdecke regelmäßig Kritiken, die brauchbaren Werken mit Vergnügen die Unbrauchbarkeit nachzuweisen suchen. Und manchmal spare ich, wie sich einer abarbeitet, um etwas abzuwehren und von sich selbst fernzuhalten.

Der Film "Bangkok Love Story" ist ein Musterbeispiel. Ich habe mehr als fünfzig Besprechungen gelesen, aus Europa, Nordamerika und Asien. Die eine Hälfte war scharf ablehnend, die andere Hälfte zu etwa gleichen Teilen frenetisch applaudierend oder Stärken und Schwächen des Films sorgsam abwägend. So viel Polarisierung verblüfft, zumal wenn das Publikum insgesamt recht angetan war.

Da ich den Film für gelungen halte, konzentriere ich mich auf das negative Echo. Habe ich einen schlechten Filmgeschmack? Fehlen mir die richtigen Maßstäbe? Zunächst fällt mir auf, wie emotional manche Kritik daherkommt. Einige bekunden, dass sie gelacht haben. Manches ist ihnen lächerlich vorgekommen - warum mir nicht? Andere haben das Filmende herbeigesehnt: „Für mich hätte der Film länger dauern können.“

Untersuchen wir es genauer. Wie steht es mit den Fakten? Wie genau haben sie den Film angesehen? Ich ertappe einige bei groben Irrtümern. Einer glaubt, nur weil Mehks Mutter hustet und Auswurf hat, sei sie Tbc-krank. Tatsächlich leidet sie an Aids. Ein anderer wundert sich, wie Itt als Polizist tagelang dem Dienst fernbleiben kann. Dabei ist er nicht bei der Polizei, sondern „das Drehbuch

wurde auf Druck der Zensur umgeschrieben – nur Polizeinformant, angestellt bei einer Privatfirma; außerdem als Entführter entschuldigt.

Einer kommt sich sehr klug vor, wenn er kritisiert, ein Penthouse, von der Hochbahn und den Wolkenkratzern der City gut einsehbar, sei kein guter Fluchttort. Oder eben doch: Mehk hat von seinem hohen Ausguck die beste –bersicht und freie Schussbahn. Wir sehen, wie ein Anschlag auf ihn dort scheitert.

Ein anderer fragt: Warum muss Mehk vor der Flucht aufs Land erst noch ein Blutbad unter den Mafiosi anrichten? - Er erklärt es Itt: Wenn ich sie nicht tötete, töteten sie mich. Und tatsächlich werden sie ihn nach seiner Haftentlassung umlegen. Die Handlung ist schlüssig, nur nicht für unseren Kritikus. Manche finden Mehks Verhalten noch in anderer Hinsicht unmotiviert: Warum weicht er Itt aus, wenn er sich von ihm angezogen fühlt? Darum: Mehk ist ein mehrfacher Mörder, Itt arbeitet für die Polizei. Mehk muss nach traditioneller Moral für Mutter und jüngeren Bruder sorgen, für eine Bindung an Itt ist kein Raum. Sie kommen auch aus verschiedenen sozialen Schichten. Und vor allem ist er ein Killer, der weint – eine Unmöglichkeit. Er würde endgültig keiner mehr sein, wenn er sich auf Itt einließ.

Einer beschwert sich darüber, dass es zu wenig Sex gebe, weniger als in der "Lindenstraße". Fein beobachtet – doch wir sind in Thailand, wo intimer Körperkontakt in der Öffentlichkeit verboten ist. Der Film hat immerhin so viel Kraft, das Tabu einmal zu verletzen. Das ist das Grundbel dieser Art von Kritik: Sie sitzen in Berlin, London oder New York und legen den Maßstab an, der für heimische Filmemacher vielleicht gelten würde – wir sehen aber einen thailändischen Film, der für ein asiatisches Publikum gedreht wurde.

Ich bin den umgekehrten Weg gegangen. Ich habe versucht, mich mit einigen Grundzügen der dortigen Kultur vertraut zu machen. Natürlich kann ich den Film nicht wirklich mit thailändischen Augen ansehen –! Dennoch ermesse ich, wie viel Reinheit dem Regisseur bedeutet. Reinheit? Eine hierzulande wenig vertraute Kategorie. Um Reinheit geht es, wenn Itt Mehk am ersten Morgen aufdeckt und zu waschen beginnt. Es ist auch eine rituelle Waschung. Die Kamera zeigt genau, wie Itt Mehk die Socken auszieht, die wenig gepflegten Füße reinigt. Die Füße sind die unedelsten Teile am Körper eines Thai. Indem Itt sie mit Sorgfalt behandelt, zeigt sich Hingabe. Da wird einem verziehen –!

Soll auch ich diesen Kritikern verzeihen, die rasch fertig mit dem Wort sind? Sie sollten zuvor einsehen, dass ihre Kriterien unzulänglich sind. (Einräumen will ich nur, dass man sich an die exzessive Untermalung mit gefüllvoller Thai-Popmusik erst gewöhnen muss.) Es ist unübersehbar, dass ihre Positionen sich im Einzelnen oft widersprechen. So erscheinen die Aidsepisoden den einen als das einzig Lohnende an einem sonst schlechten Film, die anderen erklären gerade sie für vollkommen überflüssig. Nur weil es hierher passt: Im November 2009 hat die Katholische Studentengemeinde Deggendorf / Niederbayern den Film zusammen mit dem Gesundheitsamt gezeigt und ihn beworben als –Thriller und Schwulendrama auf höchstem Niveau–.

Blendet man alle Ablehnungen übereinander, erhält man ein Profil des typischen Angewiderten. Er ist so beschaffen: männlich, jünger und angelsächsisch. Regelmäßig ruert er, anfangs vom Film angetan gewesen, dann aber enttäuscht worden zu sein, und zwar nach etwa einem Drittel. Immer wieder dasselbe Verdikt: melodramatisch! Was ist da geschehen? Eben das: Mehk weint, er weint wiederholt und ausgiebig. Ein Mann, der weint, ist für sie schwer erträglich. Unerträglich ist ihnen ein weinender schwuler Killer. Und am unerträglichsten ein weinender schwuler Killer, der beim Sex die aktive Rolle spielt.

Die Art der Kritik an Poj Arnon ist mir seit langem vertraut. "Bangkok Love Story" verwendet die Mittel des Melodrams in subversiver Weise. Das hat schon Fassbinder getan – und wurde dafür seinerzeit ebenfalls kritisiert. Die gleiche Ablehnung hat das thematisch verwandte "Brokeback

Mountain" hier und da erfahren, als es neu und noch nicht Filmklassiker war.

Tod eines Kleinbauern

Die Sandgrube stand nicht im Straßenverzeichnis von Neustadt. Sie rangierte dahinter in einem Anhang, betitelt: Wohnplätze und Einrichtungen außerhalb. Alphabetisch folgte da die Sandgrube auf Kläranlage und Lohgerberei (ehem.), dann kamen noch Schaferei und Schuttabladepplatz. All das noch ein wenig absonderlich nach den unehrlichen Berufen des Mittelalters.

Dabei war Manfreds Großvater ein angesehener, d.h. wohlhabender Mann gewesen. Er hatte zeitlebens in einer Villa nahe dem Bahnhof gewohnt und im Jahr des speziellen Heils die Sandgrube in den Häusern Ästlich vom Fluss erworben. Damals, in den Jahren vor dem Krieg (und nach ihm erst recht), vermehrte sich die Zahl der Truppenübungsplätze rundherum fortlaufend, bis ein beträchtlicher Teil des Landes von ihnen bedeckt war. Kasernen wurden benötigt, für ihren Bau Steine, Zement und - Sand. Ein sicheres Geschäft, obgleich auf Sand gebaut.

Die Konzession zum Abbau lief 1960 aus. Manfreds Vater, der ohne Beruf aus Krieg und Gefangenschaft heimgekehrt war, erbat sich vom Großvater das Gelände. Der Alte überließ es ihm per Schenkung und kümmerte sich, selbst jetzt behaglich im Ruhestand lebend, nicht weiter um die Sandgrube (ehem.). Er war wie der Gott Voltaires, dem wir die Existenz verdanken und der uns dann uns selbst überlässt.

Der Vater kaufte einige umliegende Äcker und Wiesen, Hektar für Hektar, von anderen Kleinbauern. Es war die Zeit der Flurbereinigung. Durch die Käufe erwarb der Vater Anspruch auf staatliche Protektion. Bevor die Gelder flossen, erschien ein Vertreter der Behörde im Gelände, besichtigte, stellte Fragen. Manfred war eingeschärft worden: Und wenn er dich fragt, sag ihm nicht, dass du später nicht in die Landwirtschaft willst.

Das immense und zinslose Darlehen, tilgbar über fünfzig Jahre, wurde vor allem in ihr neues Heim gesteckt, ein Bungalow genanntes, niedriges und lang gestrecktes Gebäude, das auf der untersten der früheren Abbauterrassen stand. Sie räumten die Villenetage am Bahnhof.

Manfred lebte nur fünf Jahre mit den Eltern in der Sandgrube. Dann kam er durch fünfundsiebzig Jahre zweimal jährlich für wenige Tage zu Besuch. Schritt für Schritt vollzogen sich Umwälzungen, im Gelände wie an den Menschen.

Wenn er in den späteren Jahren von Hamburg aus zu ihnen fuhr, lagen bei der Ankunft in Neustadt sieben Stunden Bahnfahrt hinter ihm, und ein Fußmarsch von dreißig oder vierzig Minuten stand ihm noch bevor. Gewöhnlich kam er im Winterhalbjahr. Es war dann immer schon dunkel. Das rasche Gehen belebte ihn, er fühlte sich dadurch verjüngt, zumal er zu alten Eltern ging. Ihnen gegenüber fühlte er sich sehr jung. Er ging noch ebenso rasch wie vor zwanzig Jahren. Die Straße führte vom Bahnhof aus der Stadt hinaus und in die Wiesen hinein; sie wurden auf einem Steindamm durchquert. Zu beiden Seiten lag meist nebliger Dunst, der die Sicht erschwerte. Das Wasser des Flusses strömte ungesehen unter der Brücke dahin. Ab und zu überholten ihn Autos. Sie fuhren zu dem Dorf, das drüben lag. Seit seinem Weggang war es in die Breite und Höhe gewachsen. Neue Häuser zogen sich jetzt den Prallhang hinauf, es hieß dort Am Weinberg; sie gehörten oft jungen Leuten, viel jünger als er selbst jetzt. Sie waren um die Zeit seines Aufbruchs erst geboren worden.

Die Landstraße bog rechts ab und sein Weiterweg war ein Waldweg, der sich steil den Hang hinaufzog, hier und da mit Resten von Asphalt bedeckt. Die Kronen der hohen Robinien und Eichen â€“ Winterreichen mit totem Laub â€“ über ihm. Es gab keine Laternen, der Weg war nicht öffentlich, es war finster. Manfreds Freunde kannten den Weg, die Schlaglöcher, die zu Gruben sich erweitert hatten. Er strauchelte nicht und hätte auch mit geschlossenen Augen hinaufgefunden.

Sein Schwung lieÃ nach. Es war nicht der Berg, sondern die Frage: Sind sie noch Ãlter geworden? Sie werden immer hinfÃlliger und du trittst ihnen entgegen in immer derselben Gestalt. Ein JÃngling mit vierzig, fragwÃrdige Erscheinung â

Wenn er die untere Sohle der frÃheren Grube erreichte, glomm ihm von der Hausecke schwaches elektrisches Licht entgegen, es funzelte verbraucht aus einer verschmutzten alten NeonrÃhre. Die groÃenteils verwilderten GÃrten blieben im Dunkel, er sah das vermooste Dach nicht, nicht das Grau der Putzfassade, die einmal weiÃ gewesen war. Frisch und neu war hier alles im Jahr seiner eigenen Konfirmation gewesen. Die Leuchte war kaum von Nutzen, sie schalteten sie nur ein zum Zeichen, dass er erwartet wurde. Die Kunststeinplatten im zugewucherten Vorgarten standen zum Teil hoch. Er drÃckte die Klingel. Sie war ebenso alt wie die AuÃenlampe und klang blechern-dÃrftig. Alles war hier veraltet, erschÃpft und neigte sich seinem Ende zu.

Sie Ãffneten ihm rasch und standen beide in der Diele. Ja, sie waren erschreckend alt und sie waren es nicht in seiner NÃhe geworden. Sein Bild von ihnen, wie er es sonst im Kopf hatte, war jedes Mal viel jÃnger als sie selbst. Er musste es nach der Ankunft stets schnell retuschieren. War er wieder fort, verjÃngten sie sich dann in seinem Kopf allmÃhlich wieder.

Verhutzelt, dachte er, verknÃchert, verkrÃmmt, vernachlÃssigt die Kleidung und die Frisuren.

Dennoch war seine Sorge auch dieses Mal unbegrÃndet gewesen. Noch zeichnete sich kein wirkliches Ende, kein endgÃltiger Zusammenbruch ab. Sie gaben sich ganz unverÃndert, sie gaben noch immer dasselbe StÃck: Die Heimkehr des verlorenen Sohnes. Es war in zahlreichen AuffÃhrungen allmÃhlich immer mehr perfektioniert worden. Die Mama wÃnschte ein âGuten Abend, willkommen daheim, Manfredâ und strahlte, wie man es an Greisinnen selten sieht. Unwandelbares Strahlen all die Jahre, wenn er ankam. Und der Papa sagte wie immer: âGuten Abend, Manfred. SchÃn, dass du wieder da bist. Lass es dir noch einmal ein paar Tage gut gehen.â Und wie immer empfand Manfred die hierin enthaltene harmlose kleine Unterstellung und nahm sie ohne Widerspruch hin.

Dann gab es einen spÃtabendlichen Imbiss fÃr ihn. Ein Paar WÃrstchen wurde erhitzt, Brot und Sprudel kamen auf den Tisch, ein sÃÃer Nachtisch in Gestalt eines GrieÃpuddings. Manfred aÃ und gab Auskunft Ãber den Verlauf der Reise, die die Eltern selbst nie unternommen hatten. Man besprach das Wetter der letzten Wochen. Die anfÃngliche Munterkeit war schon dahin, das GesprÃch versickerte allmÃhlich, bis einer, Manfred oder die Mutter, das erlÃssende Wort sprach: âSollen wir schlafen gehen?â

Der Vater war leidend. Noch deutlicher zeigte es sich am folgenden Morgen. Er aÃ wieder nur Zwieback und lehnte heute sein FrÃhstÃcksei ab. Woran litt er seit Jahren schon, war es eine VerdauungsstÃrung, eine chronische DarmentzÃndung? In Hamburg schlug Manfred von Zeit zu Zeit in seiner Ausgabe von Pschyrembels Klinischem WÃrterbuch nach (253. Auflage) und las dort unter Kolitis ulcerosa: Wie kaum bei einer anderen Krankheit ist die PersÃnlichkeit des Patienten mit dem entzÃndlichen Dickdarmgeschehen verbunden.

Es hatte vor etwa zehn Jahren begonnen, ungefÃhr mit dem Ruhestand, und sich dann von Jahr zu Jahr verschlimmert. Der Vater hielt strenge DiÃt, er aÃ nur noch Zwieback, dazu morgens ein Ei, mittags ein winziges StÃck Huhn und wenige Kartoffeln. Er trank nur noch Fencheltee und duldet nicht die kleinste Abweichung auf dem Speisezettel. Den grÃÃten Teil des Tages verbrachte er auf dem Sofa, ruhend und schweigend.

Es hÃtte nahe gelegen, einen Arzt zu nehmen. Aber er ging, seit er krank war, zu keinem mehr und lieÃ auch keinen ins Haus kommen. Unbehandelt schritt die Auszehrung so immer weiter fort. Einmal hieÃ es, man kÃnne ihm doch nicht helfen, ein anderes Mal, ein Arzt werde ihn ins Krankenhaus stecken, man werde ihn operieren, und an den Folgen werde er dann krepieren.

Auch an diesem Morgen lag er dann auf dem Sofa, das in der Küche stand. Er beteiligte sich nicht am Gespräch, das er dennoch überwachte, misstrauisch oder apathisch, wer konnte es sagen, oft im halben Schlummer. Die Mutter vermied es, über seine Krankheit, über die Zukunft zu sprechen. Manfred hielt den Anblick dieser atmenden Totenmaske nicht länger aus und verlieh ihr Heim, diesen Vorsaal einer Leichenhalle.

Die Morgensonne stand schon über dem stlichen Kamm und erwärmte die drei Terrassen der alten Grube. Das Haus selbst lag noch im Schatten des Berges, die Sonne wird es ab Mittag bescheinen. Hier war der Winter die helle Jahreszeit. Der Bungalow stand vom Frühjahr bis in den Herbst im tiefen Blatterschatten des Waldchens dahinter und der Bäume, die vor dem Haus aufgeschossen waren. Ohne Heizung war es im Sommer drinnen oft empfindlich kühl.

Die ganze untere Ebene hier war einmal als Gartenland genutzt worden. Wie viel Mühe hatte es seinerzeit gekostet, den Boden fruchtbar werden zu lassen. Nur eine kleine Fläche, jetzt kahl daliegend, wurde noch bebaut, ein kleiner Gemüsegarten und eine Ecke für Blumen. Die Lichtung wuchs von ihren Rändern her immer mehr zu. Die Kronen der alten Bäume gingen noch mehr in die Breite. Brombeeren und Himbeeren kolonisierten zuerst die aufgelassenen Gärten, dann kamen Schwarzdorn und Weißdorn, die Haselnuss, Birken und schließlich die hohen Bäume: Weiden, Robinien, Vogelkirschen und Eichen. Noch vor zwanzig Jahren waren hier Felder mit Tausenden von Tulpen, Narzissen und Gladiolen gewesen.

Den alten Fahrweg hinauf auf die mittlere Terrasse hatten sie auch zuwachsen lassen. Nicht einmal zu Fuß kam man mehr durch. Fremden sollte das Vordringen unmöglich gemacht werden, das war die Absicht des Vaters. Manfred fand noch den kleinen Abkürzungspfad von früher. Er war steil und rutschig. Oben angekommen kam er doch nicht mehr an die früheren Häuserstelle heran. Die sechs flachen Gebäude staken rundum in mannshohem Dornengebüsch, noch jetzt im Winter hätte man eine Machete benötigt. Die Ställe waren leer, die Türen verschlossen, die Fensterscheiben teilweise zerbrochen. Von weitem sah er, dass drinnen noch der alte Kot in mächtigen Schichten lag.

Noch einen Pfad weiter hinauf zwischen sehr alten Obstbaumruinen – die Anlage stammte vom Großvater -, dann die obere Terrasse, wo früher Erdbeeren und Kartoffeln gezogen wurden. Auch hier das gleiche Bild: nachwachsender mitteleuropäischer Urwald. Den Hintergrund bildete eine rötliche Felswand, schütter bebuscht und bewaldet. Er kämpfte sich weiter nach oben und kroch zwischen Apfelbäumen bergan, die noch Früchte trugen. Zahlreiche Vögel im Gelände ernährten sich jetzt im Winter von ihnen.

Endlich stand er oben. Die Wiesen waren sauber gehalten, das Land hier war seit Jahren verpachtet. Die Fernsicht öffnete sich, da waren das breite Tal und dahinter die alte Stadt mit der Pfarrkirche auf dem Hügel. Er sah hinunter auf die Terrassen mit ihren Ruinen und ihrem Wildwuchs. Es war ein Bild von Verfall und Fruchtbarkeit, von Ende und Anfang.

All das war ihm angeboten worden, als es noch in Blüte stand. Es war einige Jahre vor dem väterlichen Ruhestand. Sein Vater führte ihn nicht auf die Höhe, um etwa die Versuchung zu steigern – sie besprachen es in der Küche. Ob Manfred sein Nachfolger werden wolle? Der Sohn war perplex wie selten einmal und begriff eines: dass die eigene Existenz, dass Berufswahl, Freunde, Leben in der fernen Großstadt, dass all dies einfach nicht zählte gegenüber dem Lebenswerk des Vaters und dessen Willen, dieses Werk gegen den Ablauf der Zeit zu verteidigen. Unglücklicherweise besaß er nur diesen einen Sohn, der früh fortgegangen war, einen lächerlichen Beruf ergriffen hatte (Kunstgeschichte!) und noch immer nicht verheiratet war.

Manfred lobte die Sandgrube. Er wisse sie zu schätzen, ihre Schönheit, ihre Einmaligkeit. Das Angebot ehre ihn, sei nicht ohne Verlockung. Indessen: Er sei nicht der Rechte dafür. Später schien es ihm, von da an sei es mit dem Vater und der Sandgrube bergab gegangen.

Allerdings konnte man den Kräfteverfall auch anders erklären. Sein Vater war erschöpft. Er hatte mit vierzig Raubbau getrieben, die eigenen Kräfte überfordert. Er warf sich damals auf immer neue Zweige landwirtschaftlicher Produktion und verzettelte sich auch noch im Gartenbau. Die Rinder, das Weidevieh: Milch und Fleisch. Die Hühner: Eier und Fleisch. Die Feldfrüchte: Kartoffeln und Rüben. Nur den Getreideanbau gab er bald wieder auf. Und erst das Obst: Äpfel, Birnen, Kirschen, Zwetschgen, Mirabellen, Erdbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren. Dann noch die Schnittblumen: Tulpen, Narzissen, Gladiolen, Astern, Dahlien.

Die Milch nahm die Genossenschaft ab, die schlachtreifen Käse der Metzger. Alles übrige wurde selbst vermarktet. Eier an Hotels und Kurkliniken und Privatkunden. Kartoffeln an Privatkunden. Obst an die Privatkundschaft. Schnittblumen an Blumenläden und wieder an Privatleute. Der Verkauf war zum größten Teil ein Detail und nur zum kleineren ein Großhandel.

Die Eltern ackerten und rackerten von halb fünf morgens bis zehn, elf Uhr abends, sieben Tage in der Woche: So ging das fast das ganze Jahr. Sie hatten keine Hilfskräfte, nur an Samstagen und manchmal auch sonntags kamen für Tagelohn italienische Bauarbeiter aus der weiteren Umgebung. Sie hießen Antonio, Renato oder Pasquale und übernahmen die schwersten Arbeiten wie den Wegebau. Es waren kräftige junge Männer, im Vergleich zu ihnen wirkte der Vater wie ein Phthisiker.

Manchmal kamen die Italiener, nicht um zu arbeiten, sondern um Hühner zu kaufen. Sie nahmen sie lebend mit und schlachteten sie zu Hause. Die Mutter fing die gewünschte Zahl in einem der Ställe und stopfte die Tiere in einen langen Papiersack; darin war Futtermehl für das Geflügel geliefert worden. Bei solchen Gelegenheiten brachten sie manchmal Cesare mit, Antonios Sohn oder Neffe. Er war ungefähr so alt wie Manfred. Manfred fand ihn freundlich und halbabsch, wenn auch etwas zu gelassen für sein Alter. Er sprach fließend Deutsch und sprach es besser als die Einheimischen. Zum ersten Mal fiel es Manfred auf, dass sein eigenes Hochdeutsch für kundige Ohren einen Neben- oder Unterton aufweisen musste, einen Akzent ohne Zweifel. Da war etwas Erdiges und Klobiges an seiner Sprache. Man konnte reiner und flüssiger sprechen, Cesare bewies es. Manfred bemerkte sich, es ihm gleichzutun. Es war schwer vorstellbar, dass Cesare in einigen Jahren auf dem Bau arbeiten würde wie sein Vater und seine Onkel. Und vollends undenkbar war es, dass er dann an den Wochenenden in der Sandgrube schuftete. Seine Leute daheim fingen schon an, ihren halbabschen kleinen Gott zu mästen. Er wurde ein wenig rundlich, wie ein süßer Panettone, von dem der Ansatz zur Fülle unter anderem vielleicht auch herrührte. Er kam nur zwei oder drei Sommer lang.

Und dann Karlheinz. Die Erinnerung an ihn, den Schulkameraden, hing offenbar mit Cesare zusammen. Ein Psychologe würde den Vorfall damals vielleicht eine Übersprunghandlung nennen. Aber es ging nur um ein Wort. Sie waren auf den Wiesen hinter dem Waldchen unterwegs. Manfred fand, Karlheinz sei dick, und sagte es ihm. Es war halb Neckerei, halb Bewunderung. Er selbst kam bei allem Futtern nicht aus dem Zustand des Spindeldärrens heraus. Die Großmutter hatte gesagt, als Besuch da war: Der? Der wird noch keine zwanzig.

Karlheinz fasste es abel auf, fiel ihn an, rang ihn nieder und lag dann auf ihm: Sag, dass ich nicht dick bin! – und drückte sein volles Gewicht gegen Manfred, der kaum Luft bekam zu widerrufen: Nein, du bist nicht dick. Es war eine Art Vergewaltigung, die ihr Ziel im Verbalen, Begrifflichen fand. Wäre ihm nicht der Atem ausgegangen, er würde dieses Eingeständnis gern ein wenig hinausgeögert haben.

Vor ein paar Jahren nun war er auf dieser Wiese hier oben Rudi begegnet, dem viel jüngeren Bruder von Karlheinz. Sie hatten sich seines Wissens vorher nie gesehen. Wer war der junge Mann mit dem dunklen Blick, der nicht grüßte und stumm und vorwurfsvoll an ihm vorüberging? Seine Miene schien sich dabei auf eine uralte Bekanntschaft zu beziehen. Die Mutter erklärte es Manfred nachher: Das sei der Bruder von Karlheinz, er sei doch jetzt ihr Pächter. Es war nicht angenehm, hier einem

Menschen zu begegnen, der einem etwas an Wissen vorauszuhaben schien. Sein Blick deutete an, schon alles zu kennen, was Vergangenheit und Zukunft ihres Verhältnisses betraf. Manfred wollte ihm heute nicht erneut begegnen und trat den Rückweg an, den gleichen Weg, den er heraufgekommen war.

Die meisten Hühner wurden geschlachtet verkauft. Das Schlachten besorgte die Mutter, denn Manfreds Vater konnte kein Blut fließen sehen. (Wie konnte er dann am Krieg in Polen und Russland teilnehmen, vom Kriegsausbruch bis zu seiner Gefangennahme anno vierundvierzig? Die Lösung: Sie machten ihn zum Funker.) Und es war tatsächlich ein blutiges Geschäft, wovon Manfred sich damals überzeugte, wenn er aus seinem Zimmer auf den Vorplatz sah. Da stand die Mutter am Hackklotz und schwang das Beil, trennte zwanzig- bis dreimal an einem Vor- oder Nachmittag den Kopf vom Rumpf einer Henne. Blut schoss in starkem rotem Schwall heraus, und der Rumpf hüpfe und wackelte noch eine Zeitlang kopflos, doch flügelnd über die Richtstätte. Dieses Flügelschlagen war grausig, unheimlich. Nur unappetitlich und mäßig waren dagegen die nachfolgenden Arbeiten, auch von Mama besorgt, das Abbrähen, Rupfen und Ausnehmen. Ekelhaft das Gekröse aber die Hühnerleber, die nicht verkauft wurde, schmeckte frisch gebraten vorzüglich. Zartes, butterweiches, leicht krümeliges Fleisch, ein wenig herb im Aroma.

Sie hatten beide mehr als genug zu tun, Manfreds Eltern, und wenig Zeit für ihn. Zum Glück gab es die Großeltern, deren einziger Enkel er war. Großvater war allerdings an der Familie wenig interessiert. Er las viel, er war fern wie Gott, wie der Gott Voltaires. Die Großmutter dagegen stand früh in Manfreds Bann, nicht umgekehrt, und blieb es bis in ihre letzten, trüben Jahre. Sie hielt ihn zum Lernen an: Lern was, du siehst, wie dein Vater sich quält, lern was, damit du es besser hast. Sie übte Schreien mit ihm. Im Ganzen bewegte sie sich ihm gegenüber in einem engen Zirkel von Bewundern, Zanken, Bewundern. Das war auf die Dauer lästig. Manfred zog sich daher immer wieder in die Sandgrube zurück, um schon nach kurzem erneut sein Quartier in der Villa am Bahnhof aufzuschlagen. Seine ganze Schulzeit über pendelte er zwischen den beiden Polen, den zwei so verschiedenen Haushalten in einem Takt, den er selbst bestimmte und der die feinsten atmosphärischen Stimmungen wiedergab. Er war in Grenzen frei, und die Frequenz seiner Besuche ähnelte den Linien und Kurven eines Elektrokardiogramms. Herz und Gefäß verursachten oft heftige Ausschläge, beruhigende Bindungen von Dauer ergaben sich nicht.

In großen Abständen kam dem Vater in den Sinn, Manfred zu ernsthafter Tätigkeit und Mitarbeit im Betrieb anzuhalten. Das waren nur Episoden, die folgenlos blieben. Sie waren jedoch peinlich genug, so lange die Sache andauerte.

Zum Unangenehmsten gehörte der komplette Umzug eines Hühnervolkes von einem Stall in einen anderen. Ursprünglich war der freie Auslauf der Hühner geplant gewesen und anfangs auch praktiziert worden. Dann jedoch schlugen Habichte, die unter Naturschutz standen, immer häufiger Hennen. Das Geflügel blieb daher ganzjährig im Stall, das hieß nun Bodenhaltung. Aus dunklen Gründen mussten von Zeit zu Zeit die Ställe gewechselt werden. Vielleicht wurden sie dann auch gereinigt. Der Hühnertransport ging so vor sich: Nach Einbruch der Dunkelheit betraten die Eltern mit Manfred den Stall. Die Hennen schliefen schon auf Reihen von hölzernen Stangen über der Kotbank, einer Betonplatte in Kniehöhe. Einer, gewöhnlich Manfred, hatte mit der Taschenlampe zu leuchten. Die Mutter hielt einen leinenen Kartoffelsack auf und der Vater ergriff nach und nach fünfzehn oder zwanzig schlafende Tiere, um sie in den Sack zu stopfen und ihn zuzubinden, worauf die nächsten zwanzig Säcke auf die gleiche Weise gefüllt wurden. Die Säcke wurden mit dem Unimog zum neuen Stall gefahren und ihr Inhalt dort einfach auf dem Stallboden ausgeleert.

Peinlich wurde die Sache, wenn der Vater an den Zehen der immer nur im feuchten, verdreckten Stall lebenden Tiere jene steinharten, schwarzen Gebilde entdeckte, die er Kotballen nannte. Um sie zu entfernen, knackte er sie mit einer Zange, während die Mutter Tier und Lampe und Manfred den Sack halten musste. Die Prozedur erschreckte die Tiere, sie belebten sich, krächzten, flatterten und hackten mit den Schnäbeln nach den Händen der Menschen. Mit ihnen belebten sich auch die Milben, von

denen es bei dieser Art von Haltung auf den Tieren und überhaupt im Stall wimmelte. Sie befahlen jetzt die Menschen als neue Wirte, es begann sogleich zu jucken. All das war widerwärtig, ekelhaft und verstörend. Manfred ließ dann schon einmal einen Sack zu Boden gleiten, um die Hände vor einem hackenden Schnabel zu schützen, und ein Teil der Tiere im Sack entflohen. Der Vater war mit Manfred sehr unzufrieden. Es waren dann harte Worte gefallen, an die er sich jetzt nicht erinnern wollte.

Er war auf der untersten Terrasse angelangt und näherte sich dem Haus. Es lag, nun besonnen, sehr schön da im fahlen Winterwald, sozusagen höchst romantisch. Dieser Charakter des Ortes hatte sich ihm erst spät enthüllt. Dabei war er von jeher für Reize der Natur empfänglich, schon als Kind. Damals besaß er ein Buch mit Reproduktionen berühmter Bilder. Es hieß: Hundert Meisterwerke der Malerei. Besonders liebte er eine Landschaft von Wolf Huber, ein Musterbeispiel der Donauschule. Die betreffende Stelle im Buch schlug er immer wieder auf und versenkte sich in die Ansicht, die sich kaum vom bewaldeten Steilhang hinter ihrem Haus unterschied. Aber er verglich damals nicht. Überall sonst musste es besser, schöner, herrlicher sein als daheim.

Es gab auch einen Führer durch den Louvre. Gott allein mochte wissen, wie er in den Besitz des Großvaters gelangt war. Es war nur ein Taschenbuch mit dürftigen Abbildungen, unter denen die Wiedergabe eines Werkes von Charles Le Brun Manfred am stärksten anzog. Dargestellt war der Kanzler Séguier. Der junge Sonnenkönig, dem der Kanzler damals zur Seite stand, konnte nicht mehr Glanz verbreiten und Pracht entfalten wie dieser Staatsmann in den besten Jahren, ein nicht unschöner Mann mit schwarzem Hut und schwarzem Haar (oder war es eine Perücke?), ein Mann von würdevollem und doch irgendwie tückischem Gebaren. Dieser Prachtmensch oder „kerl saß, angetan mit goldbrokatnem Mantel, auf einem Schimmel, über den eine rote Riesenprunkdecke gebreitet war. Pagen beschirmten den Kanzler von rechts und von links, sie waren im Überfluss vorhanden: Sieben oder acht von ihnen umzirkelten das Pferd. Es gab nicht viel für sie zu tun: das Zaumzeug halten, die beiden schwarzen Schirme mit den ebenfalls goldbrokatnen Fransen gegen das dunkle Gewölke des Himmels halten. Sie hielten sich bereit, Befehle jeder Art entgegenzunehmen, und boten bis dahin dem Kanzler, ihrem Herrn, einen erfreulichen Anblick, goldlockig, kurz berockt und eng bestrumpft, wie sie nun einmal waren.

Demgegenüber fiel das eigene Familienleben natürlich stark ab. Ohnehin verbrachte man wenig Mußezeit miteinander, zumindest im Elternhaus war es so. Immerhin, einige Male spielte der Vater mit ihm Schach. Manfred war mit acht oder neun zu jung und viel zu ungeduldig und verlor das Spiel jeweils schnell. Sie tranken einmal bei dieser Gelegenheit Glühwein. Manfred, erbost nach verlorener Partie und beschwipst, schüttete in einem sonderbaren Anfall dem Vater den Rest des heißen roten Getränkes in den Hemdausschnitt, woraufhin nie mehr Schach gespielt wurde.

Das Mittagessen verlief heute ebenso bedrückend wie das Frühstück. Der Vater, schweigend und verstimmt, aß fast nichts von seinem Einerlei. Manfred bekam die auferplanmäßigen Produkte der mütterlichen Kochkunst serviert. Daran hatte sie den ganzen Vormittag gearbeitet. Er hätte sich währenddessen nicht mit ihr unterhalten können, denn sie musste sich auf diese schwierig gewordene Arbeit konzentrieren. Nun war sie erschöpft und gleichwohl aufgekratzt und fragte mit künstlicher Munterkeit: „Kann man es essen?“

Bei ihrem Gespräch stellte sich heraus, dass die Eltern, wenn sie nicht mit dem Golf zum Einkaufen in die Stadt fuhren, die unterste Terrasse nicht mehr verließen. Sie hatten seit Jahren die Wiesen über der Sandgrube nicht mehr gesehen, sie waren nie mehr zu Fuß auf dem eigenen Grund unterwegs.

Manfred half wie üblich beim Abwasch. Der Vater lag auf dem Küchensofa und schlief jetzt ohne Zweifel fest. Diese Gelegenheit nutzte die Mutter und beklagte sich flüsternd: Jeder sehe doch, wie es um ihn stehe - er bringe sich selbst um. Und was solle dann aus ihr werden? Sie könne nicht allein leben. Und alles sei jetzt schon so schwer. Er lasse keine Reparaturen am Haus mehr zu, er dulde

keine fremden Leute, keine Handwerker, und ihr seien die Hände gebunden. Wohin solle das noch führen? Natürlich könnten sie hier in der Einsiedel nicht bleiben, doch wenn sie davon nur anfangen, drohe er mit dem Altersheim, und das sei nichts für sie.

So sprach die Stimme der Vernunft. Er wollte ihr nicht flüsternd Recht geben und schwieg. Dann sah er auf den Schlafenden. Der Anblick, wie da Geist und Fleisch verfielen, berührte ihn tief, aber es war kein Mitleid, eher Abscheu. Manfred ging in sich: Kam der Widerwille vielleicht daher, dass er selbst Fleisch von diesem Fleisch war? Dafür sprach das unheimlich Anmutende, das Unheimliche war ja das Vertraute, das nun Schrecken erregte. Biologisch verbunden sein (und sei es auch nur durch einen Akt in der Vergangenheit) und nicht eingreifen können, den Verfall nicht aufhalten können: Das war Grauen erregend, nicht weniger als jene kopflosen, mit den Flügeln schlagenden Hennen, aus denen das rote Blut spritzte. Und er hatte ihm einmal warmen roten Wein über die Brust gegossen!

Er war ohne Mitleid und war ihm doch innerlich näher als früher. Er war kein Gymnasiast mehr und konnte den Familienroman der Neurotiker nicht einfach wie damals weiterspinnen und sich andere passendere Eltern erfinden. Auch die Vaterschaft war gewiss, die mentale Verwandtschaft war zu groß für den geringsten Zweifel. In der Bockigkeit des Alten fand er sie wieder. Still sein, geschehen lassen, sich verweigern in einer Zeit rasenden Fortschritts, in der alles forderte: Sei flexibel! Sei spontan! Lerne lebenslang! Für solche Tugenden (und für viele andere) hatte er früher, in seinen besseren Jahren, nur ein skeptisch-ironisches Lächeln übrig gehabt. In der Erinnerung daran entdeckte Manfred ein Stück von sich selbst. Es war Proust, der bemerkt hatte, von einem gewissen Alter an finden wir alle unsere Vorfahren in uns selbst wieder. Das war richtig, und ging er sich auf den Grund, so fand Manfred dort viel mehr vom Vater als von der Mutter.

Sie verbrachten den Nachmittag im Wohnzimmer, der Vater auf dem Sofa ruhend, Manfred und die Mutter in den Sesseln gegenüber. Die Vernunft erhob ihre dünne Stimme: Es müsse etwas geschehen, sagte die Mutter in elegischem Ton. Manfred fiel kräftig ein, er hatte sich nun doch zum Intervenieren entschlossen. Sie hackten beide auf ihm herum, klagte der Vater. Alles gehe doch ruhig seinen Gang, und den stürzten sie jetzt, statt zufrieden zu sein.

Manfred malte ihm dieses und jenes aus: Schlaganfall, Oberschenkelhalsbruch, die Mutter als Pflegerin ausgefallen, kein Auto mehr da, Hilflosigkeit höchsten Grades – was dann? – Dann werde alles wie üblich und wie vorgesehen geregelt. Er sei auch mit der bescheidensten Ecke in einem Heim zufrieden. Er könne sich fügen.

Sie lachte: er, der Schwierige, Unverträgliche, mit seinen Marotten! Unerträglich für Fremde sei schon sein dauerndes, heftiges Aufstöhnen. Er belebte sich auffallend, richtete sich auf, sah dann mit aufgestützten Ellenbogen auf dem Sofa, argumentierte, wirkte mit einemmal zehn Jahre jünger.

Manfred rechnete ihm vor, dass das Vermögen ansehnlich sei und Zinsen und Rente für den laufenden Verbrauch ausreichen, theoretisch. Und für besondere Bedürfnisse könne man natürlich auch das Kapital angreifen. Nur sei ihr Vermögen unproduktiv angelegt, es verschlinge mehr, als es erbringe. Alles müsse verkauft und neu angelegt werden. Und sie bräuchten eine Wohnung fürs Alter oder ein kleines Haus, nahe an den Geschäften, nicht weit zum Arzt, zur Apotheke. Zwei Jahre müsse man veranschlagen, wenn man die Sachen ändern wolle. Es sei keine Zeit mehr zu verlieren.

Sie redeten zu dritt miteinander, zwei Stunden lang. Die Situation war ungewohnt. Jahrzehnte waren vergangen, ohne dass sie sich ausgesprochen hätten. Da gab der Vater nach. Er werde bei der Stadt anfragen, ob die Kommune Interesse an der Sandgrube habe. Er könne auch der Bank anbieten, den Verkauf zu vermitteln. Er wolle sich mit der Mutter die Eigentumswohnungen drinnen in der Stadt ansehen. Er werde – er könne – er wolle – Sie genossen alle drei das Gefühl, etwas Entscheidendes sei geschehen.

Manfreds Abreise, sein Aufbruch vom Elternhaus zwei Tage später, verlief zeremoniell wie immer.

Selbstredend blieb danach alles beim Alten. Die Mutter schrieb Manfred einige Wochen später einen Brief und teilte ihm kurz mit, sie sei sich mit dem Vater einig, in der Sandgrube zu bleiben. Damit sei auch der Plan mit dem Altenheim vom Tisch. Manfred fühlte sich genarrt, doch kam er bald darüber hinweg. Der Vater schrieb ihm nie.

Die Erdbeerzeit war die einzige im Jahr, in der der Vater noch Obst aß. Sie besaßen davon einige Beete neben dem Haus. Immer schon hatte er es abgelehnt, gekauftes Obst zu essen. Säftefrüchte waren verpönt gewesen. Mochte früher die Großmutter Bananen und Apfelsinen für Manfred besorgt haben, er hatte sich nur an die eigenen Produkte gehalten. Da Äpfel und Birnen sich zuletzt als unbekümmlich herausgestellt hatten, blieben ihm nur noch die Erdbeeren. Die Mutter sorgte dafür, dass er während der kurzen Saison täglich eine große Portion verspeiste.

In jenem Jahr schmeckten sie ihm womöglich noch besser als früher. Sie schlug nach der eigenen Ernte vor, Erdbeeren im Supermarkt zu holen. Er war einverstanden, es wäre früher undenkbar gewesen. Nach den Erdbeeren wollte er weiter Obst essen, sie kaufte Aprikosen, Nektarinen, Pfirsiche und was der Markt sonst bot. Er entwickelte eine wahre Gier nach süßen Früchten. Dabei klagte er immer, sie seien ihm zu sauer. Er streute Zucker sogar über die Aprikosen.

Diese Obstkur endete im Spätsommer mit anhaltenden Durchfällen. Er magerte noch mehr ab und verfiel zusehends. An einem Mittwoch im September stürzte er mittags in der Küche zu Boden und prellte sich dabei den Kopf. Vielleicht war es ein leichter Schlaganfall. Sie schaffte ihn ins Bett und ließ endlich einen Arzt kommen. Ohne Widerstand zu leisten, ließ er sich ins Krankenhaus bringen. Die Sprache, die Sinne, der Verstand, alles funktionierte noch leidlich. Der einweisende Arzt sagte, sie müssten den Ausgezehrten dort erst wieder aufpäppeln.

In der ersten Nacht auf der Station stand er auf – niemand erfuhr, warum – und stürzte mit dem Kopf gegen das Metallgitter des Bettes. Man fand ihn mit schwerem Schädelhirntrauma. Sie verlegten ihn sofort auf die Intensivstation, wo er drei Tage und vier Nächte bewusstlos dem Tod entging. Am Sonntagmorgen erlosch der Rest seiner Existenz.

Als Manfred nach einem Monat in der Schweiz nach Hamburg zurückkam, fand er den Brief seiner Mutter, die Nachricht vom Tod des Vaters. Die Leiche war schon eingeschert, nur die Urne noch nicht beigesetzt, wie er erst später erfahren sollte. Es verhielt sich damit folgendermaßen: Die Eltern waren vor Jahren auf dem Rathaus gewesen, sie hatten sich für ein anonymes Grab entschieden und dies amtlich registrieren lassen. Du hast dann nicht die Arbeit mit dem Grab, sagten sie ihm. Und: Einen Gärtner? Das würde dich auch noch mal Geld kosten. Es war beider Wille, und er akzeptierte es.

Erst nach Monaten sah er Verlauf und Stand der Sache klar vor sich: Die Urne war entgegen früherer Annahme bei seiner Rückkehr noch nicht beigesetzt; Einschertung und Bestattung waren ohne jede Feier erfolgt; seine Mutter war beidem fern geblieben; wo genau das anonyme Grabfeld auf dem Friedhof war, wusste sie nicht; sie hatte den Friedhof nach dem Tod noch nicht betreten.

Einmal zeigte sie ihm die Rechnung des Bestatters, mit der angeblich etwas nicht stimmte. Daraus ergab sich auch das Datum der Beisetzung: Ende Oktober. Monate später hieß es am Telefon, die Nichte habe ihr angeboten, sie einmal zum Friedhof zu bringen. Sie habe sie allein fahren und dort, am Rand der Rasenfläche, ihre Kerze anzünden lassen. Sie selbst brauche nicht zum Friedhof zu fahren, um dem Toten nahe zu sein. Nur die Schwägerin sei immer noch verstimmt, wie sie gehört habe: Wie habe man ihn bloß so elend verscharren können. Verscharrt!

Schicksale einer Briefftasche

1. DIE BRIEFTASCHE UND ICH

Sie ist rindsledern, genoppt und hat die Maße 17 X 11 cm. Die Gebrauchsspuren sind unübersehbar: das Leder fleckig, ihr Inneres - durchsichtiges Plastik und Pappe zur Verstärkung - hier und da eingerissen. Seit Jahren schon will ich sie ersetzen. Leider finde ich in den Kaufhäusern keine neue in ihrem Format und an ein anderes will ich mich nicht gewöhnen.

Könnte ich sie überhaupt beiseite legen? Seit Jahrzehnten begleitet sie mich durch mein Leben. Sie war immer zur Hand und auch geduldig, wenn ich sie unsachgemäß behandelte. Sie war Zeuge vieler Ereignisse. Nur einmal war sie fern von mir und geriet in Gefahr, durch meine Nachlässigkeit.

Ich bekam sie als Konfirmationsgeschenk - ich weiß nicht mehr von wem - und wusste zunächst nichts mit ihr anzufangen. Einige Jahre später flog ich zum ersten Mal nach Berlin und nahm sie mit auf die Reise. Es war ihre Jungfernfahrt und in gewissem Sinn auch meine. Sie hatte ihren Platz in der Innentasche meiner neuen braunen Lederjacke. In Berlin ging ich natürlich abends aus. Ich tanzte in einer Disco, dann ging ich zum Tresen und trank etwas. Die Jacke lag unterdessen auf einer weiter entfernten Sitzbank. Es gab keine Sperrstunde. Gegen Morgen war die Jacke noch da, aber die Briefftasche fort, mitsamt Geld und Ausweisen.

An den folgenden Tagen lernte ich noch mehr von Berlin kennen. Ich sprach auf der Flughafenwache vor. Ich erstattete Anzeige auf der Kriminalinspektion in Schöneberg. Wie nett dieser Polizeibeamte damals zu mir war ... Ich musste für meinen Abflug neue Passbilder machen lassen und tat es ausgerechnet bei einem Aktfotografen in Charlottenburg. Ich war etwas enttäuscht, sein Studio hatte ich mir verruchter vorgestellt.

Nach der Reise ließ ich mir daheim einen neuen Personalausweis ausstellen. An dem Tag, an dem ich ihn morgens auf dem Amt abgeholt hatte, kam mittags mit der Post ein dicker Umschlag ohne Absender. Darin: meine Briefftasche, ohne Geld, mit Ausweis. Für ihn hatte ich keine Verwendung mehr, ich gab ihn auf dem Amt ab.

Die Briefftasche teilte von da an mein Schicksal. Sie war dabei, wenn ich eine Stellung suchte. Sie zog immer wieder mit mir um, vom Südwesten in den Nordosten, dann nach Nordwesten und schließlich etwas mehr in die Mitte. Sie reiste viel mit mir. Sie war dabei, als ich für mich wichtige Menschen kennenlernte.

Könnte ich sie jemals wegwerfen? Ausgeschlossen. Wenn ich sie anfasse, berühre ich meine Vergangenheit. Da gibt es noch einen stofflichen Zusammenhang mit dem längst Entschwundenen. Ich frage mich, was aus dem Dieb geworden ist. Lebt er noch? Geht es ihm gut? Der nette ältere Kripobeamte ist vermutlich schon tot. Und der Aktfotograf dürfte sein Studio inzwischen geschlossen haben. Nur ich und meine Briefftasche, wir treiben uns noch herum.

2. BRIEFTASCHE VERLOREN

Einer muss sie ja gefunden und dann in ihr wie in einem offenen Buch gelesen haben. Er kennt nun meinen Namen, meine Adresse, mein Alter, meine Bank, weiß, dass ich oft mit der Bahn im Raum Hamburg unterwegs bin. Ferner, dass ich mich zwei Wochen in Berlin in einer Ferienwohnung einquartiert habe, sogar den Mietpreis kann er ablesen. Dazu einige Telefonnummern auf Zetteln, privat und geschäftlich. Er oder sie weiß so viel über mich - ich aber nichts von ihm oder ihr. Ist das nicht unbefriedigend?

Wie ist es denn passiert? Nicht einmal das kann ich genau sagen, nur einiges vermuten, das sich gegenseitig ausschließt. Die letzte Erinnerung an meine Brieftasche: Ich halte sie in der Linken, während ich durch einen Bus nach hinten gehe und einen Platz suche. Es war an einem Donnerstag im August auf der Strecke vom Bahnhof M. nach B., Abfahrt 10.30 Uhr. Danach sollte ich sie in die Innentasche meiner Jacke gesteckt haben – sollte ich, aber vielleicht habe ich sie geistesabwesend neben mir abgelegt? Und wer hat sie dann an sich genommen? Im Fundbüro ist sie nicht eingetroffen.

Ebenso gut kann sie später in B., von mir unbemerkt, aus der Innentasche gefallen sein, als ich die Jacke der Hitze wegen auszog und im Rucksack verstaute. Es war in jener kleinen Parkanlage neben der Bushaltestelle. Ich setzte den Rucksack auf einer Bank ab, genoss vielleicht beim Umpacken den Blick über den See – und in eben jenen See kann der Finder die Brieftasche geworfen haben, nachdem er die fünfzig Euro an sich genommen. Jedenfalls habe ich später die Grünanlage vergeblich abgesehen.

Auch im Schlosspark keine Spur von ihr. Dort habe ich mittags auf einer Bank gesessen, etwas aus dem Rucksack gevespert und, um an mein Essen zu gelangen, die Jacke aus dem Rucksack genommen. Wie leicht kann die Brieftasche dabei herausgefallen sein. Ganz in der Nähe, ich erinnere mich genau, machten vier Gärtnergehilfinnen Pause. Zwei von ihnen nahmen ihr Jäten in meiner Nähe wieder auf, während ich noch dasaß. Schon kurz darauf unterbrachen sie die Arbeit erneut, kehrten zu den beiden anderen zurück. Am Nachmittag keine Spur mehr von dem Quartett. Dafür war nun der Rasen rund um meine Bank frisch gemäht. Nicht dass ich einen konkreten Verdacht hätte!

Dann kam ich an dem Sommerhaus des berühmten, schon lange toten Dichters vorbei. Ich ging nicht hinein. Es war ums Haus sehr unruhig, Filmleute bereiteten Aufnahmen vor. Ich ging einige Meter weiter, öffnete zwischen parkenden Autos den Rucksack, um für den Weiterweg die Karte zu studieren – habe ich die Jacke dabei herausgenommen oder nicht? Woran ich mich nur erinnere: Ein Angestellter des Museums trat auf mich zu, ich könne das Haus durchaus besichtigen. Hätte ich doch nicht abgelehnt – um die Eintrittskarte zu bezahlen, würde ich an der Kasse nach der Brieftasche greifen, würde zumindest die Anzahl der möglichen Verlustorte um einen verringert haben!

Die Rückfahrt trat ich früher als geplant an – Stehmücken hatten mir den Ort schon verleidet – ich wollte sie früher antreten, denn vor den Busfahrer hingetreten, griff ich beim Griff nach der Brieftasche ins Leere. Das Weitere kann man sich denken.

Der Kreis hat sich geschlossen. Ich bin weniger unbefriedigt als am Anfang dieser Überlegungen. Zwar bleibt die Brieftasche verschwunden, doch ich erkenne: Ihr Finder weiß wohl viel über mich, doch ich dafür auf lange Zeit so viel mehr über jenen Tag, als ich mir ohne den Verlust jemals ins Gedächtnis hätte zurückrufen können; in meinem Kopf sogar mehr Bilder von Abläufen, als der reale Tag enthalten haben kann. So gesehen sind wir quitt. (Und den Stehmücken verdanke ich, noch vor Ende der Dienststunden im Rathaus von B. eingetroffen zu sein. Man war dort sehr hilfsbereit.)

Wiedersehen mit Berlin

I. DIE REISE NACH BERLIN

Ich fahre nach Berlin. Jahrelang ist davon die Rede gewesen, jetzt fahre ich wirklich "nach Berlin, der Stadt der ungeheuren Energien. So steht es bei Musil, ist aber nur ironisch gemeint. Es ist Clarisse in den Mund gelegt, die statt nach Berlin in den Wahnsinn unterwegs ist.

Ich muss die ganze Strecke stehen, denn im Zug ist kein Sitzplatz mehr frei. Dabei habe ich eine Platzkarte, gewöhnlich bin ich vorsorgend. Doch die Bahn hat statt des Normalzuges, für den ich eine Reservierung besitze, einen Ersatzzug eingesetzt. Ich muss das nicht verstehen!

Von denen, die stehen müssen, bin ich noch am besten dran. Ich stehe in einer geräumigen Nische, früher einmal mit Telefon ausgestattet, es ist inzwischen abmontiert. An der Außenwand lädt mich ein beinahe kuscheliges Polster zum Anlehnen ein. So hingegossen kam mir wie ein neuer Heiliger Sebastian vorkommen "wenn ich etwas jünger wäre. Unangenehmer Gedanke!

Ich lese lieber im "Kin Ping Meh" weiter, das ich jetzt meistens dabei habe. Der junge Tschen treibt es zur gleichen Zeit mit Goldlotos und Lenzpflaume? Hm, pikant. Und Mondfrau lärmt im Palast der Abend- und Morgenröte!

In meiner Nische sehe ich nichts von der vorbeifliegenden Mark und bin überrascht, dass wir schon in Spandau halten. Die weitere Stadt schiebt sich dann ebenso unsichtbar draußen vorüber. Ich denke vierzig Jahre zurück, an meine erste Reise hierher. Vor der Landung in Tempelhof sind wir über die Neuköllner Mietskasernen geflogen und dann, schon sehr tief, über die Friedhöfe neben dem Flughafen. Fensterkreuze und Grabkreuze - ist das nicht schon ein Sinnbild für Leben und Tod in der Großstadt gewesen? Wenige Wochen später bin ich spontan nach Berlin umgezogen. Unwiederholbar. Vierzig Jahre sind eine lange und vierzig Jahre sind eine kurze Zeit. Banal, aber wahr.

Heute sehe ich überhaupt nichts, schon gar nicht die mir von früher vertrauten Orte in der Stadt. Ich bin sechszwanzig Jahre nicht mehr hier gewesen und würde mich gern erinnern lassen. Vielleicht würde mir das daheim, fern von Berlin, besser gelingen? Ist auch diese Einfahrt wieder ein Sinnbild? Damals bin ich gewissermaßen aus dem Himmel meiner Ahnungslosigkeit gefallen, heute steige ich vielleicht aus der Tiefe meines begrabenen Vorlebens zur Oberwelt empor.

Jetzt fährt der Zug ins Dunkle, in den neuen Tunnel hinein. Er hält auf dem unterirdischen Bahnsteig. Berlin Hauptbahnhof "ich steige aus, bereit, eine neue Stadt kennenzulernen.

II. BERLIN "DREHBUCH DES LEBENS"

Am zweiten Tag in Berlin rief ich ihn an, meinen ältesten Freund überhaupt. Wir hatten uns länger als zwanzig Jahre nicht gesehen und ich schlug ihm vor, uns vor dem Eingang des KaDeWe zu treffen.

"Damit du mich erkennst: Ich habe einen schwarzen Rucksack und in der rechten Hand ein kleines rotes Buch." "Und ich habe jetzt einen Irokesen-Haarschnitt", sagte er. Ich unterdrückte ein Erst-

Dann stieg er aus dem 19er Bus, der inzwischen geadelt war und nun M 19 hieß. Ich erkannte ihn, den Freund von früher, gleich wieder und begann auch die Bedeutung der Frisur zu erahnen. Wir fuhren im Kaufhaus nach oben, wo es beste heiße Schokolade zu trinken gebe, wie er sagte. Ich nahm trotzdem einen Café crême. Unterwegs kamen wir an den Stätten zweier Episoden vorbei, die ich

mal in â€žFischverkäufer wird Geheimagentâ€œ beschrieben habe. Gott, war das lange her â€¦ Und das ist eine Phrase.

Nachher machte er eine Führung mit mir. Alle diese Straßen und Plätze in Schöneberg kannte ich von früher, ich hatte die meiste Zeit in Berlin in der Nähe gewohnt. Auch ich war hier in vielen Nächten unterwegs gewesen. Er führte mich rasch zu immer neuen Geschäften, Bars, Cafés. Wir sahen meistens nur kurz hinein und an vielem gingen wir bloß drauhen vorbei. Nur in zwei Buchhandlungen und in einem Café verweilten wir länger. Mir kamen diese Stunden mit ihm wie ein Akt der Desensibilisierung vor. Es war ja so: Ich hatte dieser Welt vor langer Zeit schon den Rücken gekehrt und mich seitdem je länger, je mehr vor einem erneuten Blick in sie hinein ein wenig gefürchtet. Würde es mich noch beunruhigen?

Die Szene war breiter und vielfältiger geworden. Ich prüfte mich: Es war kein Neid, was ich empfand â€“ ich gönnte es den Jüngeren von heute. Ich freute mich für sie und staunte über ihre Möglichkeiten, über die Ausstattung der Kneipen, die bunte Warenwelt der Läden. Wir gingen durch ein Geschäft, das Uniformen fast jeder Art anbot, darunter auch echte Polizeiuniformen. Wir lachten über das darüber angebrachte Schild: Verkauf zulässig nur an Polizisten und Schauspieler!

Er hatte zum Schluss noch eine Überraschung für mich. Wir standen vor dem Eingang einer früheren Disco, meiner allerersten Stammkneipe. Damals war ich blutjung gewesen und hatte klingeln müssen und sie hatten mich zuerst nicht hineinlassen wollen â€¦ Jetzt stand die Tür schon am frühen Abend für jeden weit offen. Im Übrigen schien alles unverändert. Wir bogen um die Ecke und ich hatte den Tresen vor mir. Auf einmal griff meine Hand nach meiner Herzgegend. Die Brieftasche! Hier war sie mir damals gestohlen worden, dann hatte ich sie per Post geplündert zurück erhalten. Meine alte Brieftasche und ich, wir trieben uns noch immer herum, wir waren jetzt an diesen Ort zurückgekehrt â€¦

Die Szene verwandelte sich wie in jenen Träumen, in denen die Orte unserer Erinnerungen sich überlagern, ineinander fließen. Der Tresen erschien mir plötzlich verkürzt und wo die Tanzfläche gewesen war, begannen jetzt dunkle Höhlen. Mein Freund zog mich ein Stück hinein. Unheimlich, es war unheimlich. Nicht dass mir dunkle Räume wie diese Angst machen konnten â€“ ich hatte sie erlebt und hinter mir gelassen. Unheimlich war vielmehr dieses Zusammenziehen aufeinander folgender Abschnitte des Lebens an einem einzigen Ort. Die Schauplätze unserer Geschichte verwandeln sich also nicht nur, sie haben ihr Eigenleben und folgen selbst verspätet unseren Vorlieben? Wieder kam mir das Wort von Hans Henny Jahn in den Sinn: Wir sind nur die Schauplätze von Ereignissen. Und die Schauplätze verlagern sich eben, autonom sind allein die Ereignisse.

Ich ging schnell auf die Straße. Der Barman rief uns etwas hinterher, ironisch bedankte er sich für unseren kurzen Besuch.

III. BERLIN â€“ DA HAB ICH MAL GEWOHNT â€¦

Nach Berlin habe ich mich mit neunzehn selbst verpflanzt. Erst dort bin ich geworden, was ich seither mehr oder weniger geblieben bin. Ich war jetzt neugierig auf die Häuser, in denen ich seinerzeit gelebt hatte. Zweierlei Vergleiche waren zu ziehen: die Gegenwart der Vergangenheit gegenüberzustellen und die Erinnerung an die Orte den Orten selbst.

Ich habe zum Beispiel nicht mehr gewusst, wie prächtig die neobarocke Hausfassade meiner ersten Unterkunft an der Uhlandstraße aussieht. Nun, ich hatte da nur ein Zimmer im Hinterhaus, das natürlich Gartenhaus hieß â€“ doch von Garten damals keine Spur. Ich weiß noch, dass ich vom Zimmerfenster gern durch eine Häuserlücke in die Fasanenstraße hineinsah. Dabei fiel mein Blick auf die rote Außenbeleuchtung einer Bar, die ich nie betreten habe. Ich ging jetzt um den Block und

fand zwar die Bar nicht mehr, dafür einen schönen Garten in der Baulücke und mitten im Garten das heutige Literaturhaus. In Bulgakows „Der Meister und Margarita“ spielt ein solches Literatenhaus eine große Rolle, dieses hier scheint mir für eine Verfilmung des Stoffs bestens geeignet. Vielleicht haben auch sie eine gute Küche.

Von der Charlottenburger Uhlandstraße bin ich an den Anfang der Keithstraße in Schöneberg gezogen, in ein Institut, das sich Boardinghaus nannte. Die Gebrüder dort muten heute seltsam an: In den winzigen Appartements gab es kein Telefon nach draußen. Wer zu sprechen gewünscht wurde, den rief die Concierge per Hausapparat an den großen in ihrer Loge. Und dann fasste man sich lieber kurz. Die Mieter oder vielmehr Gäste besaßen auch keinen Haustürschlüssel. Wenn ich um vier morgens aus den Bars nach Hause kam, musste ich klingeln. Oft hatte die Concierge selbst die ganze Nacht mit Freunden durchzechet und öffnete mir mit schrillum Lachen. Lachte sie über mich? Das Haus, obwohl erst in den Sechzigern gebaut, steht nicht mehr. Das erfüllt mich jetzt mit Befriedigung.

Bleibe Nr. 3 war ein großes Zimmer im obersten Stock eines Granderzeithauses nahe am Wilmsdorfer Hohenzollernplatz. Die großen Wohnungen waren fast alle aufgeteilt und jedes Zimmer mit eigener Kochecke ausgestattet, nur die Parterrewohnung komplett an eine große Familie vermietet. Von allen Berliner Vierteln, in denen ich mal untergekommen bin, gefällt mir dieses heute am besten. Es ist eine auf bequeme, unaufdringliche Weise noble Gegend. Am Haus stellte ich außerdem keine größeren Veränderungen fest. Doch vermute ich stark, dass keiner der damaligen Bewohner noch dort lebt. Und selbst wenn „jene stattlichen jungen Familiensöhne aus dem Erdgeschoss wären heute selbst alte Männer.

Von Wilmsdorf bin ich dann nach Moabit gezogen, in meine erste richtige Wohnung. Allerdings hätte ich da gar nicht wohnen dürfen. Diese verwickelte Geschichte kursiert unter dem Titel „Drei Zimmer, Küche, Bad“ schon länger im Internet. Leider musste ich jetzt hören, dass jener, der mir die Wohnung damals überlassen hat, weder in Berlin noch überhaupt unter den Lebenden mehr weilt. Ich stand vor der frisch renovierten Fassade und wunderte mich: Das Haus war höher, als ich es in Erinnerung gehabt hatte. Gewöhnlich geht es uns doch umgekehrt.

Dann meine letzte Berliner Wohnung, wieder in der Keithstraße, in einem damals neuen Haus, dicht am Landwehrkanal. Vier Jahre habe ich dort gewohnt, fast die Hälfte meiner Zeit in der Stadt. Bis auf eine leichte Aufhellung der Fassade erschien mir alles unverändert „als schrieben wir noch das Jahr 1976. Ich stand vor dem Hauseingang, genau da, wo uns damals, mich und meinen amerikanischen Freund, ein Unbekannter eines Morgens fotografiert hatte und dann rasch weggefahren war. Ich habe nie erfahren, wer es war und was er damit bezweckte. Auch diese Geschichte habe ich beschrieben: „Soldatenliebe“ heißt der Text.

Ich mache mir jetzt klar, dass der Großteil meines Lebens sich schon in Literatur verwandelt hat oder sich noch laufend darin verwandelt. Texte bleiben übrig, wenigstens eine Weile, Texte und Zeichen.

(Geschrieben 2009)

Liebestod mit Doubles

1

Ich war Hoffmanns Kameramann beim Interview mit Marian Matecki, dem Regisseur von "Liebe und Tod in Masuren". Jaron saß neben Olek und dem Filmemacher auf dem Podium und sagte kein einziges Wort. Mein Gott, wie schön er war! Und wie gleichgültig war mir jetzt das, was der Meister auf Englisch von sich gab. Dabei sagte Matecki nichts über die Finanzierung des Films: deutsches Geld für polnische Filmkunst. Jaron sah stündig zu ihm hinüber und ich brachte Jaron so gut wie nur möglich ins Bild: sein dunkelblondes Haar über dem Rundschädel, das ebenmäßige, friedvolle Gesicht, die Stämmigkeit andeutende Schulterpartie. Wie Hoffmann später einmal sagte: Er war ein göttliches Landei, wenn auch in Wahrheit aus Warschau kommend. Aber er hatte einen Märder aus Masuren gespielt, nach einem authentischen Fall! Der schwarzhäarige, schlaksige Olek sagte ab und zu etwas Kluges.

Nachher gingen wir alle in die "Bar Zopot". Marian redete unaufhörlich weiter, so als wäre das Mikrofon noch nicht abgeschaltet, und schob zugleich für die Presseleute Olek ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Olek war im Film von Jaron erdrosselt worden, dafür jetzt umso lebhafter! Jaron saß allein und selbstzufrieden, so schien es von weitem, an seinem kleinen Tisch an der Seitenwand und trank Pilsner aus der Flasche. Ich setzte mich zu ihm, schaute ihn an. Aber er sah nur stumm zu mir herüber, ausdruckslos. Er kam mir vor wie ein Stein, den man erst glattreiben, polieren müsste, damit er glänzt. Ich fing damit an, stellte ihm auf Englisch eine Frage: Ob er mit der überwiegend positiven Reaktion des Publikums gerechnet habe, zufrieden sei? Er schwieg eine Weile und sagte dann auf Deutsch, das er erstaunlich gut sprach, mit nur wenig Akzent: "Ich weiß nicht. Das ist so eine Sache!" Ich verstand ihn sofort, er wollte nicht auf Rollen wie diese festgelegt werden.

Jaron war vierundzwanzig und sah viel jünger aus. Im Film nahm man ihm ohne weiteres den Neunzehnjährigen ab. So unverbraucht und fast unberührt wirkte, er war schon länger im Ausland gewesen, auch ein knappes Jahr in Berlin. "Und was hast du da gemacht?" "Bin viel gegangen. Und hab ein bisschen Tanzen gelernt." Auch das überraschte mich, dabei konnte es das kaum, gehört Tanzen doch zu diesem Beruf. Aber ich sah noch so sehr den Arbeiter vom Land in ihm, den er im Film gespielt hatte, als säßen wir zwei nicht in einer Bar in Warschau und versuchten ein Gespräch über das Handwerk des Filmemachens zu führen.

"Du hast vorhin nichts gesagt und sie haben dir auch keine einzige Frage gestellt." "Ist schon okay kann das besser. Und wer spricht schon gern mit einem Märder!" Das hätte ein kleiner Scherz sein können, wenn er dazu gegrinst oder es wenigstens um die Mundwinkel gezuckt hätte. Er blieb noch immer ausdruckslos und sah mich kaum an, sogar dann noch nicht, als ich ziemlich plump erganzte: "Vor allem nicht, wenn es ein schwuler Märder ist und einer, der nicht mal ein richtiges Motiv hat."

Auf einmal sagte er, er würde gern wieder eine Weile in Berlin sein. Da könne er versuchen, Kontakte zu knüpfen, und würde vielleicht sogar ein Angebot bekommen. Keine Frage, dass ich ihm gleich anbot, bei mir zu wohnen. Und so fuhr er schon am nächsten Tag mit mir und der Dokufilm-Crew nach Westen. Als wir über die Oder rollten, legte er kurz seine Hand auf meinen Oberschenkel und zog sie nach Sekunden wieder zurück, mehr nicht. Doch mir kam es nachher lange und nachdrücklich vor.

2

Ich küsste ihn aufs rechte Schulterblatt, als er am zweiten Tag in Berlin einmal vom Küchenfenster in den Hof sah. Er trug nur ein hellgraues, ärmelloses Unterhemd, das diese

mächtigen Schaufeln und die gebräunten Muskelkugeln seiner Oberarme nackt zeigte: verlockend. Jaron ließ es geschehen, weiter ernst dreinblickend, stumm bleibend. Nur aus der nachgiebigen Reaktion seiner Haut und dem leichten Vibrato der Atmung schloss ich, dass es ihm nicht unangenehm war. Meine Hand berührte seinen Nacken, strich am Hinterkopf über das leicht lockige, sehr dunkle Blond seiner Haare. Er blieb passiv, seufzte leicht. War es schon lustvoll für ihn? Ich wollte ihm Zeit lassen und wandte mich ab, fragte nach seinen Plänen. Er hatte keine oder verriet sie nicht und zuckte mit den Achseln.

Einige Tage später versuchte ich es abends wieder, mit mehr Erfolg. Er stand mitten im Wohnzimmer, ungeschlüssig wirkend. Ich berührte sanft seine Brust, die von einem sehr knappen, dunkelblauen T-Shirt umspannt war. Jaron sagte: „Warum ziehst du es mir nicht aus?“ Ich versuchte es und tat mich schwer damit. Der leichte Baumwollstoff verhakte sich erst am Übergang vom Schultergürtel zum Hals und wollte sich dann nicht über den Kopf streifen lassen. Ich brach es ab: „Ich will dich ja nicht strangulieren.“ Da lachte er leise und befreite sich selbst mit einem Ruck. Die Bewegung für mich spielerisch seine gesamte Brust-, Arm- und Schultermuskulatur vor. Wie kräftig er war, kräftig und schön. Erstmals sah ich jetzt seinen massiven und dabei wunderbar modellierten Oberkörper ganz nackt und vor allem real vor mir – ich hatte ihn so bisher nur im Film gesehen. Bald zog er mich an sich und warf uns beide in einen Sessel. Da lagen wir sehr beengt halb aufeinander, ich konnte mich kaum bewegen. Er hatte etwas mehr Spielraum für seinen rechten Arm und streichelte mein Gesicht. Ich küsste seine Flanke unterhalb der Achselhöhle, dann eine Brustwarze. Wir schmusteten ziemlich lange. Ich spürte seinen Atem in meinem Bart. Wollten wir uns drüber hinlegen? Nein, er wollte nicht: „Ein anderes Mal.“ Er verschwand in seinem Zimmer und ich sah ihn den ganzen Abend nicht mehr.

Allmählich entdeckte ich ein Muster in seinem Verhalten, das mir dann vertraut wurde, es vielleicht gar nicht erst zu werden brauchte. Ich entdeckte es nur wieder, wir vollzogen da etwas uns Eingeschriebenes, so kam es mir vor. Jaron stand immer wieder verlockend vor mir, ließ sich anfassen, wurde selbst zärtlich und entfernte sich dann mit grübelndem Gesichtsausdruck. Ich wurde nie ärgerlich, ich sah ja, langsam kamen wir uns näher. Meine Neugierde auf ihn und den Fortgang der Geschichte wuchs.

Er ging wenig aus, war manchmal im Sportstudio oder ging wirklich wieder spazieren. Er suchte keine Kontakte, er kannte außer mir und Hoffmann keinen Menschen in Berlin. War er allein meinetwegen hergekommen, blieb er nur, um mir noch näher zu kommen? Ich wusste es nicht.

Zehn oder vierzehn Tage waren vergangen und wir lagen nun doch nackt auf dem Bett nebeneinander. Jaron machte mir gerade klar, dass keiner, auch ich nicht, in ihn eindringen durfte. Bei mir hat er es danach auch selbst nie versucht. Er sagte: „Ich bin nicht wie die meisten von euch.“ – „Ach wo bloß noch sehr jung, acht Jahre jünger als ich. Ging mir früher ebenso.“ – „Wir liebten uns also mit sehr jungen Burschen, minimalistisch und mit viel Gefühl. Dabei sah er noch knabenhafter aus als sonst. Nachher fragte er: „Weißt du, dass ich im Film gedoubelt wurde? Man kann es im Abspann lesen, aber die meisten tun es nicht.“ Es war auch mir entgangen und ich verstand das, was er damit sagen wollte, auf diese Weise: Ich bin jetzt Adam – Adam, den er im Film verkörpert hatte, nur eben nicht in letzter Konsequenz. Oder noch genauer gesagt: Ich bin wieder Jaron, wie er Adam spielt.

Von da an führten wir es immer wieder auf. Wir sprachen noch nicht darüber. Auch ich tauchte in die Filmszenen ein, als wäre ich Karol, von Olek dargestellt. Und sah ich Olek tatsächlich nicht ein wenig ähnlich? Also war ich von nun an Karol, sein Verfasser, nein, ich war es schon zu Beginn gewesen.

Jaron selbst erschien mir wie ein überaus reizvolles Porträt vor einer großen, leeren weißen Wand. Er sprach nie über seine Vergangenheit in Polen. Nichts erfuhr ich über Verwandte, Freunde, andere Beziehungen. Wir redeten überhaupt nur wenig, wenn wir uns nahe waren, und führten unser Verhältnis zueinander im Gespräch nicht. Dafür diskutierten wir einige Male über den

Film, der ihn bekannt gemacht hatte. Wie plausibel war der Schluss, warum tötet Adam den Geliebten? â€žGewiss, er hat viel Stress gehabt - â€œ, sagte ich. â€“ â€žJa, das ist wahr, aber nur die eine Seite ist seltsam, dass die meisten Zuschauer mit dem Schluss nicht klarkommen.â€œ Jaron sagte, als Adam habe er sich unmittelbar vor dem Mord seelisch auf dem absoluten Höhepunkt gefühlt, eine Vereinigung zweier Männer, so innig wie nur möglich, unwiederholbar. â€žDa war nur noch Abgrund rundherum. Und da ist er eben gesprungen â€œâ€œ â€“ â€žIndem er als Erstes den Freund tötet? Bringt Adam denn nach dem Mord selbst um? Das zeigt der Film nicht.â€œ â€“ â€žDas ist doch gleichgültig. Er ist in jedem Fall nur noch eine leere H lle.â€œ

Ich lernte von Jaron, wie Kontemplation zu Entgrenzung f hrt. Wir lagen oft ein, zwei Stunden lang, uns nur zeitweise sachte einander berührend, auf dem Bett. Er verlangte es so, ich gewöhnte mich rasch daran. Nichts geschah. Wir atmeten nur leicht, sprachen nicht. Seine Gegenwart wurde übermächtig,  bergegenw rtig. Zugleich erweiterten sich mein Bewusstsein, mein Wahrnehmungsvermögen, mein Zeitgefühl ins Unermessliche. Sollte ich den endlich erreichten Zustand Glück nennen? Nein, es war kein Glück - er und ich, wir waren einfach die Welt. Einmal nahm ich dabei seine Hände in meine und führte sie an meine Kehle und  bte Druck aus. Er entwand sich meinen Händen und umfing mit seinen dann meinen Kopf, hielt ihn, sagte: â€žNein, das nicht. Oder noch nicht.â€œ

Eine Woche später kam ich von der Arbeit heim und er war ausgezogen. Auf meinem Schreibtisch lag ein Brief von ihm: â€žLieber Kameramann, du hast alles so schön aufgenommen. Was zwischen uns sein konnte, alles oder fast alles. Ich lasse dich mit dem Material jetzt eine Weile allein hier. Ich bin schon in Polen, wenn du das liest. Matecki will wieder mit mir drehen. Aber unser Film hier ist auch noch nicht zu Ende. Ruf mich jetzt nicht an, ich muss arbeiten.â€œ

3

Einige Tage nach Jaron's Abreise war ich mit Hoffmann im Spreewald. Wir bereiteten in Lübben einen touristischen Werbefilm vor. Auf der Rückfahrt wurde er persönlich: â€žDu wirkst so bedrückt, schon den ganzen Tag über. Ist es, weil das liebe Pfannkuchengesicht nach Polen heimgefahren ist? Wir sollten mal darüber reden â€œ! Er kam auf dem Weg zum Bahnhof bei mir vorbei. Das wusstest du wohl nicht? Er war ab und zu bei mir.â€œ

Ich versuchte ihm auszuweichen. â€žHabt ihr über den neuen Film gesprochen? Matecki bietet ihm eine Rolle an â€“ das ist alles, was ich weiß.â€œ â€“ â€žJaron wollte erst nichts mehr mit Matecki machen, alten Stil, aber der neue Stoff hat es in sich, ganz was anderes. Spektakulär und doch sehr eingängig. Bewährtes Erfolgsrezept: mit Wurst nach Speckseite werfen.â€œ â€“ â€žWorum gehtâ€™s?â€œ â€“ â€œ das ist natürlich abgedroschen. Aber die Hauptrolle, das ist jetzt ein Geiselnnehmer auf einer Geriatrischen Station, mit drei Krankenschwestern zur Garnierung. Tu meiner Oma nichts an, das wird zünden, garantiert. Und unser Jaron wird es wieder stemmen â€œ!â€œ

Ich sagte, dann würde er diesmal ohne Double auskommen, oder? â€“ â€žJa, wenn er nicht auf dem Motorrad zur Klinik brausen muss. Das Motorradfahren war letztes Mal gedoubelt, nur das.â€œ â€“ â€žDoch richtige Sex doch auch â€œ?â€œ â€“ â€žNein, das ist eine Legende fürs breite Publikum. Es nützt ihm.â€œ

Ich hatte daran zu kauen. Da brach schon ein Stück weg aus dem Bild, das ich noch von ihm hatte. Ich wollte nicht mehr reden, schwieg lange, Hoffmann ließ mich in Ruhe. Erst auf dem Berliner Ring kam er mit dem heraus, worum es ihm wirklich ging. â€žJaron ist ein bisschen in Sorge um dich. Du k nnstest ihn vermissen, stark vermissen, allzu stark. Schau, irgendwann wirst du ihn wieder vor dir haben. Und dann wird sich das Weitere ergeben. Bis dahin: Tu dir nichts an. Versprochen?â€œ

â€žHoffmann, wie kommst du darauf? Das würde ich nie tun, vorzeitig in den Tod gehen, solange noch Aussicht auf einen viel schöneren später besteht.â€œ â€“ â€žGut für dich, wenn du schon wieder

darüber reiben kannst. Er begriff nicht, dass es mir ernst war. Jaron wird wiederkommen oder auch nicht. Ich weiß nicht, was ich mir wünschen soll. Er ist ja nicht einmal wirklich fort, er ist mir doch immer ganz nah.

Der Einmannstreik

Nach dem Mittagessen bin ich gleich auf meine Etage gefahren, ins Zimmer gelaufen und habe mich aufs Bett geworfen. Ich habe diesen Vormittag von mir abschütteln wollen wie ein Hund die Nässe. Es hat nicht funktioniert, ich bin wieder aufgestanden und sitze nun da und schreibe es mir von - nein, doch nicht von der Seele. Das wäre einfach nur lächerlich. Und ich befürchte auch nichts.

Beck hat heute Morgen, wie angekündigt, seine BGB-Klausur schreiben lassen, über Schuld- und Sachenrecht. Eine Woche lang hatte er uns juristische Frischlinge durch diesen Riesenstoff gehetzt. Wir waren ja gewarnt. Kollegen erkundigten sich bei anderen Kollegen daheim und hörten, wie es früher bei Beck schon einmal abgelaufen war. Da verabredeten wir uns, zu Beginn der Klausur gemeinsam zu prüfen, ob wir uns seinen Aufgaben gewachsen fühlen. Mit mir meine ich zwei oder drei Dutzend von uns. Wir standen gestern Morgen im Hof zusammen und beratschlagten. Und im allerersten Fall wollten wir streiken.

Dieser Beck wird die Hyäne genannt. Es ist durchgesickert, dass er beste Chancen hat, Dr. Friedrichsen als Leiter der Akademie zu beerben. Das heißt allerdings, der Inkompetenz in Person die Krone aufzusetzen. Beck ist unfähig, Lehrstoff zu vermitteln. Er trägt bloß in wahnwitzigem Tempo vor, einen Vormittag lang, ohne ein einziges Mal Kontakt auch nur zu einem von uns aufzunehmen. Keine Rückfragen bei den Hörern, keine Gelegenheit, Fragen an ihn zu stellen. Er sieht uns kaum an.

Wir sahen heute Morgen die hektographierten Blätter durch und waren uns schnell einig: viel zu schwer. Und wir alle (glaubte ich zunächst), die wir uns verabredet hatten, und noch einige mehr, standen auf und trugen ihm die Bücher nach vorn. War ich ihr Sprecher, als ich die Aktion kurz begründete? Dann war ich es spontan geworden.

Beck, ohnehin immer käseweiß, konnte nicht noch bleicher werden. Er schien mir nur etwas nervöser als sonst. Er sagte, er akzeptiere es nicht. Das sei ja Boykott, er werde es unseren Betrieben melden. Ich hörte ihm schon nicht mehr zu, ich drehte mich um und kehrte zu meinem Platz zurück. Während ich durch die Reihe nach hinten ging, fiel mir Weber auf – das ist einer von denen aus Frankfurt. Er und Heinz stecken viel zusammen, sie sitzen im Kasino am gleichen Tisch. Weber ist einer von den Gescheitesten hier, immer munter, immer vorlaut. Ich finde alles an ihm höchstlich, sein dürftiges schwarzes Bürtchen, sein schief geschnittenes Gesicht, seine ganze hervorsprudelnde, unverschämte Art –

Weber klopfte Beifall. Er trommelte ihn mit der linken Faust auf die Arbeitsplatte seiner Bank, auf diese Weise unterstützte er uns. Und gleichzeitig begann er mit rechts schon zu schreiben, fing bereits mit der Lösung der ersten Aufgabe an. Ich hätte ihn am liebsten am Bart oder sonst wo gerissen – ausgerechnet er hatte am Vortag am lautesten für den Boykott geworben.

Vielleicht hätte ich jetzt mehr auf Beck hören sollen. Er schien Eindruck zu hinterlassen. Die Ersten von uns standen schon auf und gingen nach vorn und holten sich in der Haltung von geprägten Hunden ihre Bücher zurück. Es wurden immer mehr. Dann waren noch acht oder neun übrig, die sich ansahen und sitzen blieben.

Beck nahm die restlichen Bücher an sich und begann sie an die verbliebenen Streikenden zu verteilen. So erhielt auch ich als Letzter von allen meine Aufgabenstellung zurück. Ich sah mich um – jetzt traf ich auf keinen Blick mehr. Vor mir nur noch über die Bänke gebeugte Hinterköpfe. Was für Nieten, nur lauter Nieten hier – Und Heinz? Er hatte sich uns von Anfang an nicht angeschlossen.

Beck sagte, ich müsse in jedem Fall dableiben.

Da nahm ich die BÄ¶ngen wieder an mich und begann erst im Kopf, dann auf dem Papier zu formulieren. Nach ein paar Minuten hatte ich den Text fertig. "Nach meiner Äœberzeugung", schrieb ich, "war es objektiv unmÄ¶glich, in nur einer Woche das zur LÄ¶sung der hier gestellten Aufgaben erforderliche Wissen zu erwerben. Ich lehne es daher ab, den zwangslÄ¶ufigen Nachweis eines unzureichenden Unterrichts zu liefern, und verweise gleichzeitig auf die Ergebnisse in der vorangegangenen Klausur zu Erb- und Familienrecht. Dort standen Aufgabenstellung und QualitÄ¶t des Unterrichts im angemessenen VerhÄ¶ltnis zueinander."

Ja, vor Beck war Schliemann gekommen, einer der wenigen guten Dozenten bisher. Und bei ihm habe ich in der Klausur mit "Sehr gut" abgeschnitten.

Ich schob die BlÄ¶tter von mir weg und begann, aus dem Fenster zu schauen. Ringsum wurde abwechselnd gegrÄ¶belt und geschrieben. Ihr werdet euch bewÄ¶hren, Beamtenseelen, die ihr seid â€" Ich musste mich auf andere Gedanken bringen.

Beck ging viel die GÄ¶nge auf und ab. Gelegentlich fasste er mich ins Auge. Ich versuchte, mein Gesicht Gleichmut ausdrÄ¶cken zu lassen. Doch war ich in Wahrheit sehr angespannt. Nicht wegen Beck, nein, ich hatte nur ein deutliches Bewusstsein davon, dass die anderen auch eines von mir hatten, wÄ¶hrend sie sich den Kopf Ä¶bers BGB zerbrachen. Wahrscheinlich war ich bei den meisten jetzt nur im Hinterkopf vorhanden, als einer, den es auch noch gibt, und zwar jenseits eines aus dem Bewusstsein nicht ganz ausblendbaren Grabens zwischen uns.

Weber schrieb jetzt mit hastigen, eckigen Armbewegungen. Eine zehnte oder elfte Muse schien ihn gekÄ¶sst zu haben. Da hatte ich ja einen Abteilungsleiter von morgen vor mir â€" In seiner NÄ¶he kam Heinz nur stockend voran, natÄ¶rlich. Er wird der ewige Untergebene sein â€" geht mich nichts an. Ich machte mir klar, dass auch er nur einer von diesen anderen ist, und dabei Ä¶berkam mich allmÄ¶hlich ein GefÄ¶hl von Ruhe und Zufriedenheit. Alles kam wieder in seine rechte Ordnung.

Ich musste wirklich an etwas anderes denken, ich zwang mich also dazu, so wie ich jetzt gern meinen dummen Solostreik hier verlasse und zu meiner Erholung zu anderem Ä¶bergehe â€"

In Berlin war ich am Freitagabend im MC Gunnar Ä¶ber den Weg gelaufen und er hatte mich fÄ¶r den Abend darauf zu einer Fete eingeladen. Ich kannte alle, die zu ihm kamen, nur Gunnars Mutter noch nicht. Sie ist eine von diesen grÄ¶sslich aufdringlichen alleinstehenden Ä¶lteren Frauen, die vor Alles-verstehen-wollen Ä¶berflieÄ¶en und dabei rein gar nichts begreifen. Es war also nicht sehr amÄ¶sant, und ich war froh, als ich endlich mit dem Nachtbus vom Wedding zum Zoo fahren konnte. In der Rio-Bar stieÄ¶ ich gleich auf Rufus. Er schleppte mich ins MC, und wir tanzten dort viel zusammen. Dann schwatzten wir uns fest und saÄ¶en bis zum Morgengrauen herum. Ich versuchte ihm klarzumachen, wie nÄ¶tig gerade er es habe, sich mit Kinsey und noch mehr mit Adorno zu befassen. DarÄ¶ber gerieten wir in heftigen Streit. Als wir beide erschÄ¶pft, doch immer noch etwas erbost, schwiegen, fÄ¶hlte ich auf einmal, wie dumm das alles von mir gewesen war. Wie sehr mochte ich ihn verletzt haben? Aber da gestand er von sich aus schon Ä¶berraschend ein, er sei sehr froh, mit mir solche Diskussionen fÄ¶hren zu kÄ¶nnen. Am Theater sei das geistige Niveau allgemein so niedrig, dass er dort kaum einmal Gelegenheit zu ernsthaften GesprÄ¶chen finde. Ich war verduzt: Obwohl ich mich nicht besonders zum Theater hingezogen fÄ¶hle, habe ich doch eine recht hohe Meinung von der BÄ¶hne und den Theatermenschen.

Berlin war also wie immer gewesen, sehr gesellig, ohne im Mindesten befriedigend zu sein.

Die Zeit war noch immer nicht um. Ich fÄ¶hlte mich schon besser, ruhiger. Und plÄ¶tzlich dachte ich Ä¶ber den BankÄ¶berfall neulich in MÄ¶nchen nach, die Geiselnahme in der Deutschen Bank. Es ist jetzt herausgekommen, dieser RÄ¶uber Rammelmayr, der mit dem Motorrad, der war schwul. Und wie die SÄ¶ddeutsche Zeitung berichtet, hat er fÄ¶r den Kauf seiner Maschine sogar einen ordentlichen Bankkredit bekommen. Jetzt posiert der Freund des toten Rammelmayr in schwarzer

Lederjacke und Blue Jeans mit dem Motorrad des Toten für die Presse. Der Freund sagt, der Rammelmayr habe einmal Priester werden wollen und immer die griechischen Philosophen gelesen. Merkwürdig, dass man auch unter Gewaltverbrechern, ich meine, unter den wirklich kapitalen, so oft Homosexuelle findet. Traut man uns das vielleicht nicht zu?

Die Hyäne sagte, die Zeit sei um, verlangte, dass die beschriebenen Beiträge abgegeben würden. Ich beobachtete meine lieben Kollegen, wie sie teils resigniert abbrachen oder sich zu einem letzten Kraftakt beschleunigten Kritzelns zwangen. Wie verschieden die Menschen sind! Das ist eine Phrase, ich weiß. Binnen zwei Minuten waren sie alle auf den Beinen, froh, es hinter sich zu haben, und stauten sich vor dem Podium.

Ich mischte mich unter die Letzten und machte kein Aufhebens mehr von der Sache. Beck nahm mir meine Arbeit mit dem gleichen Gesichtsausdruck wie bei allen anderen ab.

Sie strömten dann in die Waschräume und hinüber ins Kasino. Ich ließ mich mitreißen, als ob ich einer von ihnen wäre. Tatsächlich sahen mich die meisten jetzt anders an als früher, sie sahen mich genauer an, interessierter, freundlicher. Ich hörte hier und da aufmunternde Bemerkungen. Taten sie mir gut? Ich weiß nicht! Zum Anführer eigne ich mich in keiner Weise, ich bin da ganz ohne Ambitionen. Mir ist auch der lächerliche Aspekt am Ablauf der Ereignisse dieses Morgens nicht entgangen.

Paetzold behandelte mich bei Tisch noch vorsichtiger als gewöhnlich. „Sie haben“, sagte er, „das getan, was Sie für richtig hielten“ – „Richtig“, antwortete ich und sonst nichts. Dann kam die Suppe, tauchten die Löffel ein.

Während der ganzen Mahlzeit sah ich kein einziges Mal zu Heinz hinüber. Ich unterließ es nicht aus Vorsatz, es unterblieb wie von selbst. Er scheint mich nicht mehr zu interessieren. Ich glaube, es ist vorbei.

Goldenes Lebens-ABC

ADLE HEILIG DEINE WÄŒRDE
BLEIBE STETS DER TUGEND TREU ...

Auf dem Heimweg vom Friedhof wurde sie gegrÄ¼ÄŸt, das kam nur selten vor. So sehr sie ihre Augen anstrengte, die verschwimmenden ZÄ¼ge vor ihr riefen keine Erinnerung wach. Die andere musste viel jÄ¼nger sein als sie selbst, die AchtzigjÄ¼hrige, und war doch schon eine Ä¼ltere Dame. Ob sie vom Grab ihres Mannes komme, wollte die viel jÄ¼ngere Ä¼ltere Dame wissen. Jetzt erkannte sie sie an der Stimme: Es war FrÄ¼ulein KrÄ¼ger, die Tochter des Apothekers, ledig geblieben.

Sie sprachen einige SÄ¼tze miteinander. Beim Auseinandergehen bat die Greisin das FrÄ¼ulein, zu Hause die Mutter zu grÄ¼ÄŸen. FrÄ¼ulein KrÄ¼ger stutzte und sagte dann, ziemlich heiter, wie ihr schien: "Aber, Frau Martin, meine Mutter ist doch schon Jahre tot ..." Dann fuhr sie ernster fort: "Sie hat doch diesen Autounfall gehabt, sie ist totgefahren worden. Erinnern Sie sich nicht?" Die Greisin stand grÄ¼belnd da. Die alte KrÄ¼gerin tot? Und das FrÄ¼ulein so gut gelaunt?

CENTNERSCHWER DRÄ¼CKT OFT DIE BÄ¼RDE
DOCH VERZAGE NICHT DABEI ...

Ebenso unangenehm war ihr einige Wochen spÄ¼ter eine andere ErinnerungsstÄ¼rung. Auf dem Friedhof fiel ihr ein Mann mittleren Alters in ihrer NÄ¼he auf. Sie ging einige Schritte vor und erkannte, seit langem vertraut mit den Grabstellen dieser Abteilung, vor welchem Grab er stand. Sie sprach ihn an: "Jetzt erkenne ich Sie, wo ich sehe, welches Grab Sie besuchen. Sie sind doch mit meiner Tochter in eine Schulklasse gegangen ..."

Er lieÄ¼ sich ihren Namen nennen und sagte dann, sie irre sich, sie verwechsele ihn mit seiner eigenen Mutter. "Meine Mutter und Ihre Tochter sind in eine Klasse gegangen. Ich bin schon der Sohn." Er hatte wohl Recht, wie hatte sie sich so tÄ¼uschen kÄ¼nnen ... Zum GlÄ¼ck vergaÄ¼ sie den Vorfall noch vor dem Abend.

EHRSAM SEIEN DEINE TATEN
FORSCH E STETS DER WAHRHEIT NACH
GEHE FROH AUF IHREN PFADEN ...

Nur selten kam Besuch. Zweimal wÄ¼hentlich sah sie ihre Tochter bei sich, die ein warmes Essen brachte und Vorgekochtes, das sie an den Folgetagen aufwÄ¼rmen konnte. Die Tochter kam mit dem Gesicht eines mÄ¼rrischen Lieferanten und hatte es immer eilig. Und sie selbst wollte sich beklagen, dass sie noch schlechter sehe und hÄ¼re und immer allein sei. Doch sie kam nicht dazu. Der pflichtbewusste Ton in der Stimme der Tochter verÄ¼nderte sich schon. Es klang ungeduldig, gereizt. Sie hatte Besseres zu tun, als sich Ä¼berflÄ¼ssige Klagen anzuhÄ¼ren. Nach zehn Minuten war sie fort.

Leider hatte sie nur dieses Kind. Sie hatten sich nie recht verstanden, deshalb war sie zurÄ¼ckgekehrt in ihr eigenes Haus. Bei wem sonst konnte sie sich beklagen, bei den Nachbarn? Die waren selbst alt und krank.

HÄ¼TE DICH VOR JEDER SCHMACH
IN DES LEBENS LABYRINTHEN
KOMMST DU Ä¼BER STOCK UND STEIN ...

Einmal im Vierteljahr kam der Neffe und brachte Frau und Tochter mit. Sie hatten dann den ganzen Nachmittag Zeit fÄ¼r sie. Die Frau des Neffen entdeckte die SpinnwebfÄ¼den, die fÄ¼r die Greisin

unsichtbar waren. Der Neffe ließ sich den Besen geben und entfernte den Trauerflor, der sanft von der Decke herabwehte. Ob ihr Enkel immer noch ledig sei, wollte die Frau des Neffen wissen, ihr einziger Enkel, der weit fort war und den sie nur einmal im Jahr sah. Sie wusste nichts Neues von ihm. Sie wusste fast nichts von seinem Leben jetzt. Neulich war er dreißig geworden.

"Oma, er wird mit einer Frau zusammenleben", sagte die Tochter des Neffen, "das wird es sein." Sie wunderte sich. Der Gedanke war ihr nie gekommen. Früher hatte es das nicht gegeben. Sie sagten ihr, das komme jetzt oft vor, besonders in Großstädten.

LASSE NIE DEN GLEICHMUT SINKEN MAG'S GESCHICK AUCH WIDRIG SEIN ...

Der Enkel schrieb ihr viel zu selten, in vier Wochen ein kurzer Brief - und jetzt in der Pfingstwoche wartete sie schon seit Ostern auf seine Antwort. Sie wollte sich nicht länger gedulden. Sie nahm die Lupe, den dicken Filzstift und das Linienblatt und schrieb ihm, sie müsse vielleicht doch am Auge operiert werden. Er solle im Urlaub nicht nach Spanien fliegen, wie leicht könne ihm was passieren. Beckers Rudi sei da beim Baden ertrunken ... Sie wusste nicht mehr, was sie bereits geschrieben hatte. Selber lesen konnte sie es nicht. Würde er es lesen können? Die Adresse schrieb ihr eine Nachbarin auf den Umschlag. Sie schickte den Brief als Einschreiben ab.

Es dauerte noch einmal zehn Tage, bis seine Antwort kam. Aufgeregt und stolz ließ sie sich den Brief vorlesen und behielt vor aufgeregtem Stolz nichts vom Inhalt. Und schrieb sofort zurück, was sie immer schrieb: dass es ihr schlecht gehe und dass ihm was passieren könne. Dann begann sie wieder, zunehmend ungeduldig auf Antwort zu warten.

NIE ENTHÄLLE ANDRER SCHWÄRMEN, O, DU LEIDEST SELBST DARAN ...

Diesmal versagten ihr die Beine vollkommen. Der Rettungswagen brachte sie nicht zum ersten Mal ins Krankenhaus. Doch jetzt konnte sie nicht einmal aus dem Sessel aufstehen. Die Gelenke schienen vollkommen versteift. Die Sanitäter trugen sie im Sessel auf die Straße. Der Sessel wurde mit ihr abgesetzt, um die Türen des Wagens zu öffnen. Die Köpfe von Nachbarn zeigten sich: "Geht es Ihnen so schlecht, Frau Martin?" - "Wer weiß, ob wir uns wiedersehen!" Man hob sie aus dem Polster und setzte sie auf dem des Wagens nieder. Ihre Haltung blieb königlich leidend. Es war ein bedeutender Tag für sie.

Auf der Station ging es nachher zu. Die Untersuchung durch zwei junge Ärzte erschien ihr flüchtig. Als sie "Neurologie konsultieren" verstand, wusste sie, sie würde das Krankenhaus bei nächster Gelegenheit verlassen. Vor Jahren hatte sie einmal einige Wochen auf der Neurologisch-Psychiatrischen Abteilung des Universitätskrankenhauses gelegen. Nie wieder dorthin! Während die Schwester mit der Tochter telefonierte und sie bat, die nötige Wäsche zu bringen, verließ die Achtzigjährige die Station. Sie huschte am Pförtner vorbei und bog eilig um die Straßenecke. Zu Fuß erreichte sie zwei Stunden später ihr Haus. Kurz nach ihr traf ihre Tochter, auf dem Rückweg vom Krankenhaus, mit der Wäsche dort auch wieder ein.

PEINLICH HALTE DEIN VERSPRECHEN QUÄLE DICH MIT KEINEM WAHN ...

Alle übrigen Tage gingen gleichförmig dahin, einer nach dem anderen, ohne Unterschied, ohne Neues - als wäre ihr Leben schon zu Ende und ihre Gewohnheiten würden noch eine Zeitlang von einer ihr fremden Person teilnahmslos weitergeführt.

Jeden Morgen stand sie um halb acht auf, frühstüchte, ging zum Arzt. Sie ließ sich die Spritze gegen den Zucker geben. Pünktlich zu Beginn der Kassenstunde betrat sie die Schalterhalle der

Bank. Man legte ihr Anweisungen zur Unterschrift vor, Formulare, die sie selbst nicht mehr auszufüllen imstande war. Meistens bat sie dann noch um Beratung in ihren Vermögensangelegenheiten. Sie hatte erfahren, es gab noch andere Arten der Geldanlage als das ihr vertraute Sparbuch mit den kümmerlichen drei Prozent. Es war eine Verschreibung, wie hieß das nur ... Jetzt hatte sie es: Schuldsparsverschreibung. - "Sparschuldverschreibung", berichtigte das Fräulein lächelnd, wie es das immer tat, und versuchte noch einmal, ihr die Sache zu erklären. Sie mußte jetzt dreiundzwanzigtausend Mark einzahlen und bekomme in sieben Jahren vierzigtausend zurück. - Ging das denn mit rechten Dingen zu? Und was bedeutete: abgezinst? Und wenn sie vorher stürbe? - Dieser Fall war an sich nicht vorgesehen, dann ende der Vertrag vorzeitig und die Endsumme müsse neu berechnet werden. - Wie immer sagte sie nur, sie wolle es sich überlegen, und verließ die Bank mit den Auszügen. Sie legte sie daheim in die große Schublade zu den übrigen ungeprüften.

Im Supermarkt war das Verfahren einfacher, die Hilfe unmittelbarer. Sie legte Waren in den Rollwagen, und die Kassiererin nahm Scheine und Münzen aus ihrer Geldbörse. Sie bekam den Kassenbon und durfte zum Packer gehen.

RECHT TUN GELTE DIR ZUR EHRE
SITTLICHKEIT SEI DEIN GEBOT ...

Jeden Nachmittag ging sie auf den Friedhof. Die Begonien blühten in jenem letzten Sommer besonders reich. Befriedigt über sah sie die Doppelgrabstelle. Sie hatte selbst den dunklen Marmorstein ausgesucht und die Inschrift bestimmt: Eheleute Martin-Schreyer, nichts weiter, keine Vornamen, keine Daten. Es kam billiger so: Die Erben würden nach ihrem Tod den Bildhauer kein zweites Mal beauftragen müssen.

Oft dachte sie an ihren letzten Besuch im Krankenhaus damals zurück. Dass man den armen Mann mit neunundachtzig noch am Bruch zu operieren versucht hatte! Sie dachte an seine Abschiedsworte: "Ich danke dir für alles, was du mir gewesen bist." Das hatte er noch zu ihr gesagt, sie tauschte sich doch nicht?

TROCKNE DEINES BRUDERS ZÄHRE
UND ERLEICHTRE SEINE NOT ...

Auf dem Rückweg vom Friedhof bog sie oft an der Ecke ihrer Straße ab und ging zum Bahnhof. Wie lange war sie nicht mehr mit dem Zug gefahren, zwanzig Jahre, fünfundzwanzig Jahre? Sie würde nie mehr die Treppe zum Bahnsteig hinaufgehen, nie mehr fortfahren oder irgendwen vom Zug abholen. Sie ging hier nur vorbei, weil sie den Umweg durch die Bahnhofstraße nahm. Der Nachmittag zu Hause war sonst endlos. Gewöhnlich ging sie schon um sechs Uhr zu Bett. Meist schlief sie dann gegen zehn Uhr ein.

Einmal fand sie unterwegs ein Taschentuch. Es lag im Rinnstein. Der, der es verloren hatte, musste einen gewaltigen Schnupfen gehabt haben. Sie ekelte sich nicht, sie bückte sich und steckte es in ihre Manteltasche. Zu Hause wusch und wusch sie es und verließ es ihrem Wäschebestand ein. Dabei freute sie sich, ganz wie früher.

VORSICHT SEI DIE STARKE SÄULE
WELCHE TRÄGT UND STÄTZT DEIN HAUS ...

An einem Herbstnachmittag kam sie heim und fand das Lebens-ABC auf dem Fußboden liegen. Gerissen war das Schuhband, das die gerahmten Sinnssprüche so viele Jahre am Nagel festgehalten hatte. Sie hob den Glasrahmen auf und ertastete zwei klaffende Sprünge auf der Scheibe. Die Sprünge waren ihr zum größten Teil entfallen. Sie noch einmal durchzugehen, war nicht mehr möglich. Sie tat das ABC in eine Schublade zu anderen Dingen, die nicht mehr benutzt wurden.

XENIEN DER LIEBE TEILE
ZUM GESCHENKE ALLEN AUS.

Gestank im Zimmer

Wie bin ich eigentlich wieder ins Bett gekommen? Ich hätte auf einmal gar nichts mehr. Der ständige Dauerton scheint erst abgeebbt und nun nicht mehr wahrnehmbar zu sein. Oder nur von mir nicht festzustellen? Hat der neue, ebenso rätselhafte Gestank im Zimmer das Geräusch jetzt für mich überlagert? Wie kann ich mich in meinen früheren Zustand umfassender Wahrnehmungsfähigkeit zurückversetzen? Und was entgeht mir vielleicht sonst noch an für mich Bedeutsamem in meiner Umgebung? Das sind existenzielle Fragen und ich weiß nicht, wie sie lösen. Dabei sollte es leicht sein, ist doch meine ganze Welt jetzt bloß auf eine Schlafkammer reduziert.

Du musst mit ganz kleinen Aufgaben anfangen, sagt Ronald, der auf einmal im Zimmer ist. Ich wundere mich keineswegs über seine Anwesenheit. Am Fenster steht er, schwach erhellt von Lichtbahnen aus den Scheinwerfern einzelner Fahrzeuge draußen. Der Vorhang schließt nicht ausreichend ab, das kommt noch zu allem Übrigen hinzu. Ich müsste aufstehen, ihn ordentlich zuziehen. Mein Versuch, das Bett erneut zu verlassen, scheitert. Ich fühle mich sehr viel schwerer als sonst, scheine seit gestern Abend um ein Mehrfaches an Gewicht zugenommen zu haben. Ob auch das möglich ist: Gewichtszunahme durch die Einwirkung von Gestank? Nein, sagt Ronald, du musst dir zunächst die einfachen Fragen vorlegen und zu beantworten versuchen. Er hat noch immer seinen schwarzen Vollbart. Ich starre Ronald an und will herausfinden, ob er sich inzwischen verändert hat. Früher hatte er ausgeprägt starke Falten auf der Stirn, besonders wenn er lachte oder wenn er ärgerlich wurde. Ich versuche, seine Mimik zu ergründen, aber der Bart überdeckt mit seinem Schatten alles für mich.

Und du, frage ich ihn, ist es dir denn gelungen, die einfachen Aufgaben zu lösen? Teils, teils, sagt Ronald, und wenn ja, dann kamen hinterher für eine geladene ein Dutzend neue Kalamitäten. Als ich noch Koch war, erzählt er nun, hatte ich einen großen Widerwillen. Lach nicht, es war der Geruch von Parmesankäse. Ich fand immer, er riecht wie Kotze. Vielleicht habe ich auch deshalb den Kochlöffel abgegeben – Diesen Löffel also auch abgegeben, unterbreche ich ihn, woraufhin er ärgerlich wird und ich nun doch die Falten auf seiner Stirn bemerke, tiefer eingegraben als je: Löffelgeschichten spielen jetzt keine Rolle, später –

Du bist dann ja zur Post gegangen, helfe ich ihm weiter. Und olfaktorisch ging dir da besser? Ja, am Anfang. Briefmarken riechen ein bisschen nach Leim, nicht schlimm. Aber die Hunde, die sie ins Amt mitbringen, schon über. Besonders schwer zu ertragen dieser Geruch, wenn sie vorher draußen im Regen waren. Einmal habe ich einen in den Packraum hineinlaufen lassen und schnell die Tür hinter ihm zu gemacht. Wie das Frauchen ihn überall gesucht hat - lustig. Ronald fängt an, Geschichten zu erzählen, ganz wie früher. Er sprudelt sie noch immer heraus und das Geräusch, das er dabei macht, ist es nicht das Geräusch von vorhin? Steht Ronald schon die ganze Nacht am Fenster und erzählt seine Geschichten? Wie einer schlecht verpackte Manner-Schnitten nach Togo schicken musste – die haben da so was nicht -, wie der Zoll von Togo die Einfuhr ablehnte und der ganze Krümekram nach Europa zurückkam und der frustrierte Schenker das hohe Rückporto berappen musste, für nichts! Zum Muttertag, erzählt Ronald, kommen im letzten Moment immer dieselben traurigen Gestalten, wickeln Blumenstücke in Packpapier, schreiben Mamas Adresse außen drauf und glauben, das kommt rechtzeitig an und auch noch heil!

Die Blumenerde, frage ich, ist es die Blumenerde, die wir jetzt durch die Löcher im Packpapier riechen? Ronald lacht und fragt: Dein Geruch oder besser: der Gestank in deiner Nase? Was weiß ich! Ich bin jedenfalls nicht. Und das weißt du doch sowieso – Ja, sage ich, ich weiß, dass ich dich je nur trüme. Tote stinken nicht oder jedenfalls nicht so lange, wie du schon tot bist. Außerdem bist du ja eingeschert worden.

Ronald ist plötzlich nicht mehr da. Es scheint draußen heller geworden zu sein. Ich quäle mich doch noch aus dem Bett, luge mit äußerster Anstrengung zwischen den Vorhangbahnen auf die leere Straße.

Träume ich noch, träume jetzt Wachsein, wie ich vorhin Träumen geträumt habe? Jedenfalls stinkt es noch immer.

Hotel Post

Der neue Gast betritt das Hotel durch den Caf eingang. Vom Personal ist nur eine junge Serviererin da, die an einem entfernten Tisch kassiert. Er wartet am Tresen, bis sie zu ihm kommt. Ob er ein Einzelzimmer für zwei Nächte haben kann? Sie verstaut zunächst die pralle Geldtasche in der Serviersch rze und sagt dann mit ausdrucksloser Stimme, er solle mitkommen, sie werde ihn zur Rezeption bringen. Wie üblich geht es dahin durch viele Nebenräume, mit einzelnen Gästen, mit geschlossenen Gesellschaften, durch ganz verlassene Räume, über kurze und lange Flure, um Ecken herum, Stufen hinauf und hinab, durch Pendeltüren und solche, die ruckartig hinter einem zufallen. Erstaunlich, wie viel Innenleben so ein alter Landgasthof besitzt. Sie geht, trotz des engen schwarzen Rocks, rasch vor ihm her. In dunklen Ecken signalisiert ihm ihre weiße Schürze, wo es langgeht. Seine Aufmerksamkeit ist stark gefordert.

Endlich stehen sie in einem kleinen Kabuff mit Tür nach draußen. Das ist der Hoteleingang, hier hätte er hineingehen sollen.

 Gustl, haben wir ein Einzelzimmer für den Herrn?  Der Angesprochene, ein hübscher Schwarzhaariger, sicher noch keine zwanzig, erhebt sich eilfertig. Dann steht er schief hinter dem Tresen und sieht Gast wie Kollegin treuherzig an.

 Schau halt im Buch nach!  fordert sie ihn auf.    Schau ich im Buch nach  !  Er nimmt den schwarzen Folianten und beginnt, unsystematisch zu blättern. Die Kollegin findet schließlich heraus, dass die Siebzehn frei ist.

 Und jetzt, Gustl, der Meldezettel!     Mein Herr, darf ich bitten  ! 

Der Gast f llt den Bogen mit raschen Zügen aus. Gustl sieht ihm dabei argwöhnisch zu und fragt, als der Gast genialisch unterzeichnet hat:  Muss ich jetzt unterschreiben?     Aber geh , Gustl! Herr jetzt aufs Zimmer. 

 W rden Sie mir bitte folgen?  Er lacht gleich hinterher, es scheint ihm wohl seltsam, dass einer sich ihm anvertrauen solle. Richtig, als beide die Treppe zum Oberstock hinaufgehen, verfehlt er die vorletzte Stufe und schlägt der Länge nach hin. Der Koffer des Gastes wird dabei einige Meter weit auf den Dielenboden des sich anschließenden Flures geschleudert.

 Jo, die Stuf do!  schimpft er - er muss sie schon länger kennen. Der Gast bemerkt außerdem, dass den weichen Akzent des Unterlandes hat.

 Haben Sie sich verletzt?  Er hat sich nichts getan, auch der Koffer ist unbeschädigt. Sie finden das Zimmer am Ende des breiten Flures.

 Es ist ein Doppelzimmer. Unsere Einzelzimmer sind alle belegt. Das andere Bett bleibt dann halt frei. Aber wo ist jetzt die Dusche?  Sie stecken gemeinsam jeder seinen Kopf durch die seitliche Tür in den Baderaum und ziehen ihn dann rasch wieder zurück. Gustl zuckt noch verlegen mit den Schultern und empfiehlt sich mit unartikuliertem Brummen.

Der Gast tritt an eines der beiden Fenster. Zum Glück liegt das Zimmer nach hinten, nicht zur lauten Dorfstraße. Man sieht keine anderen Häuser mehr, und hinter dem Garten beginnen schon die Wiesen. Und da ist es, das Ochsenhorn, das er morgen besteigen will. Er denkt: Auf der Abbildung im Buch sah es anders aus, gewaltiger. Der Berg interessiert ihn auf einmal nicht mehr. Er beschließt auszupacken, doch gegen seine Gewohnheit lässt er sich stattdessen auf einem Sessel nieder. Er sieht auf die Betten: In welchem will ich schlafen? Hier, wo es so ruhig ist, einmal am Fenster.

Dann muss er an Gustl denken – unmöglich, der Junge. So unbeholfen, so tollpatschig. Ein Praktikant oder eine Aushilfe? Der Gast, der auf Reisen abends gern ein wenig psychologisiert, würde ihn sich gern erklären. Da scheint einer ständig ausdrücken zu wollen: Helft mir, unterstützt mich, damit ich euch nützlich sein kann. Während und komisch ist so etwas, und er scheint sich dessen gar nicht bewusst. Eben, sagt der Gast halblaut zu sich selbst, ein unbewusster Reiz und daher so stark.

Dann packt er doch aus. Später entdeckt er eine direkte Verbindung seines Flures mit dem Speisesaal und kommt also an diesem Abend nicht mehr an der Rezeption vorbei. Im Saal ist er der Erste zum Abendessen. Als serviert wird, es war nicht die Kellnerin aus dem Café, bietet man ihm an, den Fernsehapparat für ihn einzuschalten. Dankend lehnt er ab, halb belustigt, halb ärgerlich. Nach dem Essen liest er auf dem Zimmer und geht früh schlafen.

Als er am anderen Morgen den Schlüssel an der Rezeption abgibt, findet er die Patronin vor, eine stattliche Vierzigerin von milder Würde und zeitweiliger Leutseligkeit. Mit scheinbarer Teilnahme fragt sie nach seinen Plänen für den Tag, sobald er aber darüber zu sprechen beginnt, zeigt sich ihr Desinteresse. Er findet, sie funktioniert wie jene Alarmanlagen, die auf Infrarotstrahlen empfindlich reagieren – bei Wärme und Annäherung treten die Sicherungsvorkehrungen in Kraft.

In seinem Buch hat der Hotelgast gelesen, neunundvierzig Prozent des Bezirkes sind unproduktiv, worunter man –land, Fels und Geröll zu verstehen hat. Durch diese unnützen Gegenden steigt er vier Stunden hinauf, um oben auf einer schmalen Steinrippe zu sitzen und auf die produktiven Täler hinabzusehen, deren Erzeugnisse er dabei heißhungrig verspeist. Er teilt diesen Ess- und Aussichtsplatz mit zwei lachlustigen jungen Frauen und einem verschlossenen Mann Ende dreißig, wohl Einzelgänger wie er selbst auch. Man sitzt eng beisammen, notgedrungen, bleibt aber für sich, aus freien Stücken. Für den Spätnachmittag sind Gewitter angesagt. Der Gast beeilt sich, ins Dorf zurückzukehren.

Nun hat er es hinter sich und fühlt sich befreit, befriedigt. Die Rezeption ist unbesetzt. Er nimmt den Zimmerschlüssel vom Bord und geht die Treppe hinauf. Als er die gestern von Gustl verwünschte Stufe erreicht, sieht er, dass er erwartet wird. Er hat wenig Umgang mit Kindern und kann das Alter des Jungen kaum schätzen – vielleicht acht oder neun. Nichts an ihm erscheint auffallend, zwei Tage später wird er sich nicht mehr an sein Aussehen erinnern. Nur die Stimme bleibt ihm länger im Ohr, eine ernsthafte Stimme, die akzentfreies Hochdeutsch spricht. Das ist ungewöhnlich für das Gebirge, falls der Junge nicht zu norddeutschen Feriengästen gehört. Aber dafür tritt er zu sicher auf, scheint zu vertraut mit der Umgebung. Gehört er nicht zum Haus, muss er hier schon oft und lange zu Besuch gewesen sein.

–Guten Tag–, sagt das Kind vom Treppende her. Es spricht wie auf dem Theater. Der Gast grüßt zurück. Sie mustern sich gegenseitig – oder vielmehr wird nur der Gast einer intensiven stummen Prüfung unterzogen, ein bis zwei Minuten lang, er lässt das eigenartig über sich ergehen.

Dann sagt das Kind: –Sie sind schön.– Der Gast erschrickt, spürt Verlegenheit in sich aufsteigen, wie aus der Brust heraus in immer neuen Wellen Körper und Kopf überflutend. Er denkt: Darauf muss ich irgendetwas sagen, doch was nur? Und wie er mich ansieht!

Der Junge greift jetzt nach den Händen des Gastes, fährt an dessen entblößten Unterarmen hinauf und fingert an den umgekrempeelten Hemdsärmeln herum. Etwas scheint ihn zu stören, er kann es nicht richtig ausdrücken. Der Gast hört nur: –Aber– nicht –!– Dann wieder Schweigen. Der Gast nimmt letzte Stufe und das Kind zieht sich langsam zu einer unscheinbaren Tür zurück. Ist da eine Besenkammer? –Auf Wiedersehen.–

Der Gast geht aufs Zimmer, duscht, zieht ein frisches Hemd an und geht essen. Der Abend verläuft in

der gleichen Weise wie tags zuvor.

Die sonderbaren, teils auch lächerlichen Vorfälle setzen sich fort. Am folgenden Morgen tritt er auf den Flur und sieht vor der gegenüberliegenden Zimmertür einen Mann auf dem Boden hocken, etwa wie es ein Junge beim Murmelspielen tut. Eine dunkle Ecke, aber der Gast erkennt in dem anderen doch sogleich den Herrn: Geschäftsuniform, dunkle Hose, helles Oberhemd, teure Markenschuhe, die Krawatte noch nicht umgebunden. Regelmäßig erinnert ihn ein solcher Anblick an einen Tadel seiner Großmutter: „Du siehst ja gar nicht aus wie ein richtiger Herr!“ Das war eben der durch nichts zu verwischende Unterschied. Dieser Herr da, auf dem rustikalen Boden hockend, hantiert mit einem Elektrorasierer in der Rechten und einem Taschenspiegel in der Linken. Natürlich, gut gekleidete, gut genährte Herren mittleren Alters begeben sich nicht ohne triftigen Grund in derart närrisch unbequeme Stellungen. Unter keinen Umständen unrasiert zum Kunden fahren! Versagt die Steckdose im Bad, versucht man es dort, wo sonst nur der Staubsauger angeschlossen wird.

Sich ein Grinsen verbeiend, grüßt der Gast den Herrn, indem er bloß ein Kopfnicken andeutet. Er kommt sich dabei selbst recht taktvoll vor. Aber er schmunzelt, während er die Treppe hinuntergeht, und er grinst in sich hinein, solange er fröhst. Als er nachher seinen Koffer packt, sagt er sich, es sei schlecht sich am Schaden anderer zu weiden. Ach, er war chronisch schadenfroh, und das von Kindesbeinen an. Er ruft sich jetzt uralte Episodchen ins Gedächtnis unter dem Vorwand, sich schämen zu müssen für diesen Charakterfehler, und amüsiert sich doch bloß über Geschichten, die dreiÄhre her sind.

Er will abreisen und geht wieder die Treppe hinunter. Ob Gustl jetzt an der Rezeption ist? Aber sie ist wieder unbesetzt. Und in zwanzig Minuten geht schon sein Zug! Da kommt das Kind von gestern durch eine offen stehende Seitentür. „Guten Tag“, sagt es, heute ganz unbefangen, und fügt mit großem Nachdruck hinzu: „Wir haben uns ja gestern schon kennengelernt.“ Der Gast nickt ihm bloß. Der Junge wird doch nichts Missverständliches von sich geben, das fehlte noch! Ist doch gar nichts gewesen.

Gleich darauf kommt auch die Chefin durch die kleine Tür und drängt das Kind in die Privaträume dahinter zurück. Es soll nicht weiter am Tresen stehen. Seine Rechnung ist schon ausgestellt, er hat es passend. Sie sagt noch: „Kommen Sie bald wieder“, aber er merkt, sie hat es schon tausendmal gesagt.

Dann steht er auf der Straße und ist kein Gast mehr, sondern wieder Reisender geworden. Und als er zum Bahnhof geht, scheint ihm wieder einmal, er hat irgendetwas versäumt.

Eine Oma zweiter Klasse

Ein Sonntagnachmittag Anfang der sechziger Jahre. Wir sitzen am Kaffeetisch unter dem Kirschbaum, meine Eltern, meine Großeltern mütterlicherseits, Verwandte, die zu Besuch gekommen sind, und ich. Auf einmal fragt meine Patentante meine Mutter: "Und Oma Erna, was ist mit ihr, warum sitzt sie nicht hier bei uns?" - Darauf meine Mutter mit einer wegwerfenden Handbewegung: "Ach ... Ich hab ihr ein Stück Kuchen hingestellt."

Hinter einer Bodenwelle unseres Gartens ist die grün gestrichene Holzbaracke sichtbar, in der ich noch mit meinen Eltern wohne. Oma Erna bewohnt zwei der fünf Räume, sie wird hier allein zurückbleiben, wenn unser neues Haus fertig ist.

Oma Erna ragte fremd in die Wirtschaftswunderzeit, wie die Ruine einer Raubritterburg ins Eisenbahnzeitalter. Wir sprachen wenig mit ihr. Meine Mutter behandelte ihre Schwiegermutter scheinbar mit Ehrerbietung, doch verbargen sich dahinter nur Unverständnis und Vorsicht. Mein Vater legte ihr gegenüber Herablassung, vermischt mit leichter Verachtung, an den Tag. Für Oma Erna war ich, der Enkel, auch nur einer von den anderen, die jetzt den Gang der Dinge allein bestimmten.

Vieles an ihr wirkte wie aus einer anderen Zeit und aus einer anderen Gesellschaftsschicht, etwa ihre Tischmanieren oder ihre Umgangsformen überhaupt. Sie drehte sich Locken mit der Brennschere und wollte in den Geschäften mit "Gnädige Frau" angesprochen werden. Sie trug jahrzehntealte, schon ewig aus der Mode gekommene Röcke auf. Allmählich bekam sie einen Buckel. Auf der Straße riefen ihr die Schuljungen "Hexe" nach.

Geboren war sie 1891. Ihr Mädchenname verriet ihre hugenottische Herkunft. Tatsächlich blieb ihr bis zuletzt etwas von der Unbeugsamkeit jener Vorfahren. 1912 heiratete sie meinen Großvater, einen kgl.-bayrischen Berufssoldaten. Er war von ländlich-bürgerlicher Herkunft und, wie es damals hieß, gut situiert. Sie wirtschafteten beide schlecht, bald war das meiste verwirtschaftet. Der Versailler Vertrag bedeutete für ihn die Entlassung aus der Armee. Um ihn zu versorgen, stellte der neue Staat ihm vor die Alternative: ein Pfundchen auf dem Rathaus oder ein Gärtchen auf dem Land. Er wählte das Letztere. Ohne rechte Freude an der Sache schlugen sie sich eben so durch. Das Älteste von drei Kindern starb früh. 1937 erlag mein Großvater einem Kehlkopfkrebs. Mein Vater vergeudete zwanzig seiner besten Jahre mit Arbeitsdienst, Krieg und Gefangenschaft. Seine Schwester heiratete einen Soldaten und wurde noch im gleichen Jahr Kriegerwitwe. Oma Erna führte als Witwe die kleine Landwirtschaft weiter und versuchte, dem Leben noch einige schöne Seiten abzugewinnen. Sie liebte es noch immer, kleine Exkursionen in die Konditoreien zu unternehmen. Ihr nach wie vor bestehendes Interesse am anderen Geschlecht äußerte sich ziemlich unverhüllt. War es das, was mein Vater ihr abelnahm?

Meine Eltern hatten im Krieg geheiratet, mein Vater übernahm nun den Hof, vergründete ihn. Oma Erna blieben ein Wohnrecht und eine kleine Witwenrente, die nie zum Leben reichte. So rüstig sie noch war, für sie war das Leben so gut wie vorbei. Und ringsum erholte sich jetzt das Land von zwei Kriegen und zwei Inflationen. Arbeiten, sparen, Vermögen bilden, ein Haus bauen, noch ein Haus bauen - alle waren sehr beschäftigt. Oma Erna las ihre Illustrierten, hörte ihr Transistorradio und führte laute Selbstgespräche. Wir zogen in unser neues Haus, und sie blieb noch fünfzehn Jahre in einer Baracke ohne Strom, ohne fließendes Wasser, mit Außentoilette. Ich glaube, sie ist nur zweimal bei uns gewesen. Dabei lebten wir auf dem gleichen Grund, nur zweihundert Meter voneinander entfernt. Meine Mutter wollte sie nicht im Haus haben, doch zu meiner Konfirmation musste sie eingeladen werden.

Mein Vater sah schließlich nach ihr, brachte ihr am Schluss auch das Essen. Eines Morgens fand er sie schwer verletzt vor, sie war mit dem Kopf auf die Herdplatte gefallen. In der Nacht darauf starb sie

allein in der Klinik.

Ich habe kein einziges Foto von ihr. In meinem Tagebuch wird sie nur einmal erwähnt: als sie starb. Die Baracke blieb leer. Ich stöberte in ihren Sachen und entdeckte die Bücher, die sie nach dem Krieg gelesen hatte: Romane von Alberto Moravia oder John Steinbeck zum Beispiel, Autoren, die ich ihr nie zugetraut hätte.

Allmählich, im Lauf der Jahre, bekam ich einen Blick für das Drama ihres Lebens. Ich sagte mir, jede Generation bleibe allein mit ihren Erfahrungen. Jede verbringt ihre Lebenszeit abgeschottet von den früheren wie den späteren in ihrem eigenen Zeitdorf. Die Vorstellung, es könnte zwischen ihnen Austausch und Verständigung geben, erschien mir nur noch als schöne Illusion.

Katzenbrüder

Als meine Eltern alt wurden, entwickelten sie eine seltsame Vorliebe für halb wilde Katzen. Vielleicht hing das mit mir zusammen. Ich glaube, insgeheim war auch ich für sie eine Art streunender Kater, der nur selten nach Hause kam und draußen in der Welt in ihnen unverständliche Abenteuer verwickelt war.

Ich kam wieder einmal zu Besuch. Es war Weihnachten. Meine Mutter hatte mir schon im Sommer geschrieben, ihnen seien zwei junge Kater zugelaufen. Ich erkundigte mich jetzt nach ihnen. Konnte ich sie sehen, mit ihnen spielen?

Spielen auf keinen Fall, sie sind ja nicht zahm ... Sie sind jetzt nicht da. Aber heute Abend kommen sie bestimmt, wenn ich sie füttere. Sie kommen jeden Morgen und jeden Abend an die Kellertür, dort kriegen sie ihr Fressen. Ich koche ihnen Haferflocken, es gibt auch mal Hühnerfleisch.

Wo kommen sie denn her? Und was habt ihr davon, wilde Katzen zu füttern? Wegen der Mäuse?

Meine Mutter erzählte mir die ganze Geschichte. Eine verwilderte Hauskatze habe sie im Vorjahr hier im Gebüsch, nicht weit vom Haus, zur Welt gebracht. Du weißt ja, wie das ist, sagte meine Mutter, wenn sie trüchtig sind und man ihnen die Kleinen schon öfter weggenommen hat, dann verschwinden sie gern. - Ja, sie selbst hatte schon so manchen Wurf beseitigt. Wie stellte sie das eigentlich an, ertränkte sie sie? Ich wollte lieber nicht fragen. Auf jeden Fall war meine Mutter eine dutzendfache Katzenmutter. Und jetzt fütterte sie verwilderte Kater, die durchgekommen waren. Die Menschen sind oft inkonsequent in ihren Handlungen.

Sie fuhr fort: Die Mutter scheint bald umgekommen zu sein. Und die zwei da sind hier bei uns im Gelände geblieben, immer zusammen. Seit dem Frühjahr kommen sie näher ans Haus heran. Der eine von ihnen hinkt, ist wohl schon einmal in ein Fangeisen geraten. Wir geben ihnen zu fressen, sie haben sich daran gewöhnt. Aber natürlich sind sie scheu, sie lassen sich nicht anfassen. Wenn wir im Sommer abends im Garten gearbeitet haben, sind sie die Pfade zwischen den Beeten auf und ab spaziert. Da haben wir doch wieder einmal Gesellschaft gehabt ... Sie sprach nicht weiter. Sollte das eine Anspielung sein? Ja, als einziger Sohn hätte ich nicht fortgehen dürfen, das meinten sie doch und davon würden sie auch nicht mehr abgehen.

Jetzt im Winter schliefen die beiden Kater unter dem Hausvordach in einer ausrangierten Hundehütte. Meine Eltern hatten sie mit Stroh und Säcken ein wenig gegen die Kälte ausgepolstert.

Am Abend stellte ich mich im Souterrain hinter der Tür auf, um sie beim Fressen zu beobachten. Sie sahen wie gewöhnliche Hauskatzen aus, schwarz und weiß in unterschiedlichen Anteilen, recht hässliche und ziemlich kräftige Tiere. Die engmaschige Gardine verhinderte, dass sie mich sehen konnten. Vielleicht hatte ich doch ein Geräusch verursacht. Der eine der beiden hob den schmal gezeichneten Kopf und lief dann mähnsam den leichten Hang hinter dem Haus hinauf. In der Tat hinkte er stark. Nach fünfzig Metern blieb er stehen, um den Bruder am Napf zu beobachten. Der Bruder, viel weniger ängstlich und in keiner Weise behindert, hätte weiterfressen können. Stattdessen sah er hinauf zu dem Gefährten und als der nicht zurückkam, lief er zu ihm. Er lockte ihn leise maunzend und den Kopf hin- und herrollend allmählich zum Napf zurück. Dann fraßen beide einträchtig weiter. Der Lahme nahm sich im weiteren Verlauf gewisse Vorrechte heraus. Gelegentlich drückte er den Kopf des Bruders vom Napf weg, und der Gesunde ließ es sich gefallen. Es berührte mich seltsam, dass Tiere, die kaum vom Menschen geprägt waren, so miteinander umgingen. Es war für mich ein Beispiel der umfassenden natürlichen oder kreatürlichen Güte, die wir überall entdecken können, nicht nur in der Menschenwelt.

Im Jahr darauf waren sie auf einmal verschwunden. Der Hinkende kam nie mehr zurück. Der andere

schleppte sich, als sie schon drei Tage vermisst waren, furchtbar zugerichtet ans Haus heran. Er hatte seine letzten Kräfte eingesetzt, um sich aus einer Falle zu befreien. Nun erst war er bereit, ins Haus zu kommen. Meine Mutter ließ ihn in die Garage, wo er noch einige Stunden schrie und am anderen Tag verendete.

Der kurzen Rede langer Sinn

Ich stamme von so vielen ab, doch von mir wird später keiner mal sich herleiten - Genealogie zu treiben, ist für einen Schwulen eine reizvolle Sache. Er blickt in die Jahrhunderte zurück, sieht die Entwicklungslinien zusammenlaufen, scheinbar alle auf seine Person hinflührend. Ist er nicht ihr krönender Abschluss? Schließlich wahrnehmbar.

Mama war es, die früh das genealogische Interesse in mir weckte. Damals fuhren wir oft im Renault, Baujahr um 1950, von N. nach K., erst durch die ganze Stadt, herumgelaufen, herumgelaufen und wieder hinauf und dann vom höchsten Punkt durch einen großen Wald weiter nach Süden. Die Landstraße war kurvenreich, auch sie hob und senkte sich. Eine Lichtung tat sich auf mit einem Gutshof aus alten Zeiten, in ihm ein Hotel mit feinem Restaurant. Wir hielten da nie - im Unterschied zu Marika Rijk, Zarah Leander oder Max Schmeling, die waren alle da gewesen. Mama sagte oft: „Das hat mal Vorfahren von dir gehört, von denen stammst du auch ab“

Johann Nikolaus M., geb. 1717, das ist der Frühheste, bis zu ihm lässt sich die Abstammung zurückverfolgen. Er war Zimmermann, wechselte erst den Kleinstaat und bald auch den Beruf, wurde Wildaufseher bei einem barocken Fürsten. Mit Erlaubnis des Souveräns baute er sich in jenem Wald ein Haus, rodet rundherum, bewirtschaftete Felder und Wiesen. Die letzte Erbin, meine Urgrossmutter, verkaufte das Hofgut als Witwe kurz vor 1900. Erst danach wurde, wie ich heute weiß, das stattliche Landhaus an der Straße gebaut, auf das fünfzig Jahre später meine Blicke fallen sollten. Mama, würde ich heute gern sagen, dieses Haus hat uns nie gehört

Die letzte M. hatte einen Bauern H. aus K. geheiratet. Die H. waren zweihundert Jahre vorher als Hugenotten aus Nordfrankreich gekommen. In einem Protokoll von 1776 „ein neuer Herzog ließ sich huldigen“ sind sie als Einwohner von K. schon zahlreich vertreten. Dagegen fehlen zu meiner Überraschung die S., deren Namen ich selbst trage und die ich seit den Tagen der französischen Landnahme dort ansässig glaubte. Haben sie sich der Huldigung entzogen? Kaum anzunehmen, sie werden erst später zugewandert sein. Aber wann und woher? Das bleibt im Dunkeln. Im Adressbuch der Westpfalz von 1911 finde ich sie dann, darunter auch Papas Onkel Hermann; ich traf ihn noch an, wenn wir damals nach K. fuhren, einen mürrisch-hinfalligen Mann in den Achtzigern. Fuhrmann sei er, sagt das alte Adressbuch. Der Beruf hat sich vererbt, ist mehrfach in der Sippe vertreten, wird zum Fuhrunternehmer, auch beim Holztransport aus den Wäldern. Vielleicht sind die S. wegen der Kaiserstraße nach K. gekommen, Napoleons großer Heer- und Handelsstraße, die direkte Route von Paris in Richtung auf Frankfurt.

Ein Großvater S. hat dann eine Großmutter H. geheiratet. Das also ist das althergebrachte-ländliche Milieu von Seiten des Vaters: Bauern, Fuhrleute, kleine Beamte, auch mal ein Lehrer.

Die Gegenbewegung mütterlicherseits hat mit Industrie und Bergbau zu tun. Es kamen die Sch. mitten im 19. Jahrhundert von der hessisch-thüringischen Grenze her. Die Erzgruben dort waren erschöpft, Steinkohle die Zukunft damals. Es kamen Vater und Sohn, sie und ihre Nachkommen wohnten in der Nähe der Zechen, in den kleinen Häusern des Arbeiterbauerdorfs, das allmählich zum städtischen Vorort sich mauserte.

Dagegen siedelte sich Urgroßvater W. dicht beim Eisenwerk in N. an, wohnte mit Frau und zehn Kindern auf der Etage, und obwohl er ein frommer, sittenstrenger Evangelischer schien, hielt sich das Gerücht, er sei konvertierter Jude oder doch von solchen abstammend. Er soll in den 1880ern aus Baden herübergekommen sein, um Hochofenarbeiter zu werden. 1930 starb er. Den Ariernachweis im Dritten Reich zu erbringen, gelang seinen Kindern nicht.

Meine Großeltern mütterlicherseits, das ist die Liaison der Sippen Sch. und W., sozusagen Kohle und Stahl zusammengeführt und meine Eltern dann die spätere Verbindung von Stadt und Land

und ich auf der Spitze dieser schwankenden Pyramide, als Einzelkind mich da denkbar unwohl fühlend. Das Individuum war wie ein Palimpsest: zu oft überschrieben worden. Welche Maße jetzt, sich so viele Gegensätze klarzumachen, sie in seinem Bewusstsein aufzubewahren und sich sagen zu lassen: Du bist die kurze Abschlussrede, enthaltend Sinn wie Unsinn langer alter Zeiten.

Sigurd St hling und die Adoleszenz

(1)

Wir hatten alles im Blick, wenn auch nicht wirklich unter Kontrolle. Am Anfang der Oberstufe hatte ich mich neben Ulrich setzen dürfen, in die letzte Bank der Fensterreihe. Ulrich, unser Klassensprecher, war so smart, dass man ihn fast schon für hübsch halten konnte. Er sollte es später einmal bis zum Oberst bringen. Noch saß er ganz hinten am Fenster, wie auf einem Feldherrnhügel in der Ebene. Neben ihm am Gang sitzend beschlich mich das unklare Gefühl, ich sollte ihn weniger häufig anschauen. Er hatte schon seine eigenen Feststellungen getroffen, mich betreffend. â€žDu streichst dir so oft mit den Händen über die Haare, da hintenâ€œ, sagte er, â€žwas soll er ahnte meine Gebärde am eigenen Hinterkopf nach, besorgt lächelnd. Was fürchtete er für mich? Ich fühlte mich schuldbewusst, ohne zu wissen weswegen. Mein Haar war doch wie Putzwolle, widerborstige dunkle Locken, sein milchkaffeebrauner Schopf dagegen kürzer und glatt. Maniküre war ihm schon wichtig, darin war er mir voraus, überlegen. In den Stunden wagte ich ihn nur noch verstohlen von der Seite zu betrachten.

In der Bank vor uns sa en Sigurd und Franz. Sigurd St hling anzuschauen, erfüllte mich anfangs mit Widerwillen, so hässlich war er.  ,u erlich schien er ein mickriges J ngelchen, unterentwickelt und doch wie vor der Zeit gealtert; schmalbr stig, mit länglichem, unten spitz zulaufendem Gesicht und fliehendem Kinn, der Schädel auch hinten verformt. Sein magerer, rachitisch wirkender Körper wollte ihn zum gebückten Gang verleiten, doch er stemmte oder vielmehr klemmte sich dagegen, mit versteiftem Rücken und kleinen, sehr um Würde bemühten Schritten. Seine braunen Augen wirkten geistvoll, das Timbre der Baritonstimme war angenehm. In dem Stadtviertel, in dem St hlings wohnten, lebte damals eine Großtante von mir. Ich horchte Tante Klara aus und erfuhr, Sigurd war ein Zwillingsskind und die Geburt so kompliziert verlaufen, dass sein Bruder dabei gestorben war und er selbst nur gerade am Leben geblieben. Er war wie ich selbst Einzelkind.

Der stämmige Franz spielte vor den anderen gern den Proleten, den Anti-Intellektuellen, den Qu lgeist. Sigurds Martyrium fand in den Minuten statt, wenn alle schon sa en und auf den Lehrer und den Beginn der Stunde warteten. Franz rückte dem Nachbarn nahe, fuhr ihn mit Stentorstimme an: â€žDu Homo, du!â€œ Er gab ihm Kn ffe in die Flanke. Sigurd versuchte, zur Seite auszuweichen. â€žLass das, h r doch aufâ€œ, zischte er. - â€žWas hast du gesagt: höher rauf?â€œ Franz zwickte ihn in den Oberarm. â€žAua, nicht doch, lass â€!â€œ â€“ War es ein Spiel, ein Ritual, das mich da abstie  und zugleich faszinierte. Keiner hatte die beiden zusammengesetzt, sie hatten es selbst gewollt. Franz trug Kaufhausklamotten im Military-Stil. Er fing schon an, etwas  ppig zu werden. Dieses schwellend Zuchtlose an ihm stach mir in die Augen und darüber erschrak ich, sah dann rasch zu dem schlanken, adretten Ulrich hinüber. Er und Franz palaverten oft scheinbar freundschaftlich in den Pausen, aber Ulrich duckte Franz immer wieder. Er ließ ihn körperlich nicht an sich heran, nannte ihn faul und einen Bl dman.

Königlicher amüsierte Ulrich sich nie, als wenn Franz auf Sigurd einhackte: â€žDu Homo, du!â€œ Der sonst so kühle, disziplinierte Ulrich lachte, brüllte, bog sich vor Vergnügen. Franz genoss den Applaus und führte das Stück beinahe täglich vor uns auf. Mir war Ulrichs Verwandlung dabei unheimlich. Ich sprach Sigurd darauf an: â€žStopp doch diesen Quatsch, bei dem für keinen was Gutes rauskommt.â€œ â€“ â€žWas soll ich denn machen, so ist er halt â€!â€œ

Sigurd war jetzt mein Hauptgespr chspartner. Mit ihm oft und lange zu reden, brachte mich weiter. Er las schon Nietzsche und Schopenhauer und ärgerte den Deutschlehrer damit, dass er in seinen Aufsätzen den ironischen Stil Thomas Manns nachahmte, ohne Rücksicht auf das Thema, von dem er dabei weit ab- und daher selten über ein Ausreichend hinauskam. Seine Eltern waren Zeugen Jehovas, doch Sigurd war â€“ in einer überwiegend evangelisch bis atheistischen Stadt â€“ katholisch getauft und erzogen worden. Darüber beklagte er sich bei mir: â€žDie Rituale, mit denen sie dich prägen, die wirst du im Leben nicht mehr los.â€œ Das Verhältnis zu den Eltern war für uns beide

problematisch. Als ich feststellte, es fehle daheim insofern die Basis, entgegnete er: "Wo keine Basis ist, da braucht man keine." Ich besuchte ihn einmal zu Hause, es war schmucklos, freudlos, beengt, niederdrückend.

Er war eine auffallende Erscheinung, mehr noch als in der Klasse auf den Korridoren, im Schulhof oder in der Stadt draußen. Kein zweiter Schüler war wie er gekleidet. Er trug als einziger Tag für Tag einen schwarzen Anzug mit weißem Einstecktuch, schwarze Halbschuhe und über weißem Oberhemd stets dieselbe dezent hellgrau gemusterte Krawatte. Immer dabei: die schwarze Miniaktentasche und ein dazu passender Regenschirm. Er vertraute mir einen Herzenswunsch an: eines Tages mit Melone zu erscheinen. Damals trug er auch konservative Gesinnung. Als ich mit ihm über einen Koalitionsbruch reden wollte, entschuldigte er sich: Von heutiger Politik verstehe er nichts. Zu den Büchern, von denen er sprach, gehörte Felix Rexhausens "Lavendelschwert". Davon erzählte er nur recht allgemein, behaglich schmunzelnd, ohne zum Kern zu kommen: "Sehr interessant. Eben eine deutsche Revolution." Den satirischen Roman über den Aufstand der "Hundertfünfundsebziger" las ich selbst erst viel später.

Das Abitur stand bevor. Ich harmonierte geistig mit Sigurd, fühlte mich physisch von Franz angezogen und beschloss wider alle Vernunft, dass ich meinen Roman, wie bei Proust der Erzähler es bezogen auf Albertine sich vornimmt, eben mit Ulrich haben wollte. Daraus wurde indessen nur eine wenig ergiebige Kurzgeschichte.

(2)

Sigurd und ich, wir schrieben uns nach der Schule auf mein Betreiben an der Universität von *** ein. Bald erkannte ich, meine Berufs- und Studienwahl war falsch gewesen. Mein Vater zwang mich, wenigstens bis zum Ende des Semesters auszuharren. Bis dahin hatte ich noch Gelegenheit, Sigurds Verwandlungen aus der Nähe mit anzusehen. Er radikalisierte sich rasch und wechselte mit der Gesinnung auch seine Kostümierung. Aus dem Londoner Börsemakler wurde ein deutscher Hippie, der sich in schlabberige rote oder grüne Wollsachen hüllte. Gern zitierte er jetzt den Apostel Paulus: den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein.

Mein Musterungstermin nahte und ich hoffte, für untauglich befunden zu werden. Von einem Mittel dazu hatte ich bei Thomas Mann gelesen: sich für homosexuell zu erklären. Ich wandte mich um Rat an Sigurd und gestand ihm als Erstem überhaupt, dass ich schwul sei. Er schien anfangs unangenehm berührt, runzelte die Stirn und antwortete in ungewohnt trockenem, unpersönlichem Ton, als wären wir Fremde füreinander. Er riet mir, diesen Notausgang nur im äußersten Fall zu nehmen. Abschließend sagte er noch, jeder Homosexuelle müsse sich über seine Rolle selbst klar werden. War das nun eine diskrete Offenbarung oder nicht?

Nach diesem Semester wohnten wir in verschiedenen Städten, besuchten uns gelegentlich und schrieben einander Briefe. In einem der ersten gab er erneut einen Lesetipp. Martyn Goffs "Der jüngste Herr im Vorstand" werde "zur Erhellung Deiner Lage Unschätzbbares leisten", schrieb er. Er selbst lese gerade Osbornes "Ein Patriot für mich". Daneben fand sich eine Liste toter Schriftsteller, deren Biographien er sich, ohne es zu begründen, sämtlich bald anschaffen wolle: Arthur Rimbaud, Paul Verlaine, André Gide, Oscar Wilde, Stefan George, Alexander von Humboldt, Marcel Proust, René de Chateaubriand, Hans-Christian Andersen. Es war leicht, die Schrift auf der unsichtbaren Banderole zu entziffern: Homosexualität in der Literatur. Nur bei Chateaubriand hatte er sich vertan, glaube ich. Mich ärgerte dieses literarische Maskenspiel. Ich wollte ihn provozieren, konstruierte in meiner Antwort den Gegensatz von intellektuell "das sei er" und sinnlich: wäre ich gern gewesen. Er verstand mich gut und zeigte in seiner Antwort, wie verletzt er war.

Bei der Musterung gelang mir tatsächlich, aufgrund von Homosexualität für untauglich erklärt zu werden. Ich wollte ein bisschen stolz auf mich sein, aber Sigurd meinte, so ein Coming-out sei doch

ein Fehler. Das würde sich zeigen, falls man später einmal im öffentlichen Leben eine Rolle spielen wolle.

Einige Zeit später wechselte er das Studienfach, an die Stelle von Psychologie trat jetzt Soziologie. Der Sozialistische Deutsche Studentenbund löste sich auf und Sigurd fand Anschluss an eine marxistische Splittergruppe. Sie war aus seiner Sicht ideal – einerseits radikal, andererseits auch etwas feingeistig und mit Geldmitteln unklarer Herkunft versehen. Sie schickten ihn zu Kursen ins westliche Ausland, er stieg bis in den Führungskreis auf. Er schrieb auch für ihre Zeitung und erklärte mir, faktisch habe er aufgehört zu studieren, er sei jetzt Berufsrevolutionär.

(3)

Damals lebte ich schon in Berlin. Bei Sigurds erstem Besuch dort war seine Aufmachung nicht mehr extravagant, er trug jetzt schlichte Alltagssachen, als er mich spontan von der Arbeit abholte. Den Abend verbrachten wir anfangs auf einem Teach-in in der Technischen Universität, dann fuhrte ich den stumm Widerstrebenden in die schwule Disco, in der ich damals verkehrte. Ich wurde enttäuscht, im Lokal zeigte er keinerlei Reaktion auf die Umgebung. Obwohl in dieser Welt selbst noch nicht wirklich angekommen, wollte ich doch in ihm den bornierten Provinzler sehen, der blind durch Berlin lief. Er hat weder Spaß an der Atmosphäre, sagte ich mir, noch an dem wirklichen Leben. Die Menschen auf den Straßen und Plätzen, er scheint sie kaum zu sehen, er atmet nur die dünne Luft von Bibliotheken, Seminaren, Buchläden und kleinen linken Zirkeln. Besonders enttäuschte er mich dadurch, dass er auch auf intellektuellem Gebiet nicht mehr so glänzte wie früher. Er schien mir theoretisch schwach und leicht angreifbar. Aber mich reizten oberflächliche Streitgespräche nicht mehr.

Vielleicht hatte ich mich getäuscht –! Als er einige Abende später wieder kam, war er gerade auf einer Kudamm-Demonstration gewesen und hatte dabei, wie er mit halb unterdrückter Befriedigung berichtete, ein eindeutiges Angebot erhalten. Aber er war doch nicht mit dem Jungen auf dessen Zimmer gegangen - und ich verstand nicht einmal, wie überhaupt einer Sigurds Körper begehren konnte.

Später in diesem Jahr trafen wir uns, als wir wieder einmal in der Heimat zu Besuch waren. Wir gingen im Wald spazieren und erörterten literarische Pläne. Über meine Äußerungen sich Sigurd im Ganzen wohlwollend. Nur sagte er, er vermisse dabei das Anliegen. Dass einer ohne ein solches schreiben und dabei nur sein Lebensgefühl ausdrücken will, konnte er nicht akzeptieren. – Wir gehen halt zwei verschiedenen Epochen an, sagte er, – du einer untergehenden, ich einer gerade beginnenden. –

Wir kamen an einem Ausflugslokal vorbei, auf das ich ihn hinwies: da sei ich mal mit Ulrich gewesen. – Und, hörst du noch etwas von ihm? – – Nein, schon lange nicht mehr. – Nach gar nicht erst.

(4)

Einige Monate darauf besuchte er mich ein zweites Mal in Berlin. Es war Freitagabend und nach einer Woche Büroarbeit zog es mich in die Bars. Da stand plötzlich Sigurd vor der Tür meines Apartments. Er sei schon eine Woche in der Stadt, habe meine Telefonnummer verloren und sei in Arbeit versackt. – Wir sind dabei, auch hier eine Gruppe aufzubauen, das ist schwer in so einem politisierten Milieu. Nach einem Seminar in der FU planen wir nun eine Großveranstaltung in der TU, im Audimax. – Er nannte zwei, drei Namen von Männern, die Vorträge halten sollten. Er hielt sie für sehr bedeutend, wenn sie der Öffentlichkeit auch kaum bekannt waren.

Er wollte nur kurz mit mir sprechen und den Nachtzug nach Frankfurt nehmen. Ich überredete ihn ohne viel Mühe, erst am nächsten Morgen zu fahren und die Nacht in meiner Gesellschaft zu verbringen. Dann führte ich ihn wieder in meine Lieblingslokale. Er fiel kaum noch auf, so unscheinbar wie er sich nun kleidete. Oder fiel er gerade dadurch auf? Noch nie habe er derart berfällte Kneipen gesehen, sagte er; es klang neutral. Da kam Rupert Danziger in die Bar und mir gerade recht: Er war Schauspieler, Regisseur, intellektuell, die beiden würden sich gut unterhalten können. Ich stellte sie einander vor, aber Rupert, mein neuer Mentor, glänzte diesmal nicht. Er habe drei Tage und Nächte tanzend durchgemacht und fühle sich dem Zusammenbruch nahe. „Ich bin schon so müde, dass ich nicht einmal mehr schlafen kann.“ Sigurd versuchte dazu ein Lächeln, schwieg. Rupert zog weiter.

Jetzt ging ein schlanker junger Mann mit Röhrenkopf vorbei, der mich beinahe feindselig anstarrte. Sigurds Miene schien fragend. Ich sagte, das sei mein Dämon. „Er ist Koch, er fasziniert mich. Ich habe ein paar Mal mit ihm zu reden versucht, es war nicht an ihn heranzukommen. Und doch sind wir seitdem aufeinander fixiert, irgendwie.“ Was soll ich tun? Bist du nicht mal Psychologe gewesen?“ „Nein, ich bin Psychologe gewesen, das ist nicht mehr mein Fach. Und ich kann dir dazu nichts sagen.“

Wir versanken in anhaltendes Schweigen. Ich begann mir vorzuwerfen, ihn über Nacht dabeizubehalten zu haben. War ich denn so viel besser als Franz damals mit seinem „Du Homo, du?“ Welcher Dämon trieb mich zum zweiten Mal, ihn in eine Szene einzuführen, die er selbst bewusst mied? Aber er hatte mich wegen meiner Lebensführung in seinen Briefen kritisiert, hatte von „gepflegter Abartigkeit“ geschrieben. Ich erinnerte mich und mein Groll war wieder da.

Wir kamen gegen drei Uhr morgens bei mir an. Es waren noch vier Stunden herzubringen. Mein Apartment war so klein, dass nicht zwei gleichzeitig sich niederlegen konnten. Also blieben wir auf und stritten uns. Er begann mit Eindrücken von einem Kursus in Frankreich im Sommer davor. Da war eine deutsche Genossin gewesen, ihr Vater sei Chefredakteur in Frankfurt. „Die Auflage geht in die Millionen und er residiert in einem Hochhaus.“ „So schön kann Sozialismus sein.“ „Effektivität kommt es an.“ „Genau, und die Frage solltest du dir auch mal vorlegen.“ „In der Tat.“ „In der Tat.“ „Von proletarischer Revolution dauernd reden, aber keine Ahnung von Proletariern haben.“ „Woher beziehst du eigentlich die kleinbürgerlichen Vorstellungen, auch Studenten schaffen Mehrwert, den sie verkaufen müssen, sind also Proletarier.“ „Alle Studenten sind Proletarier?! Lachhaft. Ich habe jeden Tag im Büro mit den rechten Arbeitern und kleinen Angestellten zu tun, am Telefon oder persönlich. Ich weiß, was sie verdienen, wie sie arbeiten, weshalb sie gekündigt werden. Du aber treibst Theorie ohne Basis und obendrauf packst du dann noch Praxis. Das kann nur scheitern.“

Er sagte, wir sollten nicht weiter auf diese Art diskutieren. Wir litten an gebrochener Kommunikation, könnten uns einander nicht mehr mitteilen. Er monologisierte zwanzig Minuten und legte mir dar, was ihn antreibe und worin unsere Differenzen begründet liegen.

„Wenn Leute wie ich Rechenschaft über ihr Tun ablegen sollen“, begann er, „und das nicht nur als Hinweis auf persönliche Erfordernisse dieses oder jenes Sachverhaltes tun können, bekommt man meist unzureichende Antworten. Ich für meinen Teil habe die Erfahrung gemacht, dass sich dabei ein Selbstbewusstsein manifestiert, das sich im wesentlichen bestimmen lässt als die Erkenntnis der konstituierenden Bedeutung des Gesamtprozesses für die Rolle des Subjekts, es ist das historische Bewusstsein“ (er betonte es, machte eine kleine Pause und fuhr fort:) „Die vulgäre Existenzbestimmung als einer unmittelbaren gibt niemals Raum für die Erkenntnis ihrer eigenen Bedingungen. Sie geht aus vom einfachen Sich-selbst-gegeben-Sein und verharrt auf der Stufe dieser Unmittelbarkeit; dies ist das ahistorische Bewusstsein“ (er nickte bedeutsam und wiederholte sich:), „das ahistorische Bewusstsein also, das, indem es seine Existenzbedingungen wesentlich als Produkte seines Wollens sieht, die Bedeutung seiner eigenen Existenz nur aus sich selber zu geben vermag. Damit muß ihm seine eigene Wesenheit fremd bleiben, denn diese ist vom Ganzen her bestimmt. Die vulgäre Bestimmung der Existenz gibt sich allzu bescheiden, sie hat nicht den Anspruch,

integrierender und damit konstituierender Bestandteil des Ganzen zu sein. Indem sie ihre Bestimmung an sich selber zu verwirklichen sucht, bringt sie es fertig, von der Tatsache zu abstrahieren, daß sich die eigene Lebensbewegung nur inmitten der Gesamtbewegung vollzieht und setzt sich damit absolut. So erweist sie sich als eitle Sackgasse

Das ging noch eine Weile so fort, dann brachte ich ihn zum Bahnhof Zoo.

Hatte ich seine Suada mitstenografiert? Natürlich nicht. Er bekam zwei Wochen später einen ruppigen Brief von mir und antwortete postwendend, indem er mir noch einmal ausführlich darlegte, wie er mit dem Weltgeist sei und ich eben Bewohner einer - eitlen Sackgasse. Ich erkannte fast alles wörtlich wieder. Er hatte es wie auswendig gelernt herunterspulen können, so dass ich die Briefstelle heute als Redezitat verwenden kann.

Viel mehr als dieser Hauptteil trafen mich Anfang und Ende seines Schreibens. Es begann so: „Ich habe mich in unseren Beziehungen niemals über einen Mangel an Zynismus beklagen können; das hatte seine Gründe und ich habe das akzeptiert“ und schloss damit: „Daß Du verschiedene Wunden mit „tze ausgewaschen hast - im Sinne der Hygiene wird dies niemand verurteilen können! Hygiene aber findet ihren Sinn erst in der Therapie.“

Da ich ihm nicht helfen konnte, beließ ich ihm das Schlusswort. Er verschwand für mich im Dunkel der Zeitgeschichte.

Brief an einen lieben Toten

Berlin, im Herbst 2020

Lieber Vorangegangener,

verzeih, das klingt häßlich, ich weiß. Es ist nicht die erste Version, ich tue mich damit schwer, dich den neuen Umständen entsprechend anzureden. Ich wollte schon "Mein lieber Antipode" schreiben und habe es verworfen – zu kühl, zu gelehrt. Außerdem missfällt mir dessen Bedeutung im übertragenen Sinn. Nicht einen Gegensatz will ich betonen, ich suche wieder die Annäherung an dich. Die neuen Umstände? Noch so eine Verlegenheitsfloskel. Es ist nun einmal wahr, dass sie dich in der Erde Neuseelands begraben haben, nicht in Europa, das du mehr geliebt hast, wenn es auch eine Zuneigung aus der Distanz bleiben musste. Mir fällt noch etwas ein: "Lieber Gegenfänger" – Das hat etwas Zärtliches, findest du nicht?

Ich stelle mir jetzt deine Füße nicht im Grab, sondern in meinem Bett vor, damals neben mir. Du schläfst unruhig, bewegst Beine und Füße hin und her und davon werde ich wach. Deine Sorgen kenne ich, deinen unerfüllbaren Wunsch. Du willst nach Europa, nach Deutschland, nach Berlin. Du wirst keine Arbeitserlaubnis bekommen, also musst du zurück und auf der Südhalbkugel bleiben. Und deshalb ruckelst du jetzt im Traum mit den Extremitäten, zuckst auch mit Armen und Händen. Ich kann dir nicht wirklich helfen, dich nur ein wenig beruhigen. Ich nehme dich in meine Arme und ich lege ein Bein quer über deine Unterschenkel. Jetzt bist du halbwach geworden, atmest einmal tief durch und rückst näher an mich heran. So war es doch - war es so? Wer sich da noch sicher sein konnte.

Zufällig bin ich auf die Nachricht von deinem Tod gestoßen – was man so Zufall nennt und doch keiner ist. Ich bin dabei, alte Briefe digital zu archivieren, solche, die ich noch immer aufbewahre. Nr. 420 ist der, den du mir einmal geschrieben hast. Ich war mir nicht sicher, ob ich deinen Familiennamen noch exakt wusste; er fehlt im Brief. Um es herauszufinden, gab ich Vor- und Zunamen bei Google ein. (So ein Pedant bin ich.) Korrekt sind die Namen und ich weiß jetzt, dass du schon einige Zeit nicht mehr am Leben bist. Ein paar Tage war ich traurig deswegen. War das nun überspannt? Ich war dir vor Jahrzehnten während eines halben Monats sehr nahe gekommen und hatte schon lange keine Nachricht mehr von dir. Und dennoch: So fern du warst, so nah warst du mir auch. Kein Jahr, in dem du mir nicht wiederholt vor die Augen tratest. Hastest du dich nicht vollkommen von mir entfernt, es wäre weniger oft geschehen, vermute ich.

Du seiest unerwartet und friedlich zu Hause verschieden, las ich. Das ist ganz dein Stil gewesen: ruhig abwarten und geschehen lassen. Einmal, das hast du mir erzählt, standest du in Berlin vor einer abfahrbereiten U-Bahn, wartend, dass die Türen automatisch geöffnet würden, wie in London. Nicht so in Berlin, die Bahn fuhr ohne dich ab.

Ich hätte dich hier auch mit deinem Vornamen anreden können, aber das ist mir nicht persönlich genug. Du trugst einen häufig vorkommenden Namen. Ihn zu gebrauchen, würde dich unter so viele andere einreihen, doch für mich warst du einzigartig. Ich kenne die Art deiner Bestattung nicht, sie werden deinen Leib hoffentlich nicht verbrannt haben. In deinen Knochen, im Rückenmark, gerade auch da ist deine individuelle, unverwechselbare Substanz. Ich würde nicht zögern, deinen Totenschädel zu betrachten, so als ob du noch lebendig wärst wie damals. Du kamst mit mir nach Hause, ein wenig besorgt beim ersten Mal. Ich schloss die Tür hinter uns und nahm deinen Kopf in meine Hände, umfasste die Hirnschale. Ich war neugierig auf den Inhalt unter der Schädeldecke, griff stärker zu. Die Form offenbarte mir nichts. Da begann ich das kurze Haar zu streicheln - war es dunkelblond oder fahlbraun gewesen? Meine Erinnerung lässt mich im Stich. Wir küssten uns lange. Dein Totenkopf würde mir auch jetzt keinen Aufschluss geben. Ich würde ihn behutsam niederlegen, wie eine Reliquie.

Es ist richtig, du warst nicht allzu häßlich. Warst weder recht groß noch wirklich klein. Durchschnitt, ohne Mittelmaß, schlank, ohne hager zu sein. Eher herb sahst du aus, ein bisschen karg, späterer Nachfahre von Fischern und Schafzüchtern, im Ganzen doch reizvoll, stellte ich allmählich fest. Als du in die Bar kamst, war Wyatt neben dir und zog anfangs meine Blicke auf sich. Er war, was du nicht warst: groß, breit, gutaussehend. An ihn wollte ich näher herankommen. Aber er wich geschickt aus, indem er sich hinter dich stellte, als ich zu euch getreten war, und sagte mir über deine Schulter hinweg, du seiest ihr Besuch von daheim, aus Neuseeland. Er wohnt bei uns draußen, ergänzte er und bezog so einen mir unbekanntem Dritten mit ein, schob ihn zusätzlich zwischen sich selbst und meine interessierte Person. Dann ging er weg, angeblich um Drinks für uns zu holen. Sprich Englisch mit ihm, wenn möglich, sagte er noch und blieb lange fort. Wir sahen ihn mit zwei anderen Gästen reden.

Unser Gespräch in der Bar war von Anfang an stockend. Es mag auch an der lauten Musik gelegen haben, daran dass wir gegen sie anreden mussten. Du sagtest, du hättest den ganzen Sommer in Europa verbracht und wärest bald zurück, leider. Dabei wirktest du so bedrückt, dass es mich rührte, und das war der Anfang der Sympathie. Ich legte eine Hand auf deine Schulter, begütigend sollte es wirken, du aber wolltest es als mein Bedürfnis nach größerer Nähe verstehen, lehntest dich an mich, bliebest dabei. So standen wir länger dicht beisammen und sahen schweigend auf das Treiben rundum: die Gruppen Redender, die einzeln Herumgehenden, das Werben umeinander. Wyatt kam zurück mit zwei Flaschen Bier, für sich eine Limonade. Er trank sie nur halb aus, erklärte dir etwas mit viel Akzent, so dass ich nichts mitbekam. Dann war er weg und ich hatte dich für die Nacht.

Es wurden drei Nächte, erst eine und am Wochenende darauf noch zwei. In der Erinnerung unterscheide ich sie kaum. Wir waren jeweils auch den größten Teil des auf eine Nacht folgenden Tages zusammen, blieben in meiner Wohnung, bis Wyatt dich abholte. Dabei schien er darauf zu achten, dich nicht bei mir zu treffen, sondern irgendwo in der Nähe. Mit dir zu reden, war jetzt einfach. Ich hörte mich in dein pazifisches Englisch ein und du überhörtest meine vielen Fehler beim Sprechen oder tatest so. Wir sprachen über dein Land und meines. Europa war für dich herrlich, Deutschland wunderbar und Berlin die allerfreieste Stadt. Ich habe hoffentlich nicht darüber gelauscht wie jetzt. Wenn du schon nicht übersiedeln konntest, solltest du wenigstens ein paar leicht zu konservierende Illusionen mit nach Hause nehmen, als Notvorrat für die lange weitere Lebensreise.

Anschmiegsam warst du am Tag auf eine selbstverständliche, fast sportliche Weise. Nachts begriff ich, dass du das Unterlegensein liebtest, auch den Schmerz. Du zeigtest mir, wie ich dir wehtun konnte. War ich gelehrig? Du hingst dich an mich, das war zu bemerken. Je sympathischer du mir wurdest, umso weniger gern schlug ich dich und tat es doch, um dich nicht zu enttäuschen. Mein Dilemma vergräbte sich mit jeder gemeinsamen Nacht. Würdest du auch noch verlangen, dass ich dich würgte? Ich sagte mir, es sei gut, dass du bald zurückfliegen musstest, und ich vermisste dich schon im Voraus.

Die vierte Nacht verlief anders. Wir waren in der Bar verabredet, in der wir uns kennengelernt hatten. Du kamst erst spät an diesem Samstagabend mit Wyatt dorthin. Ich erfuhr zu meiner Erleichterung wie zu meinem Schmerz: ja, Schmerz -, du konntest nicht mehr mitkommen. Am nächsten Tag ging morgens dein Rückflug und Wyatt hatte das Abschiedsprogramm so dicht gepackt, dass keine Stunde mehr frei blieb. Morgen Mittag, sagtest du, da haben sie für mich Freunde von sich zum Essen eingeladen. Nach einiger Zeit trenntest du dich von uns, stiegst die Treppe hinab und bliebst sehr lange dort unten. Es ging gegen Morgen, das Lokal leerte sich. Wyatt, der bei mir geblieben war, sagte nach und nach: Ja, Lionel ist jetzt im Darkroom. Er ist ein bisschen depressiv wegen seiner Abreise. Ich würde zwar gern bald nach Hause fahren, aber ich bringe es nicht über mich, ihn heraufzuholen. Es ist seine letzte Gelegenheit, wahrscheinlich für immer und vielleicht ist es gut so. Selbst mir ist es schwer gefallen, mich bei euch einzugewöhnen. Der Mentalitätsunterschied ist sehr groß.

Um halb fünf warst du wieder bei uns. Wir redeten noch einmal über die Zukunft. Du sagtest: Ich kann mich nicht mal in England einbringen lassen, das geht jetzt auch nicht mehr! Und du wirst Europa nicht mehr besuchen, es sei zu teuer. Oder, wenn überhaupt, frühestens in fünf Jahren. Wir blieben noch eine Stunde, bis der Barman uns als Letzte hinauskomplimentierte. Dann auf der Straße gefühlvoller, endgültiger Abschied, aufwendend, empfindend, niederschlagend. Es kam noch ein Brief von dir, anzuschauen wie die Inschrift auf einer alten römischen Stele, sagen wir, an der Via Appia. Ein Fragment daraus: I HOPE YOU ARE WELL MANY DAYS I THINK OF THE TIMES WE SPENT TOGETHER EVEN THO IT WASN'T VERY LONG FOR ME THEY WERE NICE TIMES I WISH WE COULD HAVE SPENT A LOT MORE TIME TOGETHER AND GOT TO KNOW ONE ANOTHER MUCH BETTER I REALLY MISS THOSE NIGHTS AND SUNDAY MORNING BREAKFASTS DON'T HAVE ANY MORE NEWS AS THIS PART OF THE WORLD IS VERY QUIET! Wie oft habe ich das gelesen und manchmal dazu Musik von Philip Glass gehört: Einstein on the Beach.

Unsere Verbindung brach ab, du warst kein großer Briefschreiber. Was Wyatt betrifft, so weiß ich inzwischen, ihr seid immer in Kontakt geblieben. Darin finde ich einen gewissen Trost. Er ist ein Mann von Anstand, Format und Würde. In ihm ist der Geist des Ostens! lernen wir von ihm - und an ihm, Wyatt, ist auch die Manierlichkeit der großen Welt. Einer wie er konnte im Beruf Prinzessinnen und Diven umsorgen. Wie souverän er ist, ihn kann, ihn muss man bewundern - dich hätte ich immer nur lieben wollen. Wusstest du, dass ich Wyatt schon vor dir kennengelernt hatte? Es war im selben Sommer, ein paar Wochen früher, eine wortarme Begegnung im Wald! Er, der große, kraftige, attraktive Mann kniete vor mir und! du bist schon im Bild. Dabei war er einfach perfekt und: vollkommen unpersönlich. Das Persönliche ist wohl unser Schicksal gewesen, deines wie meines, und ich will jetzt nicht so weit gehen zu sagen: auch unser Unglück.

Wie lasse ich dir diesen Brief zukommen? Und muss ich ihn erst ins Englische übersetzen? Das weiß ich noch nicht. Ich will es so sehen: Jetzt ist dieser Brief an dich in der Welt, und das ist dieselbe Welt, an der, in veränderter Form zwar, deine unzerstörbare Substanz noch immer teilhat. So gesehen kann ich mich an vielen Orten und zu vielen Zeiten an dich wenden, dich erreichen. Fast möchte ich sagen: Was war, das ist und wird sein. Oder vielleicht ist es so, es mag sein. Jedenfalls grüße ich dich, anders als zu Beginn meines Briefes, an seinem Ende so:

Der mit dir Gleichzeitige

Eine Reise wie keine

Robert Walser kam aus Biel, da bist du doch auch mal gewesen? - Gewiss, an das Hotel dort erinnere ich mich, sonst an kaum etwas. Es lag an einer der Hauptstraßen im Zentrum, war gediegen und plätschig nach Schweizerart. Auf meinem Zimmer schrieb ich einen Brief, darin ein bisschen Walser imitierend. Während ich mir die Stadt jetzt vorzustellen versuche, kommt mir die gleichende Kathedrale von Solothurn in den Sinn. Vielleicht habe ich anstelle von Biel in Solothurn übernachtet und dort den Brief geschrieben? Ich weiß es nicht mehr.

Dieser Monat in der Schweiz gehört zu den seltenen Abschnitten meines Lebens, die nicht dokumentiert sind. Ich fuhr und lief damals kreuz und quer durch das Land, ließ mich vom Wetter und von Zufällen leiten. Schon die Vorgeschichte war chaotisch gewesen. Kurz vor einer lange geplanten Reise nach Wien war ein Freund dort überraschend an Aids gestorben. Ich hatte sogar geweint, nur kurz, hatte mich wieder gefasst und umorientiert.

So fuhr ich zu Ostern nach Basel. Mein Gastgeber beklagte den Puritanismus der Schweizer. Wenn es ihm einfiele, jetzt am Feiertag die Fenster zu putzen, würde gewiss irgendeiner die Polizei rufen. Wir unternahmen stattdessen eine Jurawanderung, die mir nur etwas kurz vorkam - es musste daheim noch ein Festtagslammbraten fachmännisch präpariert werden.

Am Ostermontag nach Lugano und du empfandest dasselbe wie Hermann Hesse anno 1927: freudloser Rummel am See und in den Gassen. Montagnola ließ ich rechts liegen, als ich anderntags am Hang des Monte San Salvatore nach Süden ging - mein jugendlicher Enthusiasmus für Hesse hatte schon nachgelassen. Womöglich kam ich durch Carabbia und Carona, ob ich auch im, wie man sagt, herrlichen Morcote war, ist mir entfallen. Ich sollte von Melide den Zug bis Capolago genommen haben. An die einfache, freundliche Pension in Riva San Vitale denke ich noch gern.

Vor mir tarnt sich jetzt die Frage auf: War ich je auf dem Monte Generoso? Wohl doch, einmal genoss ich ja, scheint mir, diese Aussicht, die nur zu oft als grandios bezeichnet wird. Aber es kann kaum von Riva aus gewesen sein. An diesem Tag stieg ich, falls ich mich nicht irre, schon an der Station Bellavista aus und wanderte durch die grünen Hänge Richtung Mendrisio. Mir ist, als ob ich dahin zuletzt den Bus genommen hätte. Mendrisio kam mir lombardisch, nicht helvetisch vor. Nach einer Nacht dort muss ich auf einem der vielen Bergwege zum Gipfel des Monte San Giorgio gelangt sein. Mir hat sich vor allem eingeprägt, wie ein Vater seinem auf der Kante über dem Absturz hingenden Söhnchen immer wieder zurief: «Reste là, reste là!» An diesem Tag oder an einem anderen machte ich Bekanntschaft mit einer sinnreichen Vorrichtung: Kettenhund mit langer Schiene für die Kette. Fast wäre einem so die Attacke auf mich geplatzt.

War ich abends nicht in Chiasso und musste über Nacht zur Sicherheit meinen Pass an der Rezeption hinterlegen? Nichts weiter über Chiasso! Am Morgen darauf rasch nach Lugano gefahren und mit einem Bus in die Berge nordlich davon. Ein schöner Tag, von dem kaum ein Hauch von Erinnerung geblieben ist. Ich übernachtete in einem frisch renovierten Zimmer in Tesserete. Der Gastwirt war sehr stolz auf den guten Geschmack, der da gewaltet hatte. Ich machte abends für Touren in noch höhere Regionen, doch das Wetter passte anderntags dazu nicht. So flüchtete ich am Morgen ins niedrigere Malcantone, spürte im April vereinzelte Schneeflocken auf meiner Haut und zog mich, da Nordföhn war, mittags mit dem nächstbesten Schnellzug über die Alpen zurück. Und das war erst der strukturiertere Teil meiner Reise, wie war dann wohl der Rest?

Der weitere Ablauf ist im Detail nicht mehr rekonstruierbar. Zu viele und zu weit auseinanderliegende Orte, mit immer anderen Bahnen oder Bussen und oft auch zu Fuß erreicht. Ich suche im Atlas Namen, die etwas in mir wachrufen. Da ist das kleine Goldau mit dem großen Bahnhof. Vom Gasthofzimmer sehe ich, wie sich die stille Straße in der Dämmerung mit amüsiertwilliger Jugend belebt. Oder Einsiedeln mit seinem Kloster wie ein Großkaufhaus des Glaubens. Pfauenschrei in

einem Privatgarten im Mittelland – ist es am Sempacher See? Ich musste Murten sehen und Fribourg, Beromünster und St. Gallen, auch das Kunstmuseum in Winterthur. In dieser Stadt schob sich ein reisender Kaufmann abends am Tresen der Hotelrezeption dreist an mir vorbei, ich kann sehr nachtragend sein –! Im Bahnhof von Bern spielte ich den unbeteiligten Beobachter und nahm sie doch wahr, die einzeln flanierenden Männer. Auch bei der Maifeier auf dem Thuner Marktplatz sah ich mich unter den Teilnehmern um. Am Bodensee war ich nur so lange, wie man zum Umsteigen braucht. Nach einer Nacht in Buchs, gegenüber Liechtenstein, ging ich zu Fuß rheinaufwärts bis Sargans und fuhr vielleicht von da nach Chur. Und wann stieg ich vom Berninapass ins Puschlav hinunter, damals oder auf einer späteren Reise? Als ich an der Aare war, schlief ich da in Brugg oder in Aarau? Wer das noch wüsste.

Zum Übernachten fand ich in Brienz ein hellhöriges Gränderzeithotel und im Emmental ein altes, behäbiges, ganz aus Holz, in dem große, wohltuende Stille herrschte. Es kann in Burgdorf gewesen sein, als mir beim Frühstück eine Dame auf meinen fragenden Blick hin ihr Schweizerdeutsch übersetzte: Ich habe meiner Freundin eben gesagt, ich hätte gestern gekotzt. Noch einmal kam ich ins Tessin, übernachtete in Bellinzona. Vielleicht fuhr ich erst von da zum Monte Generoso und weidete mich am spektakulären Panorama, alles zugleich im Blick, die Gebirgsmauern und die Riesenseebecken dazwischen.

Auf dieser Reise durch die Schweiz, die ich bis dahin kaum gekannt hatte, tat ich alles, was ich gewöhnlich bei Reisen für falsch halte. Später fuhr ich noch wiederholt hin und vermied es mit Bedacht. War das nun recht getan?

Abstieg vom Berg

Er war einer von den Seilbahntouristen, die von oben auf den See schauen und vor Entzücken fünf Sekunden die Luft anhalten - da unten ein blauer Fjord zwischen schwarz-grünen, steilen Kanten. Dann wenden sie sich zur anderen Seite, erblicken die entfernteren Gipfel des Hochgebirges und atmen aus - majestätisch! Noch einmal der See als Ganzes, die Grenzberge im Süden, die Berge im Norden ... Und nun?

Er war erst gestern angekommen und gleich heute Morgen heraufgefahren. Der See lag 500 Meter über dem Meeresspiegel, der Gipfel 1900 Meter hoch. Die Hochalm war mit Gastronomie und Hotellerie gut bestückt. Im Takt spuckten die Vierergondeln ihre menschliche Fracht aus. Die Wege kreuz und quer über die besonnten Wiesen belebten sich zusehends. Der Fremde sah von Nordwesten lang gezogene Wolkenbänke heransegeln. Wie lange wird sich das Wetter noch halten?

Man fährt nicht schon um halb elf wieder hinunter. Wenn er zu Fuß den direkten Weg zum See nimmt, ist er um zwei Uhr nachmittags dort - viel zu früh. Also noch länger hier oben bleiben? Nein, auf dem Gipfel ist es ihm zu betriebsam. Er wählte den Höhenweg nach Nordosten, nachdem er die Karte studiert hatte. Die gerade durchgezogene rote Linie auf ihr versprach leichtes Fortkommen. Es geht immer geradeaus, nur durch dichte Wälder. Es wird dort ruhiger sein, vielleicht einsam. Am Spätnachmittag sollte er nach langem Abstieg an einem der Bahnhöfe der Seitenbahn ankommen.

Er verlor rasch an Höhe und verschwand im Fichtenwald. Mit den Wiesen ließ er die anderen Seilbahntouristen zurück. Aufatmend ging er schneller und kam auf dem nun eben verlaufenden Forstweg gut voran. Es war wirklich einsam hier, nicht einer mehr begegnete ihm. Der Himmel bezog sich erst unmerklich, dann war es nur noch grau über ihm. Hier am Boden war es jetzt viel kühler geworden. Er ging noch schneller. Der Weg verlief nicht immer so gerade, wie es die Karte darstellte. Es war eine Frage des Maßstabs. Welche Maßstäbe soll man für sich wählen, dachte er, eine im Leben manchmal entscheidende Frage.

Die Abzweigungen hielten sich, die Farbmarkierungen verloren sich. Er glaubte, noch auf dem richtigen Weg zu sein. Aus dem Forstweg war längst ein schmaler Pfad geworden. Bei jeder neuen Gabelung wurde er unsicherer. Er musste sich auf seinen Instinkt verlassen. Der Wald hielt nicht auf. Am meisten beunruhigte ihn, dass er durchaus nicht an Höhe verlieren wollte.

Dann ging es doch hinab. Er gewann wieder Zuversicht - und stand binnen kurzem am oberen Rand einer steilen Felswand. Umkehren, den richtigen Weg suchen - oder irgendeinen Weg, wenn er nur hinunterfährt. Der Alptraum begann erst jetzt. Er probierte immer neue Wege, neue Richtungen. Keine führte zurück in die Zivilisation. Die meisten Pfade endeten im Nichts. Es war schon mitten am Nachmittag. Nur einem Piefke kann so etwas passieren ... Leise Panik machte sich breit. Diese Zwangsvorstellung, niemals mehr ins Tal zu kommen - eigentlich hasst er das Gebirge.

Einmal stürzte er, verletzte sich zum Glück nicht. Nur die blaue Jeans war über und über mit gelbem Schlamm bedeckt. Er hastete weiter und ging vermutlich im Kreis. Nach weiteren zwei Stunden lichtete sich der Wald seitlich in der Tiefe. Er verließ den Pfad und drang zwischen den Fichten ins Helle vor. Wie schön, die Wiesen eines Bauernhofs, so sanft, und dahinter das Talbecken, endlich. Er kletterte über den Stacheldrahtzaun und entdeckte erst dann die Bullen auf der Weide. Sie hatten ihn noch nicht gesehen. Er schlich sich von der Wiese und zerriss sich beim erneuten Zaunübersteigen weiter unten einen Ärmel seiner Jacke. Immerhin stand er nun auf einem asphaltierten Feldweg. Die Dorfstraßen an der Bahn mussten nach seiner Vermutung rechts liegen. Ein Bauernhof war noch zu passieren. Mit weichen Knien ging er so leise wie möglich daran vorbei - nicht dass er die Hunde weckte.

Das Dorf sah wie andere in KÄrnten aus. Eine Ortstafel suchte er vergeblich. Wo zum Teufel war er herausgekommen? Hat dieses Nest Äberhaupt einen Bahnhof? Er ging durch Neubauviertel mit kleinen HÄusern, wie sie Äberall in der westlichen Welt stehen. Diese Ruhe auf den StraÄen, kein Mensch in den GÄrten zu sehen - es war zu ruhig. Sollte inzwischen hier unten etwas Unausdenkbares geschehen sein?

Dann entdeckte er doch zwei Einheimische. Sie und er saÄen auf der Terrasse. Das Haus war erst seit kurzem bezogen, der Garten noch nicht angelegt. Sie jausten und wirkten sehr gelassen. Die beiden redeten nicht miteinander. Die Dame des Hauses blÄtterte in einer Illustrierten.

Und er, der Fremde, auÄer Puste, schmutzÄberkrustet, ziemlich derangiert, ruft ihnen zu: "Verzeihung, wenn ich Sie stÄre, ich bin fremd hier, ich habe mich in den Bergen da oben verirrt ... WÄrden Sie mir bitte den Namen Ihres Dorfes sagen? Nur den Namen, ich weiÄ nÄmlich nicht, wo ich heruntergekommen bin. Wenn Sie mir den Dorfnamen sagen, finde ich ihn dann schon auf meiner Karte ..." Mein Gott, er ist doch nicht vom Mond gefallen, sie zeigen ihr Befremden allzu deutlich.

Eine Viertelstunde darauf war er am Bahnhof, gerade recht zur Abfahrt des nÄchsten Zuges. Eigentlich unglaublich, wie reibungslos die Welt hier unten noch immer funktioniert.

Der Prinz und der Praktikant

1

Bastian lachte mich zur Begrüßung erst mal aus: „Dass es dich hierher verschlagen hat, na so was! Und dass gerade wir zwei uns in der Anlage Ferienglück treffen müssen - Kismet, würde ich mal sagen. Also, dann willkommen und viel Glück, wenn es auch keine Ferien sind. Ich werd dich schon einweisen.“ Er grinste breit und schien sich über meine Ankunft tatsächlich zu freuen. Ich kannte ihn mehr oder weniger flüchtig aus den Kneipen, nur vom Reden und Rumalbern. Wir würden nie was miteinander haben, das hatte von Anfang an festgestanden. Er war kaum älter als ich und hier schon Geschäftsführer und ich war der neue Praktikant.

Bald verstand ich, dass ich für ihn jetzt doch die große Abwechslung in einer monotonen Einnahme sein musste. Ich war den Weg vom Bahnhof zu Fuß über die Landstraße gegangen, nur das nächste für eine Woche dabei. Falls ich überhaupt bleiben sollte, würde ich am ersten freien Tag mehr von meinen Sachen aus Berlin nachholen. Man weiß doch vorher nie, wie es vor Ort abläuft. Der Anblick von „Ferienglück“ war von unten wirklich imposant: die vielen übereinander gestaffelten kleinen Holzhäuser, dunkelbraun, auch horizontal dicht beieinander. Es kam mir fast wie ein altes Bergdorf im Himalaja vor, so wie es für Bildkalender gern aufgenommen wird. Doch als ich den steilen Hang hinaufging, auf der schmalen Zufahrt mit der uralten, rissigen Teerdecke, sah ich, wie heruntergekommen die Anlage insgesamt war: die meisten Terrassen von Unkraut und Gebüsch überwuchert, hier und da im Gelände einzelne Baumruinen, Birken oder Kiefern, großflächig abblätternd der dunkelgrüne Lack an Fensterrahmen und Türen. Bastian sagte, die Bungalowkolonie sei vor gut dreißig Jahren als Betriebsferienheim für sächsische Werkzeugmacher gebaut worden. „Z“ und nach der Wende nie grundsaniert, bloß notdürftig in Schuss gehalten und billig vermietet.“

Von den drei Dutzend Bungalows waren noch zehn vermietbar und nur drei davon gegenwärtig belegt: langfristig von zwei Monteuren und einem Handelsvertreter. Bei Bedarf kam eine Frau aus dem Dorf zum Reinemachen. Bastian hatte wenig zu tun, weder an der Rezeption noch mit der Aufsicht über die Anlage. Wozu brauchten sie dann einen Praktikanten, auch wenn er fast umsonst arbeiten würde? „Du übernimmst einfach meinen Job“, sagte Bastian. Es war so: Anfang des Jahres hatte der Eigentümer gewechselt, der neue Investor aus Westfalen, Brämmelmeier mit Namen, würde nach der Saison die Häuser modernisieren, die Außenanlagen wieder herrichten lassen, und Bastian hatte, wie er sagte, schon genug mit den Vorarbeiten dafür zu tun. „Außerdem stehen die Sommerferien vor der Tür. Da kommen immer spontan Familien. Es gibt viele Seen in der Umgebung.“

Ich erfuhr, dass ausnahmsweise sogar Prominente, Künstler in diesem Billigparadies unterkämen. „Adlershof schickt uns manchmal Leute, die bei einem Film mitwirken. Nächste Woche kommt wieder einer für acht Wochen, ein Schauspieler diesmal, ganz was Exotisches.“ - „Kenn ich den Namen?“ - „Ich glaube, Han-Sen oder so ähnlich.“ - „Klingt irgendwie berahmt, nicht?“ - „Ac eine Nebenrolle. In einer Serie besetzen sie eine Hauptnebenrolle mit ihm, er ist dann irgend so ein Prinz aus dem Morgenland.“ - „Aber ist Han-Sen nicht chinesisch?“ - „Ja, kann sein. Aber Thailand. Oder war es Vietnam?“ - „Vielleicht Singapur oder Malaysia?“ - „Frag ihn halbabsch sein, hat man mir gesagt.“

2

Der Filmprinz hatte einen thailandischen Pass und trug sich mit Dong Hansen ein. Ich sprach ihn mit „Welcome, Mr. Han-Sen“ an, und er korrigierte mich auf Deutsch: „Hansen, wie mein Vater, a Hannover. Er war auch in der Hotelbranche.“ Als er sah, wie verduzt ich war, fügte er hinzu: „Nur

der Vorname ist asiatisch. Meine Mutter ist Chinesin, aber aus Thailand.â€œ â€“ â€žAlso Deutsch a Muttersprache vom Vater, sozusagen â€“ Sie sprechen es gut.â€œ â€“ â€žHildesheim, von Hildesheim, da w lange, bei meiner Tante.â€œ

Er war tatsÃ¤chlich gutaussehend, doch auf eine Art, die mich nicht anzieht, sondern nur langweilt. So sieht vielleicht ein amerikanisierter Ostasiate aus, wenn er Broker an der Wallstreet ist, stelle ich mir vor. Aber ein Schauspieler, der auf zwei Kontinenten zu Hause ist? Alles an ihm war brav und unauffÃ¤llig, die Kleidung, die Manieren, die Mimik, sogar der Schnitt seines Gesichtes â€“ es war noch etwas durchaus Asiatisches darin enthalten, aber es war, wohl vom deutschen Vater her, zugleich so dezent geworden, dass das Fremde sich halb unsichtbar gemacht zu haben schien: ein biederer Bewohner der norddeutschen Tiefebene mit Andeutung von Mongolenfalte. Er trug unter einem weiÃŸen Jackett ein schwarzes Hemd, darin wirkte er wie der jÃ¤ngste Angestellte eines Beerdigungsunternehmens auf dem jÃ¤hrlichen Betriebsausflug. Befangen schweigend lieÃŸ er sich von mir zu seinem Bungalow fÃ¼hren. WÃ¤hrend ich ihm die RÃume zeigte und die Funktion von Dusche und Jalousien erklÃ¤rte, wandelte sich sein Gesichtsausdruck ein wenig ins Prinzlich-HochmÃ¼tige. Ich fing schon an, seine guten Manieren zu hassen.

â€žLass dich nicht gehenâ€œ, sagte Bastian zwei Stunden spÃ¤ter, â€žer Gast, du Rezeptionist.â€œ Bast geschÃ¤ftlich unterwegs gewesen, ich beklagte mich jetzt bei ihm Ã¼ber die Erscheinung des Prinzen. Meinem Chef fiel noch etwas ein: â€žEinmal hat er doch eine Hauptrolle gehabt, die Rolle seines Lebens wahrscheinlich. Hast du mal â€œDer hundertste LÃ¤ngengrad?â€™ gesehen?â€œ â€“ Und ob ich den Film k war einer der seltenen Streifen, die mir nach einmaligem Anschauen nach Jahren noch mit vielen Details prÃ¤sent sind. Dieser junge Herr Hansen aus Hannover, Hildesheim und meinerwegen auch noch aus Bangkok, er hatte den jungen Thai gespielt, der im Kampf mit der Mafia untergeht? Schwer zu glauben. Ich konnte es jetzt nicht in Ruhe Ã¼berprÃ¼fen â€“ Ich Ã¼berlegte, wann ich den Film im Kino gesehen hatte: vor etwas mehr als zwei Jahren, und zwar als Originalfassung mit deutschen Untertiteln.

In meinem Bungalow kam ich mit dem Smartphone nur schwer ins Internet. Bastian hatte mir eines der HÃ¤uschen zugewiesen, die nicht mehr vermittelt wurden. Die billigen MÃ¶bel aus der ersten Nachwendzeit waren abgenutzt, reif fÃ¼r den SperrmÃ¼ll. Das verstand sich hier alles von selbst, die durchgelegenen Matratzen, die fleckigen Polster, die abgestoÃŸenen Ecken der MÃ¶bel, die ihr Zellulose-Innenleben vorzeigten. Einige Jalousien lieÃŸen sich nicht mehr hochziehen, andere klemmten, wenn ich sie herunterlassen wollte. Ich war dort nur zum Schlafen, ich aÃŸ in dem kleinen BÃ¼ro im HauptgebÃ¤ude oder ich ging fÃ¼r warmes Essen ins Dorfgasthaus. Abends surfte ich meistens von der Rezeption aus im Netz, so auch an diesem ersten Tag.

Zuerst sah ich mir den Trailer zum Film an. Dann Ã¼berprÃ¼fte ich Hansens Angaben â€“ alles stimmte, der Vater aus Hannover, die chinesische Mutter, die Hildesheimer Tante. Er war Dong Hansen, schon lange nur noch in Bangkok zu Hause, und Dong â€“ ich fing jetzt an, ihn bei mir mit Vornamen zu nennen â€“ war Arun gewesen. Ich lieÃŸ den Trailer noch mal ablaufen, ich fand einzelne ins Netz gestellte herausragende Szenen. Der Film war wieder als Ganzes in meinem Kopf.

Wie die anderen Thai-Filme, die ich kannte, war auch dieser extrem gewesen: wieder einmal Blut, SchweiÃŸ und TrÃ¤nen, also sehr viel Gewalt und noch mehr GefÃ¼hl. Dong hatte das KunststÃ¼ck fertiggebracht, seine Rolle sowohl stark zu idealisieren wie auch zugleich eine Figur zu prÃ¤sentieren, die vollkommen natÃ¼rlich erschien. Er gab sie warmherzig, ohne dabei zu Ã¼bertreiben. HÃ¤ufig zeigte er mit einem LÃ¤cheln sein Empfinden fÃ¼r komische Situationen an. Das wirkte sehr sympathisch. Es war auch erotisch, aber nur nebenbei, es war vor allem allgemeinmenschlich einnehmend. Dasselbe galt fÃ¼r sein zweites mimisches Hauptmittel. In problematischen Situationen verriet sein Gesicht in verschiedenen Abstufungen Unsicherheit, Besorgnis, Frustration, und zwar so, dass man wiederum stark mit ihm fÃ¼hlte. Arun war eine Art irdischer Bodhisattva. Er war sanft, mitfÃ¼hlend, verantwortungsbewusst, redlich und weise. Er wirkte auch physisch viel asiatischer als unser Herr Hansen, vielleicht das Ergebnis von Postproduktion, seine Haut dunkler, stark ins

Olivbraune spielend.

Bastian ließ sich am Tresen blicken, das tat er auch in der Folgezeit abends manchmal, wenn ich dort saß. Ich klickte die Filmszene rasch weg. Bastian fragte nie, was ich mir ansehe. Er sagte: „Der Prinz ist zurück. Das Taxi hat ihn gerade aus Berlin gebracht.“ „Wird er auch morgens abgeholt?“ „Ich habe wohl einen Vertrag.“ Unser Gespräch kam nicht in Gang. Ich schob vor, bald schlafen gehen zu wollen und verzog mich.

3

Spätabends stand ich einige Tage später hinter meinem Wohnzimmerfenster und ließ den Blick wieder über die Feriengläser schweifen. Ich hatte bei mir im Zimmer noch kein Licht gemacht und meine Augen gewöhnten sich rasch an den geringen Grad von Helligkeit draußen. Rundherum, neben und unter meinem Quartier, standen alle Bungalows dunkel und leer unter einem halb verhangenen Nachthimmel. Verstreut wirkte der Umstand, dass die Häuser einander so eng benachbart waren. Die verwahrloste Terrasse vor mir, die ich nie benutzte, hatte das Teerpappendach eines der unteren Bungalows direkt vor sich. Schweigen und Verfall waren umfassend und bezogen meine Innenräume mit ein. Ich war ein isoliertes Individuum in einer entvölkerten Stadt, die ebenso tot wie dicht gebaut war.

Warum war ich noch hier? Es gab bei so wenigen Gästen, so wenigen Anfragen kaum etwas für mich zu tun. Von Bastian kamen gelegentlich defizitorische „Äußerungen“. Er glaubte nicht mehr an die Zukunft der Anlage. Bei meiner Ankunft hier war er vermutlich nicht ganz aufrichtig gewesen. Ich glaubte, dass er sich längst nach einer neuen Stellung umsah. Nun, meine Zeit hier war auch begrenzt. In so und so viel Wochen würde ich wieder in Berlin sein, frei, mit einem Stück Papier für weitere Bewerbungen und einem kleinen Plus auf meinem Konto, hoffentlich.

Ein Lichtfunke sehr hoch am Himmel war ein Flugzeug, das seinen Weg nach Schönefeld suchte. Es kam von Osten, da Westwind wehte, vielleicht kam es aus Asien. Ich folgte erst seiner sehr langsam absteigenden Bahn, dann zog ein anderes Licht am Boden meinen Blick davon ab. Ein breiter Spalt zwischen zwei Bungalows schräg unter mir bildete einen Sehkanal in Richtung auf das Haupthaus, das selbst nicht sichtbar wurde, dafür an seiner Stelle das noch vorzeigbare, vermietbare und jetzt von innen erleuchtete Haus daneben. Dong war also daheim und wach. Bereitede er sich auf seine jetzige oder eine künftige dramatische Rolle vor, in die er mit Hilfe vollständiger Metamorphose demnächst für einige Stunden schlüpfen würde, um abends wieder der blasse Privatmensch zu werden?

Vollkommen naiv war ich natürlich nicht. Ich wusste recht gut, dass Schauspielerpersönlichkeit und Rollencharakter zwei möglichst sauber zu trennende Sachverhalte sind. Den Darsteller des Karl Moor am Bühnenhintereingang zu küssen, würde mir nicht einfallen. Dennoch musste es irgendeine Brücke, ein inneres Verbindungsglied geben vom Darsteller zum Dargestellten, einen Anknüpfungspunkt, ein Minimum von Seelenverwandtschaft. Das im konkreten Fall im Verhältnis von Dong zu Arun herauszufinden, ich empfand es in diesem Stadium zunehmend als eine von mir zu lösende Aufgabe. Langeweile hier und Enttäuschung über Dongs desillusionierende Erscheinung verbanden sich zu dieser fixen Idee in mir.

Wir hatten in jenen Tagen wenig Kontakt zu unserem Prinzen. Einmal kam er morgens, da sein WC defekt war und ständig Wasser nachfloss. Das ließen wir noch am selben Tag reparieren. Dong kam abends bei mir am Tresen vorbei, um sich freundlich, wenn auch prinzlich gemessen, fast reserviert, zu bedanken. Ich war nicht mehr im Dienst und nur noch privat im Netz unterwegs und klickte rasch weg, was ich mir gerade ansah: den Wikipedia-Artikel über Bangkok. Er beklagte sich über die seit Tagen herrschende Schafskälte. Ich gab ihm eine Decke aus unserem Wäschelager mit. Ich rollte sie zusammen, er klemmte sie unter seinen linken Arm und ich glaubte dabei erstmals etwas

Spontanes auf seinem Gesicht zu entdecken: ungespielte Vorfreude auf Bettwärme.

Den nächsten Tag hatte er frei und verbrachte ihn fast ganz in seinem Bungalow. Es war ein Sonntag, ich arbeitete trotzdem. Ich wässerte den Rasen vor dem Haupthaus, als er dazukam, offenbar um einige Worte zu wechseln. Ja, es war wieder wärmer geworden, ja, er kam in Adlershof gut zurecht. Schwierig sei nur das Einkaufen von Lebensmitteln für daheim. Manchmal lasse er den Taxifahrer unterwegs an einem Supermarkt halten und besorge rasch das Nötigste. Ich bot Hilfe an, bereitwillig, wie Bastian mir später vorhielt. Dong gab mir also zweimal in der Woche eine kleine Liste und ich ließ mich von Bastian zum Discounter im größeren Nachbarort fahren. Es waren nur wenige einfache Grundnahrungsmittel wie Nudeln, Brot oder Fischkonserven. Wenn Dong sie abends entgegennahm und mit mir abrechnete, tat er es gelassen freundlich. Obwohl es nicht selbstverständlich war, was wir für ihn taten, schien er es vielleicht doch so aufzufassen.

Ich war also inzwischen in ein nicht näher zu definierendes persönliches Fürsorgeverhältnis zu ihm getreten. Ich war jetzt neugierig auf ihn selbst, auf eine neutrale Weise, im Kern nicht mehr angetrieben von Enttäuschung, wenn auch noch nicht von Erwartung. Nur dass er meiner Neugier vorerst so gut wie keine Befriedigung verschaffte.

4

Meine Vorahnung sollte sich bestätigen. Ende Juni stand Bastian eines Morgens reisefertig vor mir am Tresen, beinahe wie ein Gast, der den Schlüssel abgibt.

„Brümmelmeier ist am Ende. Er hat Insolvenzantrag gestellt.“ Bastian wirkte noch aufgereumter als sonst, fast fröhlich. Er schob seine Reisetasche mit dem Fuß ein wenig hin und her. „Das Ende ist nah, nur noch nicht ganz bis zu uns gekommen. Aber ich werde es hier nicht erwarten - fällt mir nicht ein. Ich fahre gleich nach Leipzig, da steht schon was in Aussicht.“ Ihn nach Leipzig zu begleiten, komme für mich kaum in Frage, sagte ich ihm und hoffte zugleich, er würde es mir anbieten. Doch nicht einmal nach Berlin hätte er mich mitgenommen. Der Geschäftsbetrieb müsse aufrechterhalten werden, jedenfalls vorerst, sagte Bastian, und zwar durch mich; alles mit Brümmelmeier so abgesprochen. Er legte mir dar, wie wenig ich überhaupt zu tun hätte und dass für mich immer noch Aussicht auf Gehaltszahlung bestehe, es sei denn, ich würde vor Ablauf meines Vertrags „Ferienglack“ im Stich lassen.

Als er nachlegte und mir mit Haftung drohte, falls die Anlage ohne Aufsicht Schaden nähme, unterbrach ich ihn: „Du hast das kommen sehen und mich reingezogen, damit ein anderer die Stellung halten muss.“ Er quittierte es asiatisch lächelnd und ging nicht weiter darauf ein. Stattdessen sagte er: „Ich glaube, du willst jetzt gar nicht wirklich fort.“ Wie weit bist du eigentlich mit dem Thai? Darauf war auch meinerseits besser nichts zu erwidern, ich machte nur eine abwehrende Handbewegung. Dann besprachen wir das Praktische und zwanzig Minuten später startete er den Wagen. Mir ging durch den Kopf, ich müsse Dong noch am Abend wegen der Einkäufe Bescheid sagen.

Der Prinz erfuhr von mir nur, dass mein Chef geschäftlich länger fort sei. Ich würde nur noch einmal in der Woche mit dem Bus in die Stadt fahren und einkaufen können. Er nahm es, wie mir schien, sehr gleichmütig hin, als hätte es keinerlei Bedeutung. Ich stand vor seiner Tür, er bot mir nicht an einzutreten. Also ging ich zurück ins Büro und bald für meine Verhältnisse früh schlafen.

Am nächsten Tag kam eine Mail von Brümmelmeier, ich durfte keine neuen Gäste mehr aufnehmen. Die beiden Monteure waren schon fort, sie waren gleich nach Bastians Weggang ausgezogen. Außer dem Prinzen und mir selbst wohnte also nur noch der Handelsvertreter in der Anlage, dachte ich. Ich sollte sie jetzt täglich inspizieren und auf einem meiner Kontrollgänge sah ich

mitten am Tag die Tur zum Bungalow des Vertreters weit offen. Ich rief hinein und trat dann in den Vorraum. Auf dem kleinen Tisch dort lag der Schlussel. Tatsachlich war auch dieser Gast, wovon ich mich drinnen überzeugen konnte, vorzeitig abgereist und er hatte es nicht einmal fur der Mühe wert gehalten, Bescheid zu sagen. So etwas kam wohl vor, das wusste ich, doch mir schien es zu bedeuten: So weit ist es gekommen, hier spitzt sich jetzt alles zu â€

Ich verbrachte die Tage mit Lesen, Schreiben, im Internet Surfen. Keiner kam mehr zu mir an die Rezeption, auch kein Anruf, keine Post, keine sonstigen Nachrichten. Ich hurte Dongs Taxi morgens herauf- und dann wegfahren, hurte, wie er abends zurückgebracht wurde. Seit jenem Abend war er nicht wieder zu mir gekommen und hatte keinen Einkaufszettel mehr abgegeben. Ich kaufte also nur noch fur mich ein, trug die wenigen Artikel vom Bus den Berg herauf, auf dem ich festsa. Die Einsamkeit und die Stille um mich herum nahmen nach meinem Gefühl immer mehr zu. Nur in großen Abständen ließen sich von der Landstraße unten her leise Fahrgeräusche vernehmen.

Es war inzwischen sommerlich hei geworden. Die Hitze hielt bis zum Sonnenuntergang an. Ich vernachlässigte mich ein bisschen und ging nicht mehr warm essen. Neuerdings stellte ich mir abends einen Stuhl auf die Terrasse meines Bungalows und sah halbe und vielleicht auch ganze Stunden lang über die verlassene, so gut wie aufgegebene, doch immer noch unter meiner Kontrolle stehende Anlage vor mir, bis das zunehmende Dunkel ihre Konturen auflöste. Dieses Sitzen und Starren ins Dunkelgraue machte mich vollends gleichmütig. Wenn Dongs Licht aufglomm, war das ein Signal fur mich, mich befriedigt zurückzuziehen und schlafen zu gehen. Als hätte ich erst jetzt mein Tagespensum voll erfüllt.

An einem dieser Abende, es war kurz nach Sonnenuntergang, hurte ich Dong vor meinem Bungalow nach mir rufen. Ich stürzte durch die noch dunklen Räume hinaus. Wie hatte er überhaupt zu mir finden können? Er sagte, bei ihm sei kein Strom mehr da - bei mir auch? Mein erster Gedanke: Wir sind abgeschaltet, Brmmelmeier ist mit der Rechnung im Verzug. In diese Schreckensvorstellung mischte sich unmittelbar darauf eine andere Idee, die mich rasch aufmunterte: â€Kommen Sie bitte herein, da sehen wir doch gleich mal nach.â€ Ich ging voran, konnte zum Glück Licht machen, bot ihm einen Sessel an. Er versank tief in ihm und sah befremdet herüber. Zum Reden war er ja nicht gekommen â€ Also ließ ich ihn gleich wieder aufstehen und wir machten uns auf den Weg den Hang hinunter. Unterwegs schwiegen wir beide.

Auch im Haupthaus war der Strom noch da. Nur bei ihm blieb es dunkel. Wir unternahmen nicht viel, drehten im Schein meiner Taschenlampe erfolglos einige Sicherungen heraus und wieder hinein und gaben dann fur diesen Abend auf. Ich sagte ihm, ein Elektriker müsse kommen, und behielt vorerst fur mich, dass ich hier keinen mehr beauftragen würde. â€Ferienglckâ€ war pleite, und das war gar kein so großes Unglück, schien mir jetzt. Ich nahm Dong mit zum Bungalow des Handelsvertreters. Auch er wäre normal nutzbar gewesen, nur hatte ich ihn nicht mehr reinigen lassen und die Bettwäsche war noch nicht abgezogen.

â€Wenn Sie vorerst hier übernachten wollten â€â€ â€Oh ja, gewiss â€â€ Aber er zog nicht behauptete schnell, unsere Wschekammer sei momentan leider leer, das sei mir jetzt noch eingefallen, und ohne Wäschewechsel sei das hier eben keine Alternative. Da wollte er sich erst drüben fur eine Nacht mit Kerzenschein begnügen und war doch bald darauf einverstanden, zu mir überzusiedeln. Gemeinsam schafften wir sein Bettzeug den Berg hinauf.

Wir saen noch eine halbe Stunde auf meiner Terrasse zusammen. Ich schenkte ihm zum Teil wenigstens reinen Wein ein. Klrte ihn auf, dass Bastian nicht zurückkommen werde und die Firma bankrott sei und die Anlage so gut wie stillgelegt. Er sagte erst nichts, blickte dann über die Ruinen vor uns und sagte: â€Eine ziemlich romantische Situation â€ Passt irgendwie zu meiner Rolle jetzt.â€ â€Serie?â€ â€â€ â€Ja, natürlich, die Serie. Ich lebe da im Exil. Wissen Sie, es ist das erste Mal, dass ich ein Prinzen spiele. Sonst waren es immer einfache junge Männer in Thailand. Sind auch ein bisschen sozialkritisch gewesen, diese Filme.â€

Als wir ins Schlafzimmer gingen, sagte er, ohne mich anzusehen und scheinbar recht beiläufig: „Wir schlafen also bloß nebeneinander, ja? Sie müssen wissen, dass mich Sex langweilt.“ Wir sind tatsächlich an diesem ersten Abend beide bald eingeschlafen. Die Nacht verging so ereignislos wie die meisten anderen im Leben auch.

5

Das lag mir fern: ihn verfolgen zu wollen. Dong war neunundzwanzig, sieben Jahre älter als ich und für mich kein Sexualobjekt - ich kann das nur immer wieder betonen. Aber war es nur seine Geschichte, die mich interessierte, nicht doch auch die Person?

Ein Elektriker wurde nicht gerufen. Dongs Bungalow blieb ohne Strom und er selbst einfach bei mir, ohne dass wir noch einmal darüber sprachen. So unspektakulär begannen unsere Tage und Nächte zusammen, es war zuerst kaum mehr als gemeinsames Wirtschaften. Ich fuhr nun wieder häufiger mit dem Bus zum Discounter und abends gingen wir oft ins Dorfwirtshaus essen, deutsche Hausmannskost. Man war dort an gelegentlich hereinschneidende Fremde gewöhnt, Dong erregte weiter kein Interesse und mich kannten sie schon vom Sehen. Die Insolvenz hatte sich anscheinend noch nicht herumgesprochen.

Dong änderte sein Verhalten grundlegend. Er war nicht länger der etwas steife, hoheitsvolle Fremdling. Von nun an schien das seine neue Rolle zu sein: die eines vertrauten Mitbewohners und Schicksalsgenossen. Wir duzten uns bald. In der ersten Zeit sprachen wir noch nicht viel miteinander. Er packte in unserem kleinen Haushalt mit an und oft ergriff er selbst die Initiative. Wir hausten teils im Hauptgebäude, wo wir kleine Speisen zubereiteten und ins Internet gingen, teils bei mir oben. Hier lasen wir, sahen fern und schliefen, ohne uns dabei viel näher zu kommen. Er war meistens etwas muffelig, doch darunter erkennbar der gute Kumpel. Seine Muffeligkeit nahm ich als Zeichen dafür, dass er mir gegenüber nicht länger schauspielerte. Erst jetzt schien er nur noch der Privatmensch Dong zu sein, der schweigend den Tisch deckte oder das Geschirr abwusch. Ich freute mich allein schon, wenn er den Inhalt des Küchlschranks kontrollierte, für frische Luft in unseren Räumen sorgte oder vor dem Zubettgehen die Außentür fest verschloss.

Er ging meist vor mir schlafen und stand morgens früher auf. Wenn ich selbst zu Bett ging, schlüpfte ich so leise wie möglich unter meine Decke. Dann betrachtete ich ihn kurz verstohlen von meiner Doppelbetthälfte aus. Da lag Dong, seinem Atem nach schon schlafend, ein Bild von Frieden und Solidität. Ich konnte mich beruhigt umdrehen und selbst bald einschlafen.

Eines Morgens erwachte ich und bemerkte, dass er seinerseits mich intensiv betrachtete. Er hatte sich sogar dazu aufgerichtet und sah gespannt herüber. „Schon wach?“ fragte ich. „Irgend etwas los?“ „gar nichts. Ich studiere dich nur.“ Du bist ein interessantes Beispiel.“ Es kam heraus, dass er sich professionell für mich als Schlaffer interessierte. Sogleich demonstrierte er, wie ich dabei aussah. Er stand auf und verküppelte mich aus dem Stegreif, wie ich leise ans Bett herantrat, um das Möbel herumging, unter die Decke kroch, einen letzten Rundblick aussandte, die Decke sehr weit heraufzog, bis sie den größten Teil des Gesichts verhalfte. Er sagte: „Das ist schon extrem bei dir. Du bringst es fertig, dass nur die Nasenöffnungen frei bleiben. Der Rest der Nase verschwindet ebenso wie die Augen und alles andere. Wo die Decke nicht ausreicht, presst du den Kopf ins Kissen. Das ist der totale Rückzug in die Innenwelt. Wie du dich zusammenrollst: so wenig Oberfläche wie möglich. Aber wenn du morgens noch schlafst, ist alles an dir eckig, verkrampft, eine einzige Abwehr.“

Ob ich beim Einschlafen und Schlafen immer so sei, das sei noch die Frage, sagte ich und dachte: Wer weiß, vielleicht bin ich morgens nur verkrampft, da er keinerlei Annäherung wünscht? Das sei nicht wichtig für ihn, entgegnete er auf meine Bemerkung. Ich sei nur das Modell eines Typs von Schlaffer, falls er einmal einen solchen darzustellen habe.

Von da an sprach er gelegentlich über seinen Beruf. Als Schauspieler, sagte er einmal, sei er nur ein leeres Gefäß, das mit einer Rolle als Inhalt gefüllt werden könne. Er sei dann die Maschine oder der Apparat, der bestimmungsgemäß funktioniere. Genau dieses exakte Funktionieren sei für ihn das Erregende dabei. - Und was ist dann der Zuschauer, wollte ich wissen, ein ebenso leeres Gefäß, nur ein Reizverarbeitungsautomat? „Das kann man so sehen. Es sei im Hinblick auf das Erzeugen der Illusion etwas Analoges. Den Fähigkeiten des Schauspielers entsprechen die Einstellungen des Zuschauers, das sei das ganze Mysterium.

„Ich habe Der hundertste Leistungsgrad™ gesehen. Bei mir hat es funktioniert.“ „Schön f. bekomme hoffentlich irgendwann wieder so eine gute Rolle.“

Sein mechanistisches Verständnis war das eine, das andere sein weiteres Auftreten mir gegenüber. Er gab sich nun freundlicher als bisher, noch kameradschaftlicher. Er knuffte mich ab und zu, lächelte öfter als bisher. Ich gewöhnte mich immer mehr an ihn, ohne ihn körperlich zu begehren. Er war weder Arun noch ein Prinz, er war einfach Dong, mit dem ich gut auskam. Ich vermied es nun lieber, ihn vor meinem Einschlafen verstohlen zu betrachten.

Einmal kam er auf Märchen aus Südostasien zu sprechen. Eines aus Thailand schien ihn besonders zu faszinieren. Mit welcher Absicht fing er an, es mir nachzuerzählen? Da gab es Krokodile, die in einer tief unter dem Wasser gelegenen Höhle hausten und sich dort jedes Mal in Menschen verwandelten. An der Wasseroberfläche aber waren es ganz gewöhnliche und also auch gefährliche Tiere. Allerdings hatten sie es gar nicht nötig, sich wie normale Krokodile zu verhalten – in ihrer Höhle litten sie nie Hunger. Ein Zauber bewirkte, dass sie dort niemals ein Hungergefühl verspürten und doch nicht vom Fleisch fielen, durchaus nicht.

Dong sprach lächelnd weiter: „Aber der Krokodilsfürst, ihr König, war eine echte Thai-Bestie: immer gesättigt und zugleich unersättlich. Sein Appetit war von besonderer Art, er war permanent lästern. Krokodilweibchen oder Menschenfrauen, das war ihm egal – Und das war auch sein Untergang. Dong erzählte die ganze Geschichte bis zum blutigen Ende des Krokodilsfürsten. Ich grübelte über die in ihr enthaltene Moral.

6

Bald darauf machte mir Dong ein seltsames Kompliment: „Du bist nicht wie Bastian. In seinen Bungalow wäre ich bestimmt nicht gezogen. Er hat mich verführen wollen.“ Ich fragte nicht nach Details. Hatte er sie mir überhaupt erzählt, ich bezweifle es. Ich versuchte, es ins Lächerliche zu ziehen und zugleich klarzustellen, dass mein ehemaliger Chef auch an mich nicht herangekommen sei: „Weißt du, als Krokodilsfürst war er hier überhaupt ziemlich erfolglos.“

Dong lächelte. Es war mir gelungen, mich ihm an die Seite zu stellen: wir beide jetzt als Verbündete in der Abwehr von Lästernheit. Mir war bewusst, dass ich damit Dong zuliebe mein rein kumpelhaftes Verhältnis zu Bastian falsch darstellte. Über jeden Zweifel erhaben war dagegen, glaubte ich, meine Sympathie für Dong. Wir waren inzwischen fast wie Brüder – Brüder im Geiste und Schicksalsgenossen. Ich begann mir insgeheim zu wünschen, er würde mich nach Thailand mitnehmen. War nicht eine seiner ersten Bemerkungen zu mir gewesen: Mein Vater war auch in der Hotelbranche? Als ich einige Zeit davor nach Berlin gezogen war, hatte ich dafür sehr viel aufgeben müssen. Doch alles in allem war die Stadt für mich nur eine weitere Enttäuschung. Ich konnte auch sie leicht zurücklassen.

Wir saßen nun an den meisten Abenden vor und nach Sonnenuntergang gemeinsam schweigend auf meiner Terrasse. Die Zeit schien keine Bedeutung mehr zu haben. Das Licht nahm ab und die Finsternis allmählich zu und es veränderte nichts an unserem wortlosen Einvernehmen. Ich empfand

nur noch Beruhigung, Harmonie. Wenn ich überhaupt an die Zukunft dachte, übersprang ich die unmittelbar vor uns liegende Zeit und sah mich schon in Bangkok herumgehen. Ich erfuhr so gut wie nie, woran Dong auf der Terrasse dachte, falls er das überhaupt tat. Manchmal sah er freundlich zu mir herüber.

Einmal wies er stumm zum Terrassenrand hin. Wir saßen beide weit vorn, von wo aus man den weitesten Blick über die Anlage hatte. Er deutete schräg nach unten auf die zerbröselnden Platten und flüsterte: „Sieh genau hin - länger.“ Da hatten sich Nachtkerzen angesiedelt, von mir bisher kaum beachtet. Ich begriff, dass es ihm um die Blüten ging. Einige waren schon geöffnet und verströmten ihren charakteristischen Duft. War er einfach nur wohlriechend süß? Mir schienen noch weitere exotische Komponenten darin enthalten zu sein. Ich wollte mich abwenden, da legte mir Dong den Arm auf die Schulter und richtete mit seiner Hand meinen Kopf, meine Blickrichtung erneut auf die buschig-krautige Pflanze vor unseren Knien aus. Ich hatte kein genaues Zeitgefühl mehr. Zwang er mich nicht eine oder sogar zwei Viertelstunden lang, mich auf die Nachtkerze und die Entwicklung ihrer Blüten zu konzentrieren? Zuerst geschah nichts, dann fast nichts, nur ein leichtes Vibrieren in den Stängeln unterhalb der Blütenknospen, die sich öffnen wollten. Wenn es bei einer soweit war, sprangen ihre Blütenblätter rasch hintereinander ruckartig wie die Falten eines Bühnenvorhangs auseinander. Und tatsächlich begann, während mehr und mehr Knospen voll erblühten, eine Art Vorstellung. Nachtfalter waren auf einmal da und führten ihren Schwirrtanz aus, ein hektisches Ballett zwar, doch zugleich statisch wirkend in seinem raschen, monotonen Bewegungsablauf, ewig stillstehende Dynamik. Ich war erst fasziniert, dann wurde es bald ermüdend. Die Blüten allein hätte ich mir länger ansehen können! Er schien zu begreifen, was ichühlte, und sagte: „Gehen wir jetzt rein?“

Im Bett rückte er fast bis zu mir heran, als ich die Decke eben hochziehen wollte. Er legte einen Arm um meinen Hals und rückte mir, als ich mich umdrehen und ihn ansehen wollte, die Schulter mit seiner Hand nieder. Er zwang mich zur vollkommenen Ruhe. Ich gab nach und, seltsam, blendete ihn wie von selbst weitgehend aus meinem Bewusstsein aus, während er mich minutenlang so hielt. Dann deckte er mich zu und drehte sich von mir weg. Dieses Ritual wiederholte er von da an jeden Abend. Wir waren beide dabei nie vollkommen nackt, er im Pyjama, ich mit kurzen Shorts und einem T-Shirt.

Bei Tag machte ich mir klar, dass er mich manipulierte, mich auf den Weg einer asexuellen Erotik leitete. Am Abend liebte ich es dennoch immer wieder gern zu, bis mir eines Nachts vielleicht ein Fehler unterlief und ich mich dadurch, ohne es zu wollen, von meiner sonderbaren Lage befreite.

7

Für mich wurde es Feriengläcke mehr und mehr zu einem märkischen Zauberberg. Die Zeit meines Praktikums war vor kurzem abgelaufen und ich blieb dennoch in der Anlage. Wie der Stand des Insolvenzverfahrens war, wusste ich nicht. Hatte das Gericht schon über den Antrag entschieden? Zu Brämmelmeier hatte ich seit Wochen keinen Kontakt mehr gehabt. In Adlershof war die Staffel mit dem exilierten Prinzen inzwischen zu Ende gedreht. Dong fuhr neuerdings nicht mehr nach Berlin. Es hieß, er halte sich noch bereit „woher?“ Ich fragte nicht danach, auch nicht, wann er nach Bangkok zurückfliegen würde. Ich liebte alles offen, da ich jetzt selbst für alles offen war.

Dong war nun auch am Tag meistens in meiner Nähe. Wir gingen viel in der Anlage herum und einige Male auch über ihre Begrenzung hinaus. Wir entdeckten von Wald bedeckte Sanddünen und kleine, stille, dunkle Seen zwischen ihnen. Wir waren dem Geheimnis dieser sommerlich leeren brandenburgischen Wälder auf der Spur und bekamen es bald heraus: *Culex pipiens*. Einmal kehrten wir so zerstoßen heim, dass ich am Tag darauf im Drogeriemarkt ein Spray besorgte. Damit eingespritzt stanken wir fürchterlich und wollten es nicht weiter anwenden. Wir blieben von da an

in der Anlage, bis zum Schluss.

Bei einem unserer tÄnglichen KontrollgÄnge quer Äber das GelÄnde wies der Maschendrahtgrenzzaun oben im Wald ein groÄyes Loch auf, offenbar mit einer Spezialschere erst kÄrzlich hineingeschnitten. Ein erwachsener Mann konnte hier bequem und ungesehen zu den Bungalows vordringen. War aus einem schon etwas entwendet, war etwas zerstÄrt worden, hatte sich irgendwo einer niedergelassen? Es war nicht mÄglich, alle drei Dutzend HÄuschen daraufhin genau zu kontrollieren. Wir wÄrden wachsamer als bisher sein.

In der Nacht darauf erwachte ich plÄtzlich aus tiefem Schlaf und stellte benommen fest, dass Dongs BettthÄlfte leer, seine Bettdecke zurÄckgeschoben war. Kein Grund zur Beunruhigung fÄr mich, er stand manchmal nachts auf. Ich war schon dabei, mich wieder zusammenzurollen, als ein lauter Knall im Haus mich auffahren lieÄ, wie von gewaltsamem TÄrenschlagen oder FensteraufreiÄen. Ich stand auf. Unter der BadezimmertÄr ein Lichtschein â€“ ohne mich zu besinnen, Äffnete ich die TÄr und fand drinnen allein Dong vor. Nur dass es nicht der Dong der letzten Wochen war â€|

Ich hatte den Arun des Films vor mir, aus einer der letzten Szenen. In der Dusche, die abgestellt ist, ein mÄnnlicher RÄckenakt, recht fleischig. Eine halbe Drehung des KÄrpers zu mir, von dem ihm grÄÄte Gefahr droht. Sein Gesicht spiegelt Entsetzen, die Augen schreckgeweitet. Die rechte Hand noch am steifen Glied. Wenn es Dong ist, muss ich sofort raus aus dem Bad. Aber es ist nicht Dong, es ist Arun, dem die Mafia einen Killer geschickt hat, um ihn mitten aus einer verfÄnglichen Situation heraus zu tÄten. Ich starrte ihn an, bewegungsunfÄhig vor VerblÄffung aufgrund der scheinbar identischen Konstellation.

Er sagte sehr leise: â€žEs hat nichts mit dir zu tun.â€œ Dann in seiner normalen StimmstÄrke: â€žHabe ich aufgeweckt? Mir ist eben der Brausekopf runtergefallen. Tut mir leid.â€œ Ich brummte etwas, das beruhigend klingen sollte, und zog mich zurÄck. Bald darauf legte auch er sich wieder hin.

Es war ein banaler Zwischenfall, ohne tiefere Bedeutung. Ich lehne es ab, Dongs Abreise zwei Tage spÄter darauf zurÄckzufÄhren. Er gab sich doch bis zum Schluss unverÄndert. Als er mit Packen fast fertig war, sagte er: â€žOb wir uns je einmal wieder sehen werden? Ja, vielleicht, wenn das Schicksal es so will â€|â€œ Dann muss ihm bewusst geworden sein, dass diese Floskel vielleicht etwas zu asiatisch war angesichts aller UmstÄnde, und so setzte er noch hinzu: â€žGib mir aber fÄr alle FÄlle deine Adresse und Telefonnummer.â€œ Als er am Morgen darauf zum wartenden Taxi ging, umarmte er mich fast schon wieder etwas fÄrmlich. Er ging steifen Schrittes aus dem Haus und grÄÄte mich, der ihm von der BungalowtÄr aus nachsah, mit Vierteldrehung des KÄrpers und leicht erhobener Rechten, eben wie ein Prinz, der ins Exil geht. Mag sein, dass ich das jetzt Äberinterpretiere und ihn bloÄ das GepÄck belastet hat.

Ich hatte nichts anderes mehr zu tun als BrÄmmelmeier eine Mail zu schicken und noch am selben Tag nach Berlin zurÄckzukehren. Einige Zeit spÄter, es war schon September, las ich von dem Brand, der â€žFerienglÄckâ€œ weitgehend zerstÄrt hat.

Ein schlechter Sohn

„Aber diesmal“ diesmal wirst du wohl bleiben? Er wollte es nicht wieder um ihre Mundwinkel zucken sehen. Stattdessen versuchte er, seiner Großmutter in die Augen zu blicken. Es misslang, wie sonst auch. Ihre Brillengläser waren dafür einfach zu dick, und ohne Brille sah sie nur blind in die Welt. Ihre Sorge um ihn war echt, ihre Treuherzigkeit gespielt und ihr Mut zusammengekratzt.

„Ben, du musst dir immer sagen, du hast es selbst so gewollt. Und du kannst es hier auch gut haben, das glaube ich.“ - „Ja, bestimmt. Deshalb bin ich doch hier.“

Sein Vater hatte das letzte Wort. „Einmal musst du bei einer Sache bleiben. Mein Lieber, die Welt ist nun mal nicht ideal. Und wenn es nach mir gegangen wäre“ du weißt schon! Ich kann dir jetzt nur noch eines sagen: Pass dich an!“

Darauf war nichts zu erwidern. Der Schulmeister stand ihm schlecht. Ben wusste, sein Vater hatte einmal Lehrer werden wollen, vor dem Krieg, aber er war schon an der Aufnahmeprüfung für das Seminar gescheitert.

Der Alte griff nach der leeren Kiste, in der sie heute Morgen seine Sachen gebracht hatten. Dann verließ er das Zimmer ohne weitere Ermahnungen. Die Großmutter wandte sich in der Tür noch einmal um: „Und schreib jeden Tag einen Brief, hast du?“

Gott sei dank, sie waren endlich weg. Aber er sah ihnen doch durch das Fenster nach, wie sie von der Villa fortgingen, die langen Treppen durch den Garten hinunter zum Tor. Jetzt lagen dreihundert Kilometer auf der Autobahn vor ihnen, und heute am Ostermontag war der Verkehr sehr dicht. Die beiden reisten sonst nie miteinander“ so weit war es also gekommen, seinetwegen. Sie mieden sich sonst, wo sie konnten, und vielleicht hasste der Vater seine Schwiegermutter sogar - in diesem Fall war er doch eines tieferen Gefühles fähig.

Die Mutter hatte dieses Mal nicht mitkommen wollen. Sie habe genug von diesen Umzügen, sie ertrage es nicht mehr. Sie wusste sehr wenig von ihm und litt dafür umso mehr an ihm. Warum nur hatte er keine Geschwister? Als Bub hatte er sich lange einen Bruder gewünscht, und zwar einen Älteren. Unmöglich, so etwas, leider.

Einige Wochen später besuchte Ben erstmals nach dem Umzug wieder seine Leute daheim. Er fühlte sich dort jetzt fremder als in Stuttgart. Wenn sie mit ihm über seine Angelegenheiten sprechen wollten, dann kam er sich selbst auch fremd vor. Sie legten Gewicht nur auf die für ihn nebensächlichsten Dinge, und was ihm selbst bedeutend erschien, konnte er ihnen nicht mitteilen.

„Ein neuer Kollege wird vielleicht einmal mit hierherkommen“, sagte er. Sein Name sei Ulf. Da gab er nun doch etwas preis.

„Oh, ich habe es ja gewusst“, sagte die Großmutter, „dort wirst du dich einleben. In der Fremde ist treuer Freund Gold wert. Halte ihn dir warm.“

An jenem Sonntag im Juni regnete es einmal nicht. Schon um neun sah er vom Fenster aus seine Eltern den Garten heraufkommen. Zu Hause war also das Vieh früher als sonst versorgt worden. Wie langsam sie die Stufen nahmen, so lange Treppen kannten sie daheim nicht. Und sie brachten die Großmutter heute nicht mit! Der Vater sah sich verkniffen und zugleich befriedigt im Zimmer um, wie erleichtert darüber, dass hier in diesen zwei Monaten alles unverändert geblieben war, und wenigstens für die Möbel traf das auch zu. Er trug diesmal seinen dunklen Anzug, ein seltener Anblick.

„Und“ gefüllt es dir noch? fragte die Mutter, zweifelnd, besorgt, wie sie das immer war. Offenbar war sie gestern beim Friseur gewesen, das schon dänner werdende braune Haar frisch getönt und dauergewellt. Sie sah sich zum ersten Mal in diesem Zimmer um. Es gab so wenig zu betrachten, sie blickte ihm wieder ins Gesicht. Und dann kam er, ihr Lieblingssatz, er war unvermeidlich: „Und sonst“ ist noch alles in Ordnung? Wie oft schon geht, und er kannte die tiefere Bedeutung: Losgerissen bist du von der mütterlich nährenden Erde der Heimat, es kann nicht gutgehen. Ben fühlte den alten, vertrauten Hass in sich aufsteigen. Warum nur waren sie gekommen? Er ging mit ihnen zum Fenster, um die Aussicht zu erlüttern. Sie blieben stumm.

Sein Vater zwang sich zu Ironie und künstlicher Munterkeit: „Und - wie sieht nun dein

Festprogramm für diesen großen Tag aus? Ben sagte, er brauche heute ungefähr zwei Stunden für sich, er habe Heimarbeit aus dem Amt mitgenommen. Er verschwieg, dass er sie ursprünglich erst nach ihrer Abfahrt hatte erledigen wollen. Der Blick seines Vaters wurde geringschätzig: Amt und Arbeit, sollte das heißen, dass ich nicht lache!

Sie einigten sich darauf, dass die beiden schon einmal ohne ihn die Stadt besichtigen könnten. Dann würden sie ihn zum Mittagessen abholen. Sie mussten natürlich mit dem Auto fahren, er gab ihnen seinen Stadtplan mit. Als er allein war, empfand er das alte Schuldgefühl wieder, ein schlechter Sohn zu sein, einer, der seine Eltern kaum ertrug. War es - unnatürlich? Umso leichter fiel ihm die Arbeit.

Sie waren wieder im Zimmer, hatten die Vermieterin im Garten getroffen. Seine Mutter sagte: „Eine ordentliche Frau.“ Das war weniger ein Lob als ein Vorschuss auf Vertrauen. Sein Vater schimpfte auf den patentgefalteten Stadtplan, es war ihm nicht gelungen, ihn nach Gebrauch zusammenzulegen. Ben brachte es in Ordnung. Auf der Fahrt ins Zentrum markierte die Mutter an den Tunnelleinfahrten, den Straßenzuflüssen herum: So viel Beton, das gefalle ihr nun einmal nicht. Ben wurde heftig und wies sie zurecht: Die Stadt sei doch besonders grün, reich an Gärten und Parkanlagen.

Er suchte etwas Billiges, wo er mit ihnen essen gehen konnte, ohne dass es viel kostete. Das Schnellrestaurant an der Hauptstraße war zum Glück heute geöffnet. Wie unsicher die beiden in allem waren: bei der Auswahl der Gerichte, beim Ansteuern eines Tisches! Sie waren viele Jahre in keinem Restaurant mehr gewesen und führten ihm jetzt vor, was niedrige Abstammung ist. Er kam sich hässlich vor, hässlich in seinen Gedanken, in seinen Gefühlen.

Danach gingen sie spazieren, die Fronten der Kaufhäuser entlang, durch den zentralen Park. Seine Mutter hatte für nichts Augen, sie machte stattdessen viele Vorschläge, wie er sich auf seinem Zimmer besser einrichten könne. Er sah, dass sein Vater inzwischen aufgetaut war. Der Alte beteiligte sich nicht am Gespräch, dafür beobachtete er die Passanten, die Fahrzeuge. War sein Vater der Klügere von beiden? Ohne ihn zu lieben oder ihn auch nur ein wenig zu schätzen, führte er sich ihm manchmal ähnlich. Er wollte nicht darüber nachdenken.

Als sie wegfuhr, nahmen sie ihn ein Stück im Auto mit hinaus in die Wälder. Er ging erleichtert allein eine Stunde spazieren und nahm den Bus zurück in die Stadt.

Spät am Nachmittag bog Ulf von der Asphaltstraße in den schmalen Feldweg ein. „Fahr vorsichtig!“, bat Ben. „Es gibt Schlaglöcher, richtig große Kuhlen voll Wasser und auch ganz bucklige Stellen.“

Ulf fuhr sehr langsam weiter. „Ich hoffe nur, es kommt uns keiner entgegen.“ „Kommt so gut vor.“ Ulf sah die hohen Robinien über ihnen zusammenwachsen, das Gestrüpp sich von den Wegrändern herandrängen. Ein Zweig streifte den Wagen, wurde mitgezogen und schlug dann zurück gegen die Lackierung. Ulf zuckte ein wenig zusammen. Dann fuhren sie hinaus auf die kleine Lichtung mit den Gärten und mitten darin das weiße Haus vor der grauen Kante. „Mensch, Benny, richtige Felsen!“ „War früher ein Steinbruch, jetzt ist fast alles zugewachsen.“

Ben sah das Gesicht seiner Großmutter, das sich im Dachgeschoss gegen das Giebelfenster presste. Seine Mutter wartete nicht ab, dass sie klingelten. Als der Wagen auf dem holprigen Grasplatz hinter dem Haus zum Stillstand kam, erschien sie schon lächelnd in der Haustür. Wie auf Kommando, dachte Ben. Während sie auf das Haus zuzogen, hörte man den Unimog herantuckern. Sein Vater hielt neben dem fremden Auto und sprang rasch ab, noch flink für sein Alter. Die Wagentür war im Sommer ausgehängt.

Ben stellte den Freund in der Diele vor, wo sie eine Weile zusammenstanden. Er bekam nicht heraus, wie seine Eltern auf Ulf wirkten, und ebenso blieb es für ihn offen, welchen Eindruck er auf sie machte. Die Gesichter der Alten waren freundliche Masken. Ulf erschien gelassen, unbefangen, alles an ihm drückte gute Erziehung und wohlwollende Neutralität aus. Bens Eltern waren zeremoniös, noch mehr als sonst, wenn er selten einmal einen Freund mitgebracht hatte. Sie sagten, dass sie sich freuten, dass er sich als ihr Gast wohl fühlen möchte. Dass sie hoffentlich gutes Wetter hätten. Und ob sie eine gute Fahrt hinter sich hätten! „dies war schon die persönlichste ihrer Fragen.“ Der Vater musste gleich wieder an seine Arbeit. Die Mutter zeigte Ulf den vorbereiteten Schlafplatz auf der Couch im Wohnzimmer. Sie wollten jetzt keinen Kaffee trinken? Die Mutter zog sich in die Küche zurück, um einen Kuchen zu backen. Besser, wenn sie morgen noch einen mehr anbieten könnte.

Sie gingen nach oben, klopfen an die Tür und betraten auf das Herein seines Großvaters das verräucherte Zimmer. Erblickten den Achtzigjährigen in der Haltung von Franklin Delano Roosevelt in seinem roten Plüschsessel inmitten der Qualmwolken, die in kurzen heftigen Stößen aus der Pfeife entlassen wurden. Ein Mensch des neunzehnten Jahrhunderts, noch unter ihnen anwesend und doch schon fremd, auf seine Weise ein Unberührbarer. Er hatte gerade Zeitung gelesen. „Und jetzt fliegen sie bald zum Mond, verrückte Menschheit!“ Ja, ihr kommt also von Stuttgart, hab ich gehört. Bin da nie gewesen und sonst früher doch viel herumgekommen! Wien, Prag! Paris, Berlin! Und Dresden, ja, Dresden, dort war es am besten. Vor dem ersten Krieg, bis dieser verdammte Krieg kam! Davor war er jahrelang als Handwerksbursche durch halb Europa gezogen. Mit Bens Vater, seinem Schwiegersohn, sprach er so gut wie nie, nur das Allernotwendigste, solange Ben sich erinnern konnte.

Jetzt kam die Großmutter und glich mit ihrem Gefühlsüberschwang das Defizit an persönlicher Zuwendung seitens der anderen mehr als aus. Die kleine alte Frau stand vor seinem großen Freund, nahm dessen beide Hände in ihre. Sie wird sie ihm doch nicht küssen wollen ... Es zuckte in ihrem Gesicht, um diese Andeutung eines Damenschnurrbartes herum. Und dass eine so mächtige Altfrauenstimme noch solche Höhen erreichen kann. „Wie froh ich bin! Sie können sich bestimmt nicht vorstellen, wie dankbar ich dafür bin, dass Sie sich so um unseren Ben kümmern. Er hat uns so viel von Ihnen erzählt, ständig hat er Ihren Namen im Mund gehabt!“ „Oma, er war gar nicht so gewesen.“ „Er ist jetzt sooo weit weg von uns. Sie müssen ja alle fort heutzutage, aber er ist sooo weit, wir können sooo wenig für ihn tun!“ Aber nun hat er Sie, nun ist es auch so gut. Wollt ihr zwei nicht Kaffee trinken, mit dem Opa und mir?“

„Oma, wir wollen uns Bewegung machen, nach der langen Fahrt. Wir gehen gleich an die frische Luft.“ Das war auch natürlich, in der dicken Nebelsuppe hier oben erstickte man beinahe. Als sie die Treppe hinuntergingen, grinsten sich die zwei jungen Männer an.

Es gab noch eine Großmutter, sie lebte in der Nähe in einer Baracke und galt als nicht vorzeigbar. Ben vermied es, mit Ulf in die Nähe ihrer Behausung zu geraten, als sie draußen umherstreiften. Er ging mit ihm auf die Höhe hinauf, von der man eine begrenzte Aussicht hatte. Für Weitblicke war ihr Halbgelände zu stark gegliedert.

Die Mutter deckte den Abendbrottisch nur für sie beide im Wohnzimmer. Sie selbst später mit dem Vater in der Küche. Ben und Ulf frühstücken tags darauf auch allein. Nur beim Mittagessen am Sonntag hatten sie die Gesellschaft der Eltern. Die Mutter fragte dabei wie üblich: „Kann man es essen?“, obwohl sie auch diesmal davon überzeugt war, es sei ihr gelungen. Der Vater schwieg fast die ganze Mahlzeit über. Ben fand, es war wieder sein bedeutsames Schweigen, nur blieb die Bedeutung auch diesmal unklar.

Wenn sie allein waren, erschien die Mutter wie eine Dienerin im Zimmer. Sie erkundigte sich, ob sie dieses oder jenes essen wollten, was zum Trinken erwünscht sei, ob es genug und ob es recht gewesen sei. Sie stellte nie andere Fragen, hatte an seinem Gast, wie es schien, kein persönliches Interesse. Es war auch früher so gewesen, diesmal war es Ben peinlich. Und zumal er wusste, dass sie in Wahrheit sehr neugierig war. Sie fragte ihn nach solchen Besuchen genau nach Familie und bisherigem Werdegang aus. Warum also jetzt wieder dieses distanziert servile Verhalten, beinahe wie im Orient? Er begriff es erst bei diesem Besuch: Dahinter stand ihre Furcht, etwas Falsches zu sagen, sich und ihm mit einer unangebrachten Bemerkung zu schaden. Sie nahm ihre Rolle zu ernst, sie übertrieb es damit und verschwand vollkommen dahinter. Sie würde nie aus erster Hand etwas wirklich Wichtiges über seine Freunde erfahren.

„Ihr habt hier kein Fernsehen“, stellte Ulf am ersten Abend nach dem Essen fest. „Nein, nur Großeltern.“ Und ihr Gerät war so laut eingestellt, dass es zum ständigen Verdross seiner Eltern bis in die Diele herunter dröhnte.

Sie gingen für eine Weile hinüber in Bens Zimmer und sprachen über die nächsten Tage, welche Ausflüge sie von hier aus unternehmen könnten. Auf einmal stand der Freund auf und ging zum Bücherregal. Ben hatte die folgende Szene vorausgesehen, er hätte bei seinem letzten Besuch hier das gewisse Buch aus der Reihe entfernen können, er hatte es mit Absicht nicht getan. Und richtig, Ulf zog schon nach kurzem das Taschenbuch mit den schwarzen Großbuchstaben auf gelbem Rücken heraus und nahm es an sich: „Ah, Homosexualität!“ Das ist interessant?“

„Ja, aber teilweise schwer verständlich. Vielleicht solltest du dazu lieber etwas von Freud lesen. Da,

lies die Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie – Er drückte sie ihm schon in die Hand.

– Nein, nein, nicht hier. Aber du kannst es mir am Dienstag mitgeben, ausleihen, meine ich. – Tatsächlich nahmen sie neben einem Zelt aus Bens Schultagen auch den Band Freud mit.

Zwei Monate später und Ulf war schon Geschichte, die Erinnerung an ihre Zusammenkunft so gut wie entsorgt. Ben war im Urlaub zum ersten Mal in Berlin gewesen und dann noch zu den Eltern gefahren. Er blieb fünf Tage bei ihnen und ging dort im Kopf nur an der Spree herum. Was ihn umgab, sah er wie eine unbekannte, wenig reizvolle Gegend aus dem Flugzeug heraus an. Er sprach kaum noch mit seinen Leuten und versuchte fortwährend Strategien für die nächste Zukunft zu entwickeln. Er wird halt in Stuttgart bleiben müssen, vorläufig. Gleichzeitig plante er bereits für den Herbst die nächste Reise nach Berlin.

Als die Entscheidung schon gefallen war und er einmal abends in der Villa ankam, lag ein Zettel seiner Vermieterin auf der Treppe. Sein Vater hatte angerufen und ihn zu sprechen verlangt. Das Amt hatte einen Brief an die Eltern geschrieben und sie darüber aufgeklärt, dass ihr Herr Sohn sich selbst aus dem Dienst entlassen hatte. Der Alte wollte übermorgen kommen und ihn sprechen. Ben sollte ihn auf seinem Zimmer erwarten.

Ben rief gleich zu Hause an. Er wird an diesem Tag nach Berlin fliegen und sich Arbeit und Unterkunft suchen. – Nein, du wirst auf dem Zimmer warten! – Werde ich nicht! – Sie schrieen sich an wie neulich auf dem Amt Ben und der Amtsleiter. Aus dem Machtwort wurde ein ohnmächtiges. Ben war schon ausgebrochen, nicht mehr einzufangen. Der Alte begriff es, er war nicht dumm. Er ließ ihn noch mit der Mutter zanken. Sie erreichte nichts, keine Zusage für irgendeine Rücksicht oder Vorsicht. Sie hatte nur wie so oft das Schlusswort in solchen Debatten, elegische Tragödie, als die sie sich sah. Den Wortlaut vergaß Ben sogleich.

Fort, nur fort. Eine Wunde und ein Hautfetzen. Man hat sich gefürchtet, ihn abzureißen. Dann ein Ruck und während man reißt, kommt mit ein wenig Schmerz überraschend die Lust. Er hatte sich als Schüler einmal bei einem Freund beklagt, es gebe keine Basis für Gespräche zwischen ihm und seinen Eltern. Und der Freund hatte aufmunternd festgestellt: Was beklagst du dich, wo keine Basis ist, da braucht man keine.

Auf dem Rückweg von Berlin nahm er wieder den Umweg über ***. Seine Eltern wirkten schon schicksalsergeben. Er sah sie geradezu vor sich altern. Er war ein schlechter Sohn mit einem schlechten Gewissen. Sie machten es ihm leicht, bis auf diese skeptischen Blicke, und nahmen seinen Entschluss jetzt ohne Einwände hin. Da ging einer seinen Weg und sie blieben zurück am Wegrand.

Ben spürte erstmals seit langem dieses scheuliche Gefühl in sich aufsteigen, das seine Kindertage manchmal vergiftet hatte. Das Bad am Sonntagmorgen noch im alten Haus der Großeltern – Er badete in einer Blechwanne, die für ihn in der Waschküche aufgestellt wurde. Die Waschküche lag im Keller und erhielt etwas Licht vom Garten her. Es war schummerig und trotzdem sah er Kellerasseln über den zersprungenen Zementboden kriechen. An der Wand stand eine unförmige Waschmaschine aus der Vorkriegszeit, die schon lange nicht mehr benutzt wurde. Ben kratzte mit den Fingernägeln alte Salbe vom Hals ab und betrachtete sein Geschlecht. Da überkam ihn jenes Gefühl, das stärkste, das er als Kind kennenlernte. Es war eine Mischung aus Überdruß, Ekel und Langeweile und es richtete sich, vergleichbar jähem Sodbrennen, gegen ihn selbst. Er empfand die eigene Existenz als etwas vollkommen Nichtiges, Wertloses. Für ihn würde es nie Freude oder Sinn geben, immer nur diese alles umfassende Unlust. Er versuchte dann langsam Brechreiz aufsteigen, ohne jemals tatsächlich kotzen zu können, und zugleich heftigen Durst. Diese Krisen dauerten zwei, drei Minuten und mit ihnen verschwand auch der Durst. Sie waren ebenso plötzlich und heftig wie epileptische Anfälle und wie diese hinterließen sie ein Gefühl von Erschöpfung und Leere.

Er war inzwischen daran gewöhnt, sich zu beherrschen. Sein Gesicht verriet schon lange nichts mehr von diesen Gefühlen.

Er musterte seine gesamte Habe und teilte sie in drei Haufen. Der erste war unverzichtbar, diese Sachen würde er einpacken und im Flugzeug mitnehmen. Der nächste enthielt allerlei

Überflüssiges und sollte von seinen Eltern bald abgeholt werden. Außerdem gab es Dinge, von denen er sich unbedingt für immer trennen wollte: verbrauchte Wünsche zum Beispiel, Zeitungsausschnitte und kleine, erst hier gekaufte Gegenstände, die sich als nutzlos herausgestellt hatten. Er warf auch den Aschenbecher aus Blech dazu, nur für Gäste angeschafft: alles für die Mülltonne.

Es sah auf dem Fußboden wie nach einem Schiffbruch aus. Oder wie vor einem eingestürzten Haus, aus dem man noch einiges gerettet hat. Es war ein Zusammenbruch, es gab nichts zu beschönigen. Die Dinge vertraten die Hoffnungen seiner Jugend, die Erwartungen, in denen er sich geträumt sah, nein, sich selbst geträumt hatte. Wird Zeit, Ben, sagte er sich, dass du erwachsen wirst.

Seine Eltern kamen sonntags, um ihren Teil einzupacken. Sie brachten die Großmutter auch diesmal nicht mit. „Es ist nicht recht, dass es so gekommen ist, es ist nicht in Ordnung“, sagte die Mutter mit merklicher Bitterkeit.

„Die Diskussion können wir uns heute sparen. Jetzt heißt es: nach vorne sehen.“ Der Alte zeigte mitten im Zusammenbruch endlich einmal Format, fügte aber hinzu: „Nur die Sache mit diesem Berlin, die ist mir nicht geheuer.“

„Und das Zelt, das brauchst du in Berlin natürlich auch nicht. Da gibt es nur Stein, in so einer großen Stadt.“ „Habt ihr es wenigstens mal aufgestellt, du und Ulf?“

„Das Zelt? Nein, Mama, haben wir nicht. Ich brauch es nicht mehr. Es kann weg. Ihr könnt es verschenken, falls es einer haben will.“

Seine Mutter sagte, das werde sie nicht tun. Sie werde es aufheben, vielleicht würden ja mal Enkel da sein. Dann verladen sie alles und er fuhr mit ihnen zum Flughafen, um sein Gepäck für den Abflug einzuschließen. Die beiden setzten ihn an einer Straßenbahnhaltestelle ab und steuerten für ihre Heimfahrt die Autobahn an. Stuttgart würde sie nie wieder sehen.

Arlington Park

Mit Chicago wurden sie nicht recht warm. Das war ein zu kühner Entwurf, weder zu Ende gebaut noch zu Ende gedacht. Es war etwas Erregendes an der Stadt, etwas Elementares, etwas Verlorenes – Die beiden Europäer standen am Fenster ihres Hotelzimmers im zwölften Stock und sahen die Nebelfetzen vom See herantreiben. Oft waren es riesige Nebelbänke, die in Sekunden halbe Stadtviertel verschluckten und dann ebenso schnell wieder freigaben. Hohe Türme, plötzlich weggewischt wie die antiken Fresken in Fellinis "Roma" beim Bau der Untergrundbahn. Das Hancock Building war anderthalb Minuten ausgelöscht gewesen – jetzt stand es wieder da in der klaren, durchsichtigen Atmosphäre eines Mainachmittags: breitbeinig, unerschütterlich, ein Erderturm für Geld und Mehrwert.

Der Sears Tower wirkte von weitem wie ein seltsam verschobener altbabylonischer Stufentempel. Von nahem, aus der Tiefe der Franklin Street, gelang es nicht, seine höchsten Stufen ins Auge zu fassen. Man bekam den Koloss nicht als Ganzes zu sehen. Sie fuhren hinauf. Von oben zerfiel die Welt von Chicago klar in drei Teile: der riesige, fast leere See, leer wie die Hochsee – dann, hart am See, das schmale, lange Band der geballten, hohen Türme – und nach Westen anschließend der breite und scheinbar unendlich ausgedehnte Teppich flachster Vororte. Unverbunden, unversöhnlich, alles fiel auseinander wie Elemente, die sich nicht vermischen, vollkommen unharmonisch, brutal – eben darin bestand das Suggestive. Schließlich vom Turm wies die Stadt weite leere Flächen auf. Hier hatten die abgerissenen Schlachthäuser, die aufgegebenen Bahnhäuser gestanden. Das war der Platz für die Stadt der Zukunft, wie das den Blick anzog!

Unglaublich schnell brachte der Expresslift sie in die Eingangshalle zurück. Sascha suchte den Waschraum auf, bevor sie in die Cafeteria gingen (der Welt grüßte, wie alles in Chicago). Von innen hörte er Martin im Durchgang keuchen und bellen. Spastische Tracheobronchitis war schon einmal die Diagnose gewesen. Er sagte ihm, er sollte vielleicht besser aufs Land fahren sollen, und dann mischten sie sich unter die lunchenden Angestellten.

Am nächsten Tag wollten sie ins Grüne. Von der Lake Street nahmen sie die Hochbahn Richtung Westen. Fast alle Passagiere waren Schwarze. Sie selbst hatten keine Ahnung, wohin sie eigentlich fuhren. Es war die Richtung nach Oak Park. Das sagte ihnen gar nichts, von Frank Lloyd Wright hörten sie erst später. Bis zur Stadtgrenze fuhr der Zug durch meilenweite Slums. Sie bestanden aus zweistöckigen Reihen alter Holzhäuser mit hölzernen Außentreppen und Veranden, auf denen sich die Bewohner mit Vorliebe aufhielten. Zwischen der zum Trocknen aufgehängten Wäsche saßen arbeitslose Männer. Gelegentlich wiesen die regelmäßigen Zeilen Lücken auf. Erst später erfuhren sie, dass hier Brände getobt hatten, während der Unruhen in den Sechzigern. Um die Häuser grünte und blühte es noch reicher als in den Parks am Seeufer. Es war ein fröhlicher Verfall, eine Art Operettenslum, jedenfalls solange man nur mit der Bahn durchfuhr. Die Fahrt verlief rasch und ohne Zwischenfälle.

Scharf unterschied sich Oak Park als Vorort der oberen weißen Mittelschicht von den städtischen Slums davor: ältere freistehende Villen, meist auch aus Holz, an breiten, grünen Alleen. Es schien verlockend, hier spazieren zu gehen. Aber als sie einige Blocks umrundet hatten, empfanden sie bloß noch Langeweile. In ihrer perfekten Gleichförmigkeit reizten diese Quartiere zum Gähnen. Sie fuhren bald zurück.

An einem der folgenden Tage saßen sie in einem Vorortzug Richtung Nordwesten. Dieser massige gelbe Doppeldecker sollte sie doch einmal an den Rand der unendlichen Stadt bringen, meinten sie. Sie hatten Fahrkarten nach Arlington Park in der Tasche. Nicht dass ihnen der Ort irgendetwas bedeutet hätte – in der Bahnhofshalle hatten große Plakate für verbilligte Rückfahrkarten dorthin geworben. Die Reklame, obwohl allgemein gehalten, schien sich dafür zu verbürgen, dass Arlington Park ein unbedingt lohnendes Ziel am Rand von Chicago sei; sie war unwiderstehlich. Es war mitten am Nachmittag. Der Zug stand noch lange in der Halle, bevor er abfuhr. Nur stündlich wurde die Strecke bedient. Die beiden Decks füllten sich allmählich mit weißen Angestellten. Dann schob der Zug sich hinaus, zunächst ins schon Bekannte, die Zone der Bahnanlagen und Fabrikhallen. In den Slums hielt er nicht. Nun glitten eine Stunde lang weiße Vororte draußer vorbei – wie langsam glitten sie darüber! Die Suburbia war sich wohl bewusst, ein großes Ganzes aus ununterscheidbarem

Einzelnen zu bilden. Daher die riesigen Lettern auf den hohen runden Wassertürmen: MOUNT PROSPECT DES PLAINES. Einmal hielt der Zug auf freier Strecke. Sie sahen in ein Wohnzimmer hinein, wo auf flimmerndem Bildschirm gerade Palmen am Meer zu sehen waren. Vielleicht war es Fort Lauderdale, Florida. Martin dachte, wenn der Bewohner für einen Augenblick ans Fenster treten sollte, so würde ihn die Schrift auf dem hohen Wasserturm daran erinnern, dass er Bürger von Mount Prospect war und nicht von Des Plaines oder Fort Lauderdale.

In Boston hatte ihre Reise begonnen. Nicht dass es sie besonders nach Boston gezogen hätte es gab einen billigen Flug von Amsterdam dorthin. Während des Fluges las Martin in seinem Führer, von den größten Städten an der Ostküste erinnere Boston am stärksten an Europa. Sie beschlossen, dort drei Tage zu bleiben, um sich leichter einzugewöhnen. Wegen irgendeines nationalen Kongresses waren alle Hotelbetten belegt. Sie kamen schließlich an der Huntington Avenue unter, in dem grauen YMCA-Kasten, der etwas von einem Elefanten in Wartestellung hatte. Rundherum hundert Jahre alte Wohnblocks mit klassizistischen Fassaden, die die verwehrtesten Wohnungen dahinter nur unzureichend kaschierten. Wie in Europa war es bis zum nächsten McDonalds-Laden nicht weit, er war schräg gegenüber. Nach einem ersten Bummel durch die Nachbarschaft reihten sie sich ein in die Schlange der Slumbewohner, die ihr warmes Abendessen bei McDonalds bestellten, um es styroporverpackt in die umliegenden Wohnhöhlen zu tragen. Ein städtischer Polizist ein Auge auf die Kasse und die Waffe bereit sorgte dafür, dass die Geschäfte sich im bürgerlichen Rahmen abwickelten. Den Erdbeershake fand Sascha viel zu süß.

Der Weg in die Stadtmitte führte sie schließlich an der Zentrale der Christian Science vorbei. Das war ein Sammelsurium unterschiedlichster Bauten und Stile, Mutterkirche und Großdruckerei, Sonntagsschule und Verwaltungshochhaus. Und zwischen den Gebäuden ein zweihundert Meter langes, genau rechteckiges Wasserbecken. Der Wasserspiegel schloss auf den Millimeter mit der niedrigen Umfassungsmauer ab, und wenn wieder einmal Mary Baker-Eddys Geist über den Wassern schwebte, floss ein Bruchteil in die umlaufende Rinne ab. Dieser Vorgang entzückte Martin stets aufs Neue. Wasser, Luft und Wind bildeten ein empfindliches Gleichgewicht. Jede Störung oder Reizung musste das überfließen herbeiführen. Nie war vorherzusehen, wo das Wasser den letzten, so geringen Widerstand überwinden würde. Es sah eher so aus, als zögere es, den entscheidenden Schritt zu tun und überzufließen. Wenn aber nur ein kleiner Abschnitt des Damms, der keiner war, überflutet wurde, so floss das Wasser bald auf breiter Front ab. Der Wasserspiegel sank dank unsichtbarer Quellen niemals merklich unter das Niveau des Mauerchens. An dieser heiligen Stätte war überfluss nie mit Mangel verbunden. Jemand erklärte ihnen, dass das Becken der Aircondition des Bürohochhauses diene. Sie begriffen nicht ganz, wie das funktionierte.

Sie nahmen den Zug nach New York und rollten fünf Stunden lang durch Neuengland. Sie kannten die Landschaft aus Filmen und von Fotografien. Aber sie erkannten sie nicht ohne weiteres wieder. Die Natur schien sich im Herbst, dem bekannten lang hingezogenen, trockenen Herbst mit seinen prächtigen Farben verausgabt zu haben. Jetzt war nur zaghaftes Grün zu sehen, ab und zu eine kleine Stadt, steinige Meeresufer. Mitten auf der Strecke näherte sich der Zug einer etwas größeren kleinen Stadt mit kleinen Wolkenkratzern in der Mitte, einer richtigen kleinen Downtown. Wie war der Name der Stadt? Providence, murmelte der Schaffner ungefragt, Providence er, indem er durch den Wagen schlenderte. Er sprach so undeutlich, dass sie es mehr errieten als verstanden. Der Schaffner sah die beiden Europäer bedeutsam an. Ob sie sich die Weiterfahrt nicht noch einmal überlegen wollten, schien er anzudeuten. Aber nein, sie wollten nicht in Providence aussteigen.

Providence, New York! jetzt rief er es laut und triumphierend mit prächtigem daherrollendem Akzent. Und er sah niemand dabei an, niemand war persönlich gemeint. Es war wie ein Appell an alle: Macht euch bereit, letzter Bahnhof vor Manhattan!

Nach Rye gewann der Zug an Fahrt. Sie hätten wohl schon die Stadtgrenze erreicht, vermutete Martin. Es war die Bronx. Die Trasse verlief in tiefem Einschnitt zwischen steilen Böschungen. Halbwegsige waren über den hohen Zaun geklettert und erwarteten sie auf halber Höhe über den Geleisen. Plötzlich flogen Steine. Manfred sah schwere Brocken heranfliegen und wich instinktiv aus. Ein Aufprall, ein Aufschlag wie Steinschlag im Gebirge das dicke Waggonfenster hatte es abgehalten. Nachts kannst du hier nur mit heruntergelassener Jalousie durchfahren, sonst wirst du

erschossenâ€œ, sagte Sascha. Woher er das wissen wolle, entgegnete Martin gereizt.

Die Tage in New York waren Regentage, dunkle, windige Regentage. Sie konnten doch nicht die ganze Zeit bei Bloomingdaleâ€™s verbringen. Sie hatten gar keinen Sinn für diese Art von Luxus, die vor allem in luxuriöser Präsentation von Waren bestand. Draußen die Lexington Avenue lud keineswegs zum Flanieren ein. Die Überreste von Regenschirmen, von Windb nen zerknickt und zerfetzt und von den Besitzern weggeworfen, verstopften die Öffnungen der Gullys. Abflusslose Seen aus Regenwasser, Benzin und Motorenöl machten sich am Straßenrand breit. Das Mauselloch neben ihnen war ein Eingang zur U-Bahn. Es war eine Linie nach Queens. Die Bahn erreichte nach kurzer Zeit die Oberfläche, um als Hochbahn weiterzufahren. Sie freuten sich einen Moment lang. Sie würden den Blick über den East River genießen, von der Höhe der Brücke auf Long Island und Manhattan und die anderen Brücken sehen können. Aber starke Regengüsse pladderten aufs Dach, Sturzb che liefen an den Seiten herunter. Die Fenster bedeckte ein dichter Tropfenvorhang. Dazu drang Feuchtigkeit ins Innere des Wagens; eine dampfige Atmosphäre breitete sich aus; die Scheiben beschlugen von innen. Sie fuhren wie zwischen Milchglasw nden dahin. Die Stadt war schon wieder unsichtbar geworden. Natürlich war es, bei diesem Wetter, in Queens nicht weniger scheußlich als in Manhattan. Sie fuhren bald zurück.

Ein anderes Mal fuhren sie in einem langen Tunnel unter Brooklyn dahin, Richtung Atlantik. Sie schwiegen während der Fahrt. Martin studierte die Reklametafeln. Für Kakerlakenfallen wurde geworben. Gegenüber sorgte sich ein Verleger um den Absatz seiner Ware. Jeder, aber auch wirklich jeder â€“ everyone, absolutely everyone â€“ müsse das neue Buch lesen, also kaufen. Diese Werbung kam einmal ohne Schmus aus. Mannhaft verkündete es der Verleger: Ich produziere, und ihr alle, alle müsst kaufen, und an dieser Tatsache lasse ich nicht den geringsten Zweifel zu. Inzwischen war der Zug ans Tageslicht gekommen. Auf der ersten Station nach der Rampe hielt er ungewöhnlich lange. Fahrgäste wurden ungeduldig, stiegen aus, um nachzusehen, kamen nicht zurück. Martin und Sascha blickten durch die offenstehende Tür und konnten nichts Besonderes entdecken. Draußen auf dem Bahnsteig sahen sie es dann: Aus dem letzten Wagen drangen dunkle Qualmwolken ins Freie. Im gleichen Augenblick lief auf dem anderen Gleis ein Zug ein. Sie sahen sich bloß an und stiegen sofort um und fuhren zurück nach Manhattan.

Die Wolkenkratzer von Midtown und Downtown ließen sich nur ausnahmsweise bestaunen. Ihren Namen allzu wörtlich nehmend, ließen sie es zu, dass st ndig Wolken sie tief herunter verhüllten. Man hätte irgendwo nachlesen oder jemand fragen müssen, ob ein Gebäude dreißig, siebzig oder hundert Stockwerke hatte. Aber es zu wissen, hätte sie auch nicht gefreut. Nur in den Nächten gab es längere Abschnitte ohne Regen, ohne Sturm. Sie gingen dann gewöhnlich getrennte Wege. Martin erinnerte sich später, wie er in einer Nacht in Chelsea von einem Passanten angesprochen worden war: ob er Feuer habe. Und dabei rauchte der neugierige Frager gerade eine Zigarette. Martin stand unter einer Laterne und ließ sich ruhig betrachten. Dann gingen sie ohne weiteres auseinander.

Auch zum Botanischen Garten fuhr Martin allein. Es war der letzte Tag vor der Weiterreise. Das Wetter war endlich umgeschlagen, es war schwül-warm. U-Bahn-Fahren war hier wie Fahren mit einem Fahrstuhl. Rasend wie sonst die Stockwerke neben einem glitten die Blocks unsichtbar über einem dahin: Zwoundsiebzigste, Sechsunneunzigste, Hundertzehnte â€| Einzelne patrouillierende Polizisten in den Zügen. Sie sahen besser aus als in Boston, von Hamburg gar nicht zu reden. Es waren gesunde, Knüppel schwingende Mannsbilder. The medium is the message. Gewalt ist schön, signalisierten sie und spielten mit der Keule. Sie warfen den Knüppel ein kleines Stück in die Luft und fingen ihn spielerisch auf. Sie ließen sich gern begaffen â€“ aber mehr auch nicht. Sie hatten den Schwanz auf dem rechten Fleck.

Draußen zogen die zerstörten Viertel der Süd-Bronx vorbei. Man hätte sich Besseres vorstellen können nach der Rückkehr zur Oberwelt. Wann war eigentlich der Film über die Ruinen der Bronx im Dritten gelaufen, fragte sich Martin. Dann musste er aussteigen. Der Park war nicht weit von der Station, die Gegend zum Glück nicht ganz so heruntergekommen wie weiter im Süden. Schade, dass er nicht noch einmal in den Garten kommen konnte, er hätte ihn gern Sascha gezeigt. Der Garten gefiel auch vielen New Yorkern, von denen manche sogar zum Picknick hierhergekommen waren, und dabei war es ein Werktag. Martin musste an Willi denken, der hier Samen von Akazienb umen gesammelt hatte. Er ließ ihn dann drüben keimen. Nun wuchsen schon

kleine Akazien aus der Bronx in Oberösterreich heran. Die alten Bäume, die Samenspender, standen noch als braune Gerippe herum. Über dem Park lag die Lärmglocke der Großstadt, ein fein zermahlener Geruchsbrei ohne herausragende Einzelnote. Er verließ den Garten und ging zehn, fünfzehn Blocks nach Westen. Hier war alles solide und geschäftig. Es kam ihm wie Eimsbüttel vor, wie ein in die Breite gegangenes und in die Höhe geschossenes Eimsbüttel, mit mehr Lärm, mehr Dreck und mehr Leben.

Der Zug nach Philadelphia verließ Manhattan natürlich auch in einem langen Tunnel. Sie stiegen unterirdisch in der Penn Station ein, und als sie drüben in New Jersey herauskamen und zurückschauten, war alles verschwunden bis auf die oberen Hälften des World Trade Center, zwei Riesenfeuerzeuge in einem diesigen, brandigen Himmel, sonst nichts.

„New York! New York! Mal sehen, was uns in der Stadt der brüderlichen Liebe erwartet.“

Nichts gegen Joe. Sascha kannte ihn von Europa her. Sie logierten zwei Nächte bei ihm in der Pine Street, in einem alten Mietshaus mit viel Holz. Auf den Dielen des Gästezimmers krochen Massen kleiner Insekten herum, die Martin nicht kannte. „Sie sind sogar im Kulturbeutel. Sind es Termiten?“ Sascha lachte: „Bestimmt nicht. Termiten bekommst du gewöhnlich nicht zu sehen, sie hausen in den Wänden. Das hier ist irgendein gewöhnliches Kropfzeug. Kommt vom alten Holz und der feuchtwarmen Luft.“ „Sie haben sich sogar über die Schokolade hergemacht, ekelhaft.“

Es war am Tag nach der Ankunft in Philadelphia, schon ziemlich spät am Morgen. Joe hatte sie am Abend noch durch eine Reihe von Bars schleifen lassen. Sie sollten ihn mittags in der Bank treffen. Manfred dachte an den Barman in einem der Läden. Mit einer Art Kohlschaufel war er zu einem Wandschrank gegangen und mit der Schaufel voller Eisstücke zur Bar zurückgekommen. Er verteilte den klirrenden Bruch im Eisschrank und lagerte ein bis zwei Dutzend Bierdosen darauf. Lowenbrau stand auf den Dosen oder Tuborg oder Budweiser; sie sprachen es amerikanisch aus, und es schmeckte auch amerikanisch. Coke und Seven up schoss der Barkeeper aus langen Schlüssen mit Spritzpistolen in die Gläser, die er zuvor zur Hälfte mit dem Eisbruch gefüllt hatte.

Da es schon so spät war, kamen sie auf dem Weg zur Bank bloß zu einem Schlenker durch das Geschäftszentrum. Die City Hall sah aus wie das Rathaus in Brodningnag. Joe erwartete sie bereits am Portal der Savings Bank. Er schien gut gelaunt und besser ausgeschlafen zu sein als sie selbst. Zuerst schlenderte er mit ihnen durch die Abteilung, in der er arbeitete. Datenverarbeitungsanlagen schnurrten oder ratterten. Eine Menge von Aluminiumbüchsen mit Bändern lag herum. Es sah unordentlich aus, ohne malerisch zu wirken. Er stellte sie den meisten Kollegen in der Abteilung vor und sagte, er werde jetzt mit seinen Gästen aus Europa essen gehen. Zu Gesprächen kam es nicht. In der Kantine drehte sich alles um Salate. Salate seien wichtig für die Reinheit der inneren wie äußeren Organe, sagte Joe, für die Reinheit der Haut zum Beispiel. „Wenn es vier Uhr ist und ich noch eine Stunde zu arbeiten habe, denke ich schon: Habe ich zu Hause auch alles für meinen Salat?“ Martin verspeiste zum Nachtschicht ein gelbes Stück Kuchen, schwer und süß, das auch noch ein wenig nach Erdnüssen schmeckte.

Joe zeigte ihnen, wo sie das benutzte Geschirr zurückgeben konnten. Er stellte ihnen auch die Käsehilfe vor, die die Tablets leer räumte. Es war eine Deutsche, sie war gleich nach dem Krieg herübergekommen. Für ein paar Augenblicke wurde die verbrauchte wirkende Frau lebhaft; es hielt aber nicht lange an. Sie beklagte sich, dass die Straßen unsicher seien und man auch zu Hause nicht in Sicherheit lebe. Immer breiter mache sich das Verbrechen. Sie sprach Deutsch mit einem pfälzisch-amerikanischen Akzent, der Martin zugleich bekannt und fremd in den Ohren klang. Wenn sie unsicher sagte, so begann sie mit dem gedehnten U wie seine Tanten in der Pfalz. Auch das sonderbare CH, ein Laut irgendwo zwischen ich und Gisch, kannte er. Aber beim Auslaut ließ sie den

Kiefer nicht herunterklappen, wie er vermutet hätte. Ihrem Mund war diese rheinfränkische R-Faulheit längst ausgetrieben. Gehorsam wählte sich der Kiefer zu einem Laut wie am Ende des englischen Wortes war.

Mein Gott, wie lange die Mittagspause eines Angestellten in Philadelphia sein konnte. Und wie langweilig die kurze Geschichte der Stadt. Joe schleifte sie annähernd zwei Stunden durch das historische Philadelphia. Hier war die erste Flagge der genährt worden und dort der erste Pisspott geschmiedet. Als sie wieder allein waren, kopierte Sascha ihren Gastgeber: „Und in diesem Haus hat General Washington sich 1781 nach seinem Marsch von achtundachtzig Tagen zum ersten mal wieder

rasiert. Brrr â€“ Sie schÃ¼ttelten sich und lachten. Joe war eifrig, ganz bei der Sache, die beiden EuropÃ¤er hÃ¼rten bald gar nicht mehr zu.

Immer wieder fielen ihnen stÃ¤dtische Autobusse mit derselben Botschaft auf den SeitenflÃ¤schen auf: RIZZO FIGHTS FOR YOU. Sie unterbrachen ihren FÃ¼hrer schlieÃlich in seinem gelehrten Vortrag, und Joe erklÃ¤rte ihnen, dass Rizzo der BÃ¼rgermeister sei und demnÃ¤chst wiedergewÃ¤hlt werden wolle; im Ãbrigen sei er ein korruptes Schwein. Er war zornig, fasste sich aber schnell wieder. Sie beschlossen ihren Rundgang dann auf Society Hill. Scheinbar sehr fern, diese Stahl-und-Glas-ApartmenthÃ¤user, aufs weiche, grÃ¼ne Kissen gesetzt. Hier seien vor kurzem noch Ã¼ble Slums gewesen. (Hatte Rizzo sie abreiÃen lassen?) Eine Menge Geld mÃ¼sste haben, wer hier wohnen wolle, eine unanstÃ¤ndig groÃe Menge Geld. Und in Philadelphia heiÃe es, dass einige der Bewohner mit dem Fernglas ihre voyeuristischen GelÃ¼ste befriedigten und dabei onanierten â€“

Auch Philadelphia hatte eine Subway. â€It has a small one.â€ Es waren bloÃ zwei oder drei Linien. Es verbot ihnen geradezu, sie zu benutzen. â€Nehmt lieber den Autobus.â€ Es war ein Verbot wie im MÃ¤rchen, und sie mussten natÃ¼rlich dagegen verstoÃen. Unten auf der Station begriffen sie schnell, was Joe ihnen hatte ersparen wollen. Von der Decke tropfte es, an den WÃ¤nden rieselte es, der Bahnhof war schmutzig und schlecht beleuchtet; das ganze Bauwerk verfiel offenbar seit lÃ¤ngerem. Im Unterschied zu New York, wo alle Klassen die U-Bahn benutzten, waren hier fast nur arme Leute zu sehen. Sie fuhren zwei Stationen mit und gingen dann zu FuÃ zurÃ¼ck.

Joe kam am nÃ¤chsten Vormittag zum Zug, als sie abreisten. Es war nicht mehr viel Zeit. Sie luden ihn nach Hamburg ein. Vielleicht werde er irgendwann kommen, sagte er, er habe nur zwei Wochen Urlaub im Jahr, und es sei schwierig, damit auszukommen. Sie trennten sich in der Halle. Er verschwand im Untergrund, denn auf dem RÃ¼ckweg zur Bank nahm er die Subway, die er ihnen nicht hatte zumuten wollen.

Es sah aus, als zwinkere der Obelisk Tag und Nacht. UnaufhÃ¼rlich wechselte das rote Signal von einer HÃ¼hlung zur anderen, ein Augenpaar hoch Ã¼ber der flachen Stadt. Mehrfach wand sich die Schlange der Besucher um den breiten Sockel des Obeliskens. Eine Stunde Anstehen oder mehr, das war den beiden zu viel. Sie verzichteten auf die Auffahrt und den Ãberblick. Massen von Touristen aus der Provinz Ã¼berall, auch am WeiÃen Haus, wo sie stundenlang am Parkgitter der SÃ¼dseite Spalier standen, um in die SchaurÃ¤ume eingelassen zu werden. Sascha und Martin wollten nicht hinein, sie versprachen sich nichts vom PrÃ¤sidenten.

Die Stadt hielt Abstand zum Palast. GegenÃ¼ber seiner Nordfassade war ein Block ausgespart und nannte sich Lafayette Park. In diesen Hohlraum sickerte ein, was die Stadt als unbrauchbar ausgeschieden hatte. Es stimmte, was die Zeitungen in Europa damals schrieben: Der PrÃ¤sident und die Penner, sie nÃ¤chtigten in Rufweite. Aber sie scherten sich wenig umeinander. Wenigstens von dem Alten, der in der DÃ¤mmerung die vorderste Bank bezog, konnte Martin sagen, dass er dem PrÃ¤sidenten den RÃ¼cken kehrte. Vielleicht hielten es diese Obdachlosen in den Ghettos nicht aus, die den grÃ¼nsten Teil des District of Columbia ausfÃ¼llten. Am ersten Abend wagte Martin noch den Scherz, die AtmosphÃ¤re sei so dÃ¤ster und zugleich schmierig, als wÃ¼rde hier gerade die Dreigroschenoper neu verfilmt. Aber er verspÃ¼rte zum ersten Mal drÃ¼ben Angst und wollte danach nachts drauÃen nicht mehr herumlaufen. Auch die Tage verbrachten sie dann nur noch in den weiÃen Enklaven der Stadt oder in ihren Vororten.

Mittags aÃen sie manchmal in einer Cafeteria nicht weit vom Hotel. Der Laden war bei den Angestellten der Umgebung beliebt; die Schlange reichte vom Tresen bis hinaus auf den Gehweg. Man stand nie lange an, man stand Ã¼berhaupt nicht an, alles war in flieÃender Bewegung. Personal und GÃ¤ste waren gut aufeinander eingespielt. Die Kunden rÃ¼ckten einer dicht hinter dem anderen vor und glitten mÃ¼helos durch die DrehtÃ¼r. Hier stÃ¼rten Sascha und Martin bereits das rhythmische Gleiten. Sie benÃ¼tigten fÃ¼r dieses kleine ManÃ¼ver immer mehr Zeit und Raum als die anderen. Drinnen am langen Tresen, der um zwei Ecken ging, war die Auswahl betrÃ¤chtlich. Aber was bedeutete das? Jeder vor und hinter ihnen hatte sein Lunchprogramm genau im Kopf. Wie zweibeinige Disketten spulten sie es rasch ab, grapschten im Weitergehen nach Tellern und GlÃ¤sern, bestellten und empfangen beinahe im Laufschrift â€“ und jeder genau Seines. Es war wirklich ein Schnellrestaurant. Der BÃ¼ffetier kam in seinem aktiven Wortschatz mit nur einem Einsilber aus: â€Next â€“ next â€“ next!â€ Ohne einmal zur Besinnung gekommen zu sein, fanden die beiden sich in ein

Nische ganz hinten wieder und wunderten sich, wofür sie diesmal an der Kasse bezahlt hatten.

Ähnlich funktionierte die U-Bahn, die erst einige Jahre alt war. Alles war elektronisch, schnell, sauber. Keiner verkaufte Fahrkarten in der Wanne wie in Philadelphia, eine lächerliche Vorstellung. Kein Drehkreuz konnte man mit 25-Minuten betreten wie in New York (- davon hatten sie gehört). Mit codierten Streifen, aus einem Automaten bezogen, öffnete jeder für sich die Schleuse beim Eingang und beim Ausgang. Ein ferner Rechner verglich in Sekundenbruchteilen Fahrpreis mit Guthaben und saldierte. Unaufhörlich klappten die Schranken: auf und zu, auf und zu. In der Rush hour war es reines High-Tech-Ballett – und natürlich tanzten sie auch hier aus der Reihe. Bei ihnen klappte es eben nur manchmal. Immer wieder öffnete sich die Schranke nicht, da ihr Saldo negativ war und sie nachzahlen mussten, oder der codierte Schnipsel blieb einfach liegen. Dann kam es zu Stockungen.

Silver Spring war ein hässlicher Name. Sie fuhren hin und sahen, dass es sich da leben ließe. Sie gingen einen Waldhang hinunter, an den Wegkreuzungen blühende Sträucher. Unten im Tal standen lauter einzelne Holzhäuser, jedes vereinzelt im Wald. Die Grundstücke waren nicht groß, die Häuser standen nah beisammen. Aber die Baumgruppen zwischen ihnen bewirkten die Illusion, dass jedes allein in einsamer Landschaft stand. Auf kleinen ausgesparten Flächen blühten die Rhododendren. Ihre Pastellöne – lachsfarben, mauve, kirschrosa – hoben sich vom dunklen Grün der Nadelbäume wie vom dunklen Braun der Hausfassaden –berdeutlich ab. Einige Häuser waren auch bunt angestrichen, dunkelrot oder dunkelblau. Sie dachten an Japan.

Sie besuchten auch den Rock Creek Park. Während sie jetzt durch die Vorstädte Chicagos geschaukelt wurden, wusste Martin, dass er sich dort am wohlsten gefühlt hatte. Sie waren nur zwei Stunden da gewesen, aber es hatte genügt, ihn die Stadt und das ganze Land für eine Weile vergessen zu lassen. Da waren nur noch der Wald, das Tal mit dem Bach und der steile Hang. Die hohen alten Bäume hielten den Abhang fest, waren mit ihren Wurzeln in ihn eingekrallt. In seiner Erinnerung überlagerte sich der Park am Rand von Washington D.C. schon mit einem Tälchen, das er im Jahr davor entdeckt hatte. Der kleine Weg führte vom Schloss Rosenau nach Niederneustift. Es war keine richtige Schlucht, aber der Wald war so dicht, dass man sich während eines Spaziergangs dort der Welt entrückt fühlte. Kein Geräusch von außerhalb, nicht einmal der Wind ließ sich hören. Auf lichterem Platz wuchsen Schierlinge, ungewöhnlich große Exemplare mit riesigen weißen Dolden. Auch die Huflattiche waren ihm dort größer als woanders vorgekommen. Ich will mir nach der Reise Huflattichtee besorgen, dachte Martin, ich muss etwas für meine Bronchien tun.

Wir sind da. Arlington Park. Sascha sah als Erster das Stationsschild.

Einige Fahrgäste stiegen mit ihnen aus und schlugen vom Bahnhof den Weg nach rechts ein, wo die gewöhnlichen Vorstadtstraßen begannen. Sascha und Martin sahen sich erst einmal um und entdeckten auf der anderen Seite das halbrunde, hohe Bauwerk, das dem Bahnhof den Rücken kehrte. Sie erkannten nicht sofort, worum es sich handelte.

Es könnte ein Einkaufszentrum sein, sagte Martin, lass uns hinübergehen.

Das komplexe Gebäude schien noch zu wachsen, als sie näher kamen. Es wirkte ziemlich abweisend mit seiner bunkerähnlichen Rückseite und ihren geschlossenen Stahlrennen. So sah kein Einkaufszentrum aus. Sie gingen um die Seite herum, da wo das Halbrund aufhörte. Nun konnten sie das weite unbebaute Gelände jenseits des konkav geschwungenen Riegels überblicken, und die Art der ganzen Anlage machte ihnen sofort klar, dass Arlington Park – die Rennbahn von Chicago war. Es fanden jetzt keine Rennen statt, die Tribüne war fast leer. Einzelne Männer, die Pferde trainierten, und einige Zuschauer verloren sich in der weitläufigen Anlage.

So geht es, wenn man ins Blaue fährt. Wir sind die richtigen Weltenbummler. Sie

Und dabei bin ich zu Hause noch nie auf der Trabrennbahn gewesen. Würde mir nicht einfallen, deshalb nach Bahrenfeld zu fahren.

Sie interessierten sich gar nicht für Pferderennen. Dann versuchten sie, jenseits der Bahn spazieren zu gehen. Aber die Straßen waren ohne Gehwege angelegt, und außer ihnen ging keiner hier zu Fuß. Es machte keinen Spaß. Die restliche Zeit bis zur Rückfahrt verbrachten sie daher in einem Hamburgerladen im Bahnhof.

Man hätte denken können, es wären lauter Föhnchen, Millionen von Föhnchen. Beflaggt und bewimpelt schien der ganze Park. Alles gelb, rosa und weiß, eine Explosion von Blüten: Rhododendren, Hartriegel und Zierkirschen. Der Frühling kam spät hier an den See, der groß war wie ein Meer; und wenn er kam, hatte er etwas Gewalttägliches.

Der Himmel war bedeckt. Vom See strich ein leichter Wind über den Park. Leicht hinberührte er Bäume und Sträucher; sie schwankten nicht, nur die Blütenblätter kräuselten sich. Widerstand fand der Wind vom See erst an der Front der Michigan Avenue, die ihn kanalisierte und mit Druck in die westlich verlaufenden Straßen des Loop hineinströmen ließ. Die beiden Touristen waren zu Fuß vom Hotel zum Seeufer gegangen. Sie wohnten nördlich vom Fluss, waren von Norden über eine Brücke gekommen und hatten dabei einen Blick auf den verschneiten Kaugummipalast geworfen. An den Kreuzungen war es zugig und blickig gewesen. Als lind und belebend empfanden sie nun den Wind in seiner natürlichen Stärke. Sie würden in Kürze das bekannte Bild von Seurat sehen – im Original!

Hinein – und drinnen im Art Institute fühlten sie sich wie im Louvre oder im Reichsmuseum in Amsterdam. Die Masse der Besucher und die Masse der Objekte verschmolzen zu einem erregenden und erregten Ganzen, einem mitreißenden Prozess, der keinen Stillstand duldet und jede Konzentration aufs Einzelne ausschließt. Man fühlte sich angesogen und weitergespült und wartete innerlich schon auf Ausgespucktwerden. In solcher Lage suchen Gehirn und Gemüt nach einem Ruhepunkt und finden ihn regelmäßig in einer Zwangsvorstellung. Der ganze quälende, ungenießbare Museumsbetrieb reduziert sich nun auf ein Kunstwerk, ein Bild, in dem man die Essenz des Ganzen vermutet. Die Mona Lisa und die Nachtwache, sie sollen die Mühe lohnen, die sechsunddreißig überfüllten Säle davor, voller Nervosität und zahlloser Angriffe auf das Sehvermögen, das so rasch ermüdet. Die Verwaltung des Museums trägt ihm Rechnung, diesem Bedürfnis, ans Ziel zu gelangen, sich nicht ablenken zu lassen und nicht auf Umwege zu geraten. Daher überall die deutlichen Hinweise, die spitz zulaufenden Blechschilder oder Kunststoffäpfelchen: To the Nightwatch – to the Nightwatch. Abgeschossen wie ein Pfeil gelangt so jeder rasch und unfehlbar ans Ziel, jeder aus den Heerscharen von Japanern, Amerikanern und Deutschen. Dort verspüren sie Genugtuung. Sie haben es geschafft, es beinahe hinter sich gebracht. Das Gefühl, auf einem Höhepunkt der eigenen Biographie angekommen zu sein, durchdringt sie und ist ganz unabhängig von dem Bild, dem sie da in einer Riesentraube von Menschen gegenüberstehen. Der Abstand zum Bild erlaubt gar keine Betrachtung der Details. So überlassen sie sich ihrem Gesamteindruck, einer Mischung aus Ehrfurcht und Erleichterung. Das ist Kunst! Und sie eilen zum Ausgang der Touristenmühle.

Martin indessen gab zu, er sei enttäuscht. Das Bild sei eben nur sehr groß. Im Übrigen wirke das Original nicht anders auf ihn als die viel kleinere Reproduktion in seinem Schlafzimmer zu Hause.

Rot und Schwarz

Drei Stunden saß der Reisende im Zug, der ihn von der Hauptstadt auf das Hochland hinaufbrachte. Er dachte in der Hitze und freute sich auf die Stille und den Frieden, denen er entgegenfuhr. Dort würde er die Ruhe finden, um sich in die Lehre des Erhabenen zu versenken. Er hatte das Buch am Anfang seiner Reise auf einem Trüdelmarkt gekauft, doch in der ärmlichsten Stadt war es beim bloßen Schmuckern hier und da geblieben. So habe ich gehört: Einstmals weilte der Erhabene in einem Ort, so begann dort jeder Text.

Umsteigen in A. war das der Zug nach B.? Ein halber Waggon für die wenigen Fahrgäste, ein halber für Personal, davor die Diesellokomotive, dahinter ein Güterwaggon. Man stieg hinten über eine offene Plattform ein. Der Wagen schien noch aus Kaisers Zeiten zu stammen. Es war heiß und stickig in ihm. Die Fenster ließen sich auch mit großer Kraftanstrengung nicht öffnen. Man bat den Schaffner um Hilfe. Er versuchte es, kraftlos, von Beginn an resigniert. Die Fenster blieben natürlich geschlossen. Abfahrt!

Dem Reisenden kam es wie eine Fahrt mit der Zeitmaschine ins alte Österreich vor. Es holperte, ratterte und schlingerte und erinnerte an hohen Wellengang. Langsam, Meter für Meter, schob sich diese Eisenbahn, die hier wirklich noch ein Gefährt aus viel Eisen war, durchs stille, grüne Land. Schon nach einer Station verlangsamte sich die Fahrt noch mehr. Dann blieb der Zug stehen, fuhr zum Bahnhof zurück, nahm einen neuen Anlauf, kam wieder an derselben Stelle zum Halten, fuhr noch einmal zurück und schaffte es endlich beim dritten Versuch.

Der Reisende dachte an eine Stelle bei Musil. Schade, dass er jetzt nicht nachschlagen konnte. Musil beschrieb darin die alles mitreißende und alles verschlingende Unrast in Metropolis und als Reaktion darauf die Sehnsucht nach einem meerschneckenhaft tiefen und langsamen Glück. Und dann war dort, wenn er sich recht erinnerte, vom Aussteigen und Abspringen die Rede, vom Nicht-sich-Entwickeln und Steckenbleiben. Ja, darauf hatte er Lust, und dazu brauchte man hier nicht einmal den Zug zu verlassen.

Allmählich nahm er die Landschaft wahr. Der Maler Kirchner war, soweit ihm bekannt, in dieser Gegend nie gewesen. Der Reisende malte sich aus, wie Kirchner diese Landschaft gesehen hätte: den Vordergrund hellgrün mit großen dotterfarbenen Flecken darin – die Wiesen mit den Feldern von Löwenzahn; den Mittelgrund schwarzgrün – die kompakte Masse der Fichten; darüber einen Himmel, dessen Blau teils tief, klar und durchsichtig war, teils weißlich verschleiert wie Milchglas. Es war Mitte Mai. Worin bestand der Reiz dieser Landschaft? Es war gerade kein Reiz, nur tiefer Friede, er besänftigte umfassend und anhaltend. Im Übrigen fehlte den dunklen Wäldern jede Schwermut. Der Reisende suchte ein Wort und fand es: entrückt.

Sein Seelenfrieden wurde schon nach der zweiten oder dritten Station empfindlich gestört. Dabei hatte er einen Mann, der die Männer liebte – den sehr jungen schräg gegenüber doch nur flüchtig und sozusagen rein gewohnheitsmäßig gemustert. Der aber – ein neugieriger Landbewohner oder tatsächlich an Männern interessiert – sah seitdem in kurzen Abständen herüber. Was den Reisenden dabei sogleich beunruhigte, war der Ernst, den er auf den Zügen des jungen Mannes entdeckte. Es war ein Gesicht, in dem eher Fragen als Antworten geschrieben standen, und die Antworten darauf mussten für ihn von großer Bedeutung sein. Der Reisende, noch erschöpft vom Aufenthalt in der Stadt, wollte anfangs durchaus nichts auf diesem Gesicht entziffern, um nicht zugeben zu müssen, er wisse die Lösungen auch nicht. Doch Neugier überwand allmählich seine ängstliche Trägheit. Wider Willen spürte er Anteilnahme an diesem hartnäckigen Ernst in sich aufsteigen, und wider seine Vorsätze begann er, die Landschaft dieses Gesichtes zu studieren. Er beobachtete ihn so verstohlen, wie die Vorsicht ihm ratsam erscheinen ließ, und so offen, dass der andere wahrnehmen musste, diskret betrachtet zu werden. Allmählich gingen sie dazu über, sich manchmal für kurze Zeit offen anzuschauen. Schließlich musterten sie sich unaufhörlich.

Er hatte braune, fast schwarze Augen, dicke schwarze Haare wie eine kleine Pelzkappe und einen kleinen schwarzen Schnurrbart. Er war groß und in den Schultern breit. Sein Gesicht war noch sehr jung und glatt. Es drückte im Ganzen Harmonie und Kraft aus. Der Reisende erriet eine Dynamik, die mögliche Spannungen überbrückte. Er geriet ins Spekulieren: Geschicklichkeit und Lebensmut konnte man von einem erwarten, der einen so ansah. Kein Zweifel, Schönheit war etwas,

das auch von innen kam. Es musste etwas hinzukommen zur stofflichen Verfassung, und zwar etwas Belebendes.

Der Mitreisende erriet vielleicht diese Gedankengänge. Er belebte sich noch mehr, stand auf, lästete dabei langsam den Blick vom Reisenden und ging hinaus auf die Plattform. Die Reisetasche ließ er zurückschleichen und die blaue Cordjacke auch. Es waren noch fünfzehn Minuten bis B.

Es vergingen fünf Minuten, dann zehn – der junge Mann kam noch immer nicht zurück. Er schien ziemlich lange auf der Zugtoilette zu verweilen. Wo sollte er sonst sein? Er konnte sich auch auf der Plattform aufhalten. Das war während der Fahrt gewiss untersagt, aber man kann ein jedes Verbot übertreten. Vielleicht hatte er die Toilette nur kurz aufgesucht und blieb noch einige Zeit auf der Plattform, da er die Luft im Abteil unerträglich fand. Harmlose Erklärungen bieten sich ja fast immer an.

Ein letztes Mal verlangsamte der Zug seine Fahrt. Links und rechts die ersten Häuser von B., der Bahnhof war Endstation. Der junge Mann kam rasch ins Abteil zurück, warf die Jacke über, nahm seine Tasche und reichte sich, ohne den Reisenden noch einmal anzusehen, in die kleine Schlange ein, die sich über die Plattform auf den Bahnsteig hinunterwand. Der Reisende ließ sich Zeit und verließ den Zug als Letzter. Draußen fand er den jungen Mann wieder, versunken in den Anblick der Bahnhofsrückseite, als wäre sie neu für ihn. Er musste an dem Trüdelnden vorbeigehen, und als er es eben tat, lästete der Jüngere den Blick vom Gebäude, um ihn hinüberzuschwenken auf zwei Mädchen, die wenige Schritte vor dem Reisenden zum Ausgang strebten. Dann erneuter Schwenk, wie der Ältere noch aus den Augenwinkeln wahrnahm, während er weiterging, und die Blicke aus den braunen Augen waren wieder auf die palladianische Fassade gerichtet. Um die Hausecke ging es zur Bahnhofstoilette. Leichte Drehbewegungen des Halses zeigten an, hier bemühte sich einer, einen möglichst umfassenden Horizont unter Kontrolle zu behalten.

Das Spiel begann den Reisenden zu unterhalten. Vor dem Bahnhof bot ihm die Schautafel mit dem Stadtplan einen unverfügbaren Halt. Er war doch zum ersten Mal hier! Und während er vorgab, die Spinne der Handvoll dargestellter Straßen zu betrachten, überholte ihn der Jüngere bereits. Dabei warfen sie einander kurze, wache Blicke zu. Als der Reisende bald darauf weiterging und in die Bahnhofstraße einbog, sah er den anderen nicht mehr und erschrak: Wie konnte er so rasch verschwunden sein!

Er war nicht unter denen, die mit ihnen angekommen und gerade noch am anderen Ende der Straße zu sehen waren; sie entfernten sich eilig zur Stadtmitte hin. Sollte er in eines der niedrigen Häuser getreten sein, die die linke Straßenseite säumten? Rechts standen keine Gebäude, der Waldhang zog sich fast bis zur Straße herab, und er war mit Maschendraht abgezäunt. Der Blick des Reisenden fiel auf eine Plakatwand vor der Bauschmuckerei, auf der eine Brauerei für ihr Bier werben ließ: Erst trink ich aus, mein Stolzenhaus! Der das sagte, war ein biederer Bürger dieses braven Landes, und in ihm vermochten sich alle Braven und Biederer wiederzuerkennen. Es war am Sonntag im Wirtshaus, eine Männergesellschaft, vielleicht nach dem Fußball. Man war schon im Aufbruch, sie standen alle noch herum. Die Gruppe im Hintergrund war unscharf, sie blickten gespannt nach dem Braven, der sie nicht im Blick hatte. Vielmehr nahm er einen kräftigen Schluck aus dem noch gut gefüllten Glas, die Augen über den weißperlenden Schaum erwartungsvoll auf einen Sportskameraden gerichtet, der etwas abseits stand und überhaupt von ihnen abstach. Schon das rot karierte Hemd hatte etwas Aufreizendes, und da er so häßlich war, hätte er sich durchaus etwas weniger herausfordernd geben können – der Reisende würde ihn auch dann anziehend gefunden haben. Hierin war er sich vermutlich mit dem Biertrinker einig: Erst trink ich aus, mein Stolzenhaus! Und was dann?

Der Reisende war vor dem Plakat stehen geblieben. Er besann sich und wollte eben weitergehen, als sein Blick auf die Spitzen der schwarzen, ziemlich eleganten Halbschuhe fiel, die unter der Reklametafel sichtbar waren. Da also stand er! Langsam weitergehend, vergewisserte er sich, indem er aus den Augenwinkeln schräg hinter die Palisade blickte. Die Haltung des anderen dort rief Erinnerungen an ganz andere Stätten wach, die man gewöhnlich in Eile aufsucht, indem man gesenkten Blickes Pendeltüren mit Milchglasfüllung aufstößt und von anderen nur insoweit Notiz nimmt, als man jegliche Berührung oder gar einen Zusammenstoß zu vermeiden sucht. Und oft gibt es inmitten der peinlichen Gehetztheit einzelne Gestalten, die über sehr viel Zeit verfügen. Ihnen scheint die Zeit zuzufallen, die alle anderen sich durch rasches Eilen absparen, oder sie saugen mit

ihren umherschweifenden Blicken die freien Zeitpartikel auf, und sie geben sich ungeniert mäÙigen Beschäftigungen hin. Wäre er doch ein Mann schneller Entschlüsse! Hinter die Plakatwand zu treten, hätte der Situation sofort jede Zweideutigkeit genommen. Aber er wagte es nicht.

Er ging weiter und kam nicht weit, da hätte er schon die eiligen, festen Tritte hinter sich. Der andere überholte ihn und wandte ihm dabei die Front des Oberkörpers zu. Er lächelte, breit und eindeutig. Er bleckte die Zähne, es trieb ihm die Augenschlitze auseinander. Für vier, fünf Sekunden wich sein Ernst einer Fröhlichkeit voll Sinnlichkeit, Witz und Klugheit. Auch der Reisende lächelte. Dann ging der junge Mann rasch weiter. Der Reisende folgte ihm langsam. Der Abstand zwischen ihnen vergrößerte sich.

Am Ende der Bahnhofstraße bog der Jüngere links um eine Ecke. Der Reisende tat es ihm nach und hatte den Hauptplatz des Städtchens vor sich und unter sich: ein rapide abfallendes Dreieck. Von oben konnte man meinen, die niedrigen Häuser rutschten den Abhang hinunter. Der Jüngling ging jetzt viel langsamer, er war in einen unentschiedenen Zotteltrab gefallen. Der Reisende achtete darauf, dass er ihn auf den hier belebteren Gehsteigen nicht aus den Augen verlor, und ließ sich weiter von ihm führen. Wenn er sich nicht täuschte, behielt ihn der Jüngere seinerseits auch unter Kontrolle.

Auf der anderen Seite des Platzes fiel ihm der Gasthof „Roter Adler“ ins Auge, weniger aufgrund seines ziemlich bescheidenen, „uYeren als seines Namens wegen. War das Gasthaus sozialistisch? Adler waren doch gewöhnlich schwarz. Rot und Schwarz, diese Kombination hätte ihn jetzt allein befriedigt. Rot wie das Hemd auf dem Brauereiplakat, schwarz wie die glänzenden Schuhe unter der Stellwand. Er hatte sein Buch, das tief im Rucksack verstaut war, schon vergessen!

Der Gasthof war gewiss nicht sozialistisch. Hier, in dieser Gegend, bekam die Volkspartei bei jeder Wahl siebzig Prozent, mindestens. Öbrigens wählte man gewöhnlich in solchen Gegenden schwarz, das schien ein Naturgesetz zu sein, wie die Beispiele Oberschwaben, Mainfranken und Appenzell-Innerrhoden bewiesen. Unterwegs waren ihm schon wiederholt Plakate aufgefallen, die man nach der letzten Wahl einfach vergessen hatte: Gewinnt die Volkspartei, bleibt das Sparsbuch steuerfrei! Er repetierte den Spruch jetzt mehrmals mit Vergnügen still für sich. Gewinnt die Volkspartei, bleibt das Sparsbuch steuerfrei! Das war balladeske Lyrik, am Wechsel der Vokale konnte man sich berauschen. Gewinnt die Volkspartei! er brach ab, da der schöne Jüngling eben erneut um eine Ecke bog. Schon wieder ging es linksherum.

Noch einmal folgte er ihm. Doch dann sah er, dass die steile Straße oben am Bahnhof endete. Er verlor auf einmal die Lust an diesem Spiel, falls es eines war. Mochte der andere zum Bahnhof zurückkehren und mit einem anderen Zug wegfahren! Er selbst machte kehrt und stand schon wieder auf dem Hauptplatz. Nun aber zum Roten Adler! Und im Rhythmus von Volkspartei und steuerfrei! denn so klang immer noch in seinem Kopf! betrat er die Gaststube. Sie hatten ein Zimmer frei für die Nacht, und als er die kurze, steile Treppe zum Oberstock hinaufging, dachte er, dass Adler, ob rot oder schwarz, ihre Sparbücher schon zu verteidigen müssten.

Es war ihm lieb, dass das Zimmer auf den Platz hinausging. Auf Reisen stellte er sich nicht an Lärm und Unruhe. Das Buch im Rucksack war tatsächlich vergessen! Er sah sich im Zimmer um. Es war sehr einfach eingerichtet. Dann trat er ans Fenster, und es wunderte ihn keineswegs, dass der schöne, ernste Jüngling eben unten am Gasthof vorüberging. Er kam jetzt wieder vom oberen Ende des Platzes herunter. Als hätte er seine Rolle gut einstudiert, ließ der Reisende jedes Ding im Zimmer liegen, wie es lag, schloss die Tür sofort ab und eilte die Treppe hinunter und auf die Straße hinaus.

Der junge Mann ging zwanzig Schritte vor ihm. Er schleppte noch immer seine braune Reisetasche mit sich und trug jetzt schwer an ihr. Der Reisende konnte ihm nicht lange mit den Augen folgen, denn der andere bog hinter der Post rechts um die Ecke. Diese Straße führte hinab ins Tal und war wenig begangen. Der Reisende zögerte. Sollte er ihm sofort in geringem Abstand folgen? Auch dies hätte unzweideutig wirken können, und das wollte er nach wie vor vermeiden. Er verbrachte einige Minuten damit, die Fahrpläne der Postbusse zu studieren.

Unten floss der Bach, der nach der Stadt benannt war. In den Anlagen fand der Reisende keine Spur von dem, den er nicht hatte verlieren wollen. Er verwünschte seine Neigung zum Zaudern und suchte alle Straßen zwischen dem Bach und dem Bahnhof nach dem Verschwundenen ab. Es war schon halb sechs vorbei, mehr als eine Stunde seit ihrer Ankunft hier, da sah er ihn noch einmal. Er kam ihm auf dem Dreifaltigkeitsplatz entgegen, es war gegenüber der Pesthäule. Er sah jetzt

mã¼de aus, er sah schrÃ¼g am Reisenden vorbei. Sie gingen ein letztes Mal auseinander. Er hÃ¼tte ihn auf ein Bier einladen sollen.

Nachher beim Abendessen sagte sich der Reisende, es mÃ¼sse sich um einen Soldaten gehandelt haben, der zum Wochenende heimfuhr â€“ es war ja Freitag. Sicher war er jetzt schon zu Hause angekommen.

Am anderen Morgen hat sich der Reisende beruhigt. Der junge Mann ist nur mehr eine Erinnerung unter vielen anderen. Beim FrÃ¼hstÃ¼ck studiert er die Karte und beschlieÃ¼t, den FuÃ¼weg zu nehmen, der von B. talaufwÃ¼rts fÃ¼hrt. Er wird mittags am Schloss von C. sein und dort vielleicht essen kÃ¼nnen.

Der Weg beginnt in den Anlagen, die er schon kennt, und fÃ¼hrt lange Zeit an dem Bach entlang, der seinen Namen von der kleinen Stadt hat. Nach einer Stunde erreicht er die Ruinen einer MÃ¼hle. Die Mauern aus Feldsteinen sind zum grÃ¼Ã¼ten Teil eingestÃ¼rzt und von WeidengebÃ¼sch Ã¼berwachsen. Nach einer weiteren Stunde kommt er zu der BrÃ¼cke, an der sich sein Weg vom Bach trennt. Es geht von da an aufwÃ¼rts. Vorher will er ausruhen und lÃ¼sst sich fÃ¼r zwanzig Minuten auf einer Bank nieder, die am diesseitigen Ufer steht.

Sein Blick fÃ¼hrt auf den Wiesenhang jenseits des Baches. Es ist ein Anblick, in den er sich versenken kann: von dunklen Fichten eingerahmt die steile Wiese da drÃ¼ben, hellgrÃ¼n, voller FrÃ¼hlingsblumen und genau in der Mitte als einzige zwei ApfelbÃ¼ume. Sie stehen dicht zusammen und sind annÃ¼hernd gleich in ihrer Ã¼ber Form: zwei kurze StÃ¼mme, die unverhÃ¼ltnismÃ¼Ã¼ig ausladende Kronen tragen. Die Kronen berÃ¼hren sich und sind ineinander verwachsen. Die BÃ¼ume stehen gerade in ihrer schÃ¼nsten BlÃ¼te. Wie viele Tausende cremefarbener, ein wenig rosig Ã¼berhauchter BlÃ¼ten mag dieses Doppelwesen hervorgebracht haben? Und sein besonderer Reiz besteht darin, dass es IdentitÃ¼t darstellt, die sich harmonisch vom Ã¼brigen abgrenzt, dass es sich als Einziges und Vereinzelt in doppelter Gestalt versteht â€“ Ein wunderbares Bild! (Es ist dem Reisenden mÃ¼glicherweise unbekannt, dass die Bauern, um den Ertrag zu steigern, je einen mÃ¼nnlichen und einen weiblichen Apfelbaum benachbart pflanzen.)

Seine Gedanken lÃ¼sen sich allmÃ¼hlich vom gegenwÃ¼rtigen Bild und gleiten Ã¼ber reale vergangene EindrÃ¼cke zu bloÃ¼ ertrÃ¼umten Konstellationen und lÃ¼sen sich dann auch von den Bildern. Er ist wieder bei dem Thema, das ihn seit einiger Zeit vor allem interessiert: HomosexualitÃ¼t ist SexualitÃ¼t unter Gleichen. Dies zu Ende gedacht und auf die Spitze getrieben, fÃ¼hrt dazu, dass man die innigsten Beziehungen nur noch mit denen aufnehmen will, die einem im Innersten vÃ¼llig entsprechen. Ein Psychologe hat ihm vor kurzem erklÃ¼rt, man nenne das die narzisstische Partnerwahl. O, er kennt sie gut, auch wenn ihm der Begriff neu gewesen ist. Vertraut sind ihm jene Beziehungen, bei denen man zunÃ¼chst nur Ã¼bereinstimmung in den Ã¼ber angenehmen und gefÃ¼lligen ZÃ¼gen feststellt, ganz ohne Anflug von Neid, vielmehr mit Sympathie; woraus sich VerhÃ¼ltnisse entwickeln, in denen man sich ohne Anstrengung sozusagen gemÃ¼tlich einrichtet â€“ man fÃ¼hlt sich wie zu Hause, man ist bei sich. Diese Bindungen kann man als eine Art Expansion der eigenen IndividualitÃ¼t begreifen, wodurch deren IdentitÃ¼t sowohl bekrÃ¼ftigt als auch aufgehoben wird, indem sie sich mit einer so gut wie identischen vermischt. Wie wohl einem das tut, diese Entgrenzung und Verdoppelung, bei der im Ã¼brigen alles beim Alten bleibt. Und alles ist so einfach wie das IneinanderflieÃ¼en zweier Tintenkleckse auf LÃ¼schpapier.

Meistens geht es nicht gut. Es geht nur gut, wenn beide zumindest ahnen, worauf diese Art von Faszination beruht und dass vollstÃ¼ndige Harmonie unmÃ¼glich ist. Anderenfalls treten, wenn die GefÃ¼hle und Einstellungen geringfÃ¼gig differieren, panische Reaktionen auf â€“ das fremde Gewebe wird erst jetzt als solches erkannt und eilig abgestoÃ¼en; worauf man wiederum bei sich ist, wenn auch um die HÃ¼lfte der Masse vermindert. Im Ã¼brigen bedarf es nicht einmal dieser AnlÃ¼sse. Allein schon das GlÃ¼cksgefÃ¼hl, sich nÃ¼her und immer nÃ¼her zu kommen, kann in unerklÃ¼rliche Angst und Fluchtbewegung umschlagen: So zieht sich derjenige, der sein Spiegelbild betrachtet und dabei der OberflÃ¼che des Spiegels zu nahe gekommen ist, ruckartig von der glatten, kalten Spiegelglasscheibe zurÃ¼ck.

Ja, er kennt diese Krisen, diese Nachmittage und Abende, an denen man vergeblich auf den erwÃ¼nschten und versprochenen Anruf wartet. Stattdessen meldet sich, wenn es doch einmal klingelt, eine unbekannte Frauenstimme: falsch verbunden. Und dann die schlaflosen NÃ¼chte, in

denen die Selbstgespräche Dialogform annehmen. Aber wozu sich erinnern? Er wirft noch einen letzten Blick auf die Apfelbäume drüben am Steilhang. Eine rosaweiße Wolke vor einem unwahrscheinlich tiefblauen Himmel, sie kommt ihm wie eine hermetische Hecke vor.

Das Dorf C. bestand aus höchstens drei Häusern. Zum Schloss ging es, wie er der Karte entnahm, hinter dem Dorf einen Feldweg hinauf. Er hatte die Steigung schon zur Hälfte hinter sich, als er von der bebuschten Kuppe einen Läufer auf sich zukommen sah. Zwischen den steinigen Äckern und den mageren Wiesen hier, fern von jeder Großstadt, kam ihm dieses neuzeitliche Training ein wenig seltsam vor. Und wenn er es wäre?

Der Läufer kam sehr rasch zu ihm herunter und hielt abrupt an. Es war der Mitreisende vom Vortag. Er sagte: „Grüß dich“, und sein Atem normalisierte sich bereits.

„Grüß dich auch. Wohnst du hier im Dorf?“

„Ja“ und du warst gestern im Zug.“

Sie waren beide überrascht und froh und nahmen mit Selbstverständlichkeit die Unterhaltung auf, die sie gestern noch nicht oder auf eine andere Art geführt hatten. Der andere trug eine kurze Sporthose – schwarz mit dunkelroten Läufersstreifen – und ein einfaches weißes Leibchen. Er war höchstens zweiundzwanzig Jahre alt.

Ob er Soldat sei, wollte der Reisende wissen.

Nein, Polizeischüler. Er habe eigentlich Verkäufer gelernt, aber nach der Zeit beim Militär hier keine Arbeit gefunden. So sei er in der Hauptstadt in den Polizeidienst getreten. Gewöhnlich fahre er jedes zweite Wochenende heim.

Der Reisende wunderte sich, wie bereitwillig der andere Auskunft gab. Polizist war er oder wollte er werden? Das hätte ihn sonst sehr gestört. Aufgrund gewisser Erfahrungen mied er die Härten der guten Ordnung, ja, er hatte eine Art Phobie gegen sie entwickelt, wie gegen streunende Hunde, Propagandisten im Supermarkt oder lose Dachziegel bei stürmischem Wetter. Er machte einen Bogen um sie und wunderte sich jetzt erneut: Der Berufswechsel war ihm sympathisch. In diesem plötzlichen Hinüberspringen von einer Lebensbahn in eine ganz andere erkannte er sich selbst wieder – war das der Grund?

Er hörte ihm zu und sah ihn dabei genau an. Der Polizeischüler sprach mit lauter und fester Stimme. Die schwarze Kappe war etwas in Unordnung geraten. Die Züge des Gesichtes waren regelmäßig, verrieten im Ausdruck Neugier und Bereitwilligkeit und erschienen gleichzeitig auf schwer ergründbare Art diszipliniert – ein hoch gewachsener Waldbauernbub, noch neu in der Stadt.

Er lebe gar nicht gern in der Stadt, sagte der Polizeischüler. Dauernd dort unten zu leben, im Lärm und in der schlechten Luft, das sei für ihn eine bedrückende Vorstellung. Und wie er gestern hier wieder aufgelebt sei, gleich bei der Ankunft, als er auf dem Bahnhof die frische, klare Luft geatmet habe.

Der Reisende bestärkte ihm, dass die Luft hier oben auch ihm gut tue; sie sei so rein und trocken. Der Polizeischüler lächelte und behielt das Lächeln dann bei. Oft lachte er ihn an. Er zeigte gern die Zähne. Und nicht einmal die Grübchen fehlten. Der Reisende freute sich über diese Zeichen, die in starkem Kontrast zu der ruhigen und festen Stimme standen. Auch seine Augen führten andere Reden als der Mund.

Der andere sprach von der Natur, wie sehr er sie liebe. Und er zog die Turnschuhe aus und stand barfuß im Gras, das noch feucht war von der Nacht. Der Reisende entledigte sich seines Rucksackes. Während sie beide fortfahren, sachliche Themen zu berühren, ließ er seine Augen über die kräftigen Schultern des anderen wandern und über den Brustkorb – die zwei Fixsterne waren nur zu ahnen. Als hätte er zu lange in die Sonne gesehen, schloss er erst die Augen und sah nachher zum Waldrand hinüber.

Noch seien hier die Bäume gesund, sagte der Polizeischüler, der seinem Blick gefolgt war. Und, nicht wahr, eine gesunde Natur sei doch das Wichtigste?

Ganz recht, bekräftigte der Reisende, sie sei aber nicht mehr selbstverständlich heutzutage.

Der Jüngere begann, über Bäume zu reden. Er sprach von Fichten und Tannen, von Eichen und Buchen, von Birken, Weiden und Pappeln. Alle diese Bäume gab es hier. Der Reisende hörte von Hochwald, Mittelwald und Niederwald, vom Ausstocken, von Sommer- und Wintergrün. Und als die Bäume abgehandelt waren, ging er zu den Vögeln über, sprach allerdings nur über

Raubvögel. Nein, Adler kämen hier nicht vor, jedoch der Bussard und der sei beinahe so etwas wie ein Adler. Dem Bussard gehörte seine besondere Liebe. Er nahm den scharfen Blick seiner großen Augen, die Spannweite seiner Flügel – mehr als ein ganzer Meter – und sah immer wieder in die Luft, ob sich vielleicht einer zeige. Sie sahen aber nie einen.

Dafür ertönte jetzt aus der Richtung des Dorfes ein Hahnenschrei. Das sei ihrer, sagte der Polizeischüler, der Hof liege hinter der Linde da drüben. Er wies auf eine Bodenwelle, hinter der sich die Gebäude verbargen. Als der Reisende ihm zur Seite trat, um besser sehen zu können, bemerkte er, wie die Schulter des anderen ihm allmählich sehr nahe kam. Bis jetzt hatte es der junge Mann vermieden, Eltern, Geschwister und Freunde auch nur zu erwähnen. Er sprach überhaupt nicht von Menschen, die er kannte. Es schien, als hätte er sich bisher ausschließlich mit Bäumen und Raubvögeln beschäftigt und nur ihnen seine Gefühle gewidmet.

Die Unterhaltung stockte. Der Reisende, fast ganz vom Zuhören und Beobachten in Anspruch genommen, trug wenig zu ihr bei. Dabei versprach er das Verlangen, den anderen in die Arme zu nehmen, ihn zu streicheln, ihn recht zart zu behandeln – Aber das war hier, in der Nähe seines Dorfes, unmöglich! Wenn ihm doch ein Ausweg, wenigstens ein Vorschlag für die Zukunft einfallen würde – Je mehr er sich in Gedanken abmühte, desto aussichtsloser erschien ihm dieses Wiedersehen, das er bloß einem erstaunlichen Zufall verdankte. Dass er gerade bachaufwärts gegangen war, dass er so lange auf der Bank an der Brücke gesessen hatte, in den Anblick der Apfelbäume versunken! Und nun ließ sich gar nichts damit anfangen.

Der junge Mann war geschickter. Er fand ein anderes unverfängliches Thema: die Heimat des Reisenden. Wie weit seine Stadt vom Meer entfernt war, wollte er wissen. Wie sich die Stadtregierung zusammensetze? Welcher politischen Richtung seine Sympathien gehörten? – Der Reisende gestand ihm, er habe zuletzt die neue kleine Partei gewählt. – Der Polizeischüler lächelte, jedoch ohne Wärme. Und dann halte man bei ihm zu Hause den bisherigen Kanzler (ihren eigenen, der sich nach Verlusten bei der SpARBuchwahl schmollend und grollend zurückziehen wollte) vielleicht für einen großen Mann? – Der Reisende bestiegte es ihm, mit Wärme. – Nein, der Bruno sei gar nicht ihr Fall hier oben, erwiderte der andere. Allenfalls die Volkspartei, vielleicht gerade noch – Und dann kam er auf die frühere Größe seines jetzt so kleinen Landes zu sprechen – was hatte nicht alles dazugehört!

So politisierten sie also, ohne sich zu ereifern. Der Reisende beobachtete ihn dabei weiter und freute sich, verfolgen zu können, wie der andere mit dem Spielbein spielte und es häufig wechselte. Ein schon abgeblachter Löwenzahn, von seinem Fuß leicht angestoßen, entließ die wolligen Fäden quer über die Wiese. Während ihres ganzen langen Gesprächs geschah es immer wieder, dass eine Welle kindlicher, freudiger impulsiver Erregung über sein Gesicht hinging, besonders wenn er sich beobachtet fühlte.

Er sei leider noch niemals im Ausland gewesen, sagte der Polizeischüler. Besonders reize ihn die Vorstellung, Südamerika näher kennen zu lernen. Der Reisende rätselte, warum dem anderen gerade diese Weltgegend sympathisch war. Während der junge Mann von den Steppen Argentiniens schwärmte – und es waren hoffentlich nur die Steppen, die ihn an Argentinien beeindruckten! –, ließ sich von weitem knatternd ein Moped hören. Es war ein anderer junger Dorfbewohner, der den Feldweg befuhr und sehr höflich grüßte. Wie der Reisende bemerkte, verschwand in diesem Augenblick der Ausdruck von freundlicher Aufgeschlossenheit vom Gesicht des jungen Mannes – eine glatte, kalte Maske legte sich darüber. Indem sich das Moped entfernte, hellte sich seine Miene sogleich wieder auf.

Sobald er mit der Schule fertig sei, wolle er Spanisch lernen, Spanisch als erste Fremdsprache, damit er in Südamerika besser zurechtkomme. Und plötzlich wollte er vom Reisenden wissen:

– Versteht man eigentlich mein Deutsch gut? –

Aber er rede ja fast reines Hochdeutsch, mit nur wenig Akzent. Wie sollte da das Verständnis erschwert sein? Gestern Abend im Gasthaus habe er dagegen etwas Mühe gehabt – Der andere unterbrach ihn und meinte, er rede doch wie alle hier in der Gegend. Der Reisende wusste es schon besser, doch ließ er ihn in seinem Glauben. Das Gasthaus war ein Stichwort für den Polizeischüler: Mit Diskotheken sei es hier oben gar nicht so schlecht bestellt, vielleicht werde er eine am Abend besuchen. Er sah ihn jetzt eindringlich an, als wäre das eine zwischen ihnen noch zu klärende Sache. Der Reisende ging nicht darauf ein.

Es war schon beinahe Mittag. Sie standen seit mehr als einer Stunde auf freiem Feld beisammen. Bald würden sie auseinander gehen. Der Reisende sagte sich, er müsse zumindest noch versuchen, der zufälligen Begegnung einen Sinn zu geben. Er wollte doch noch herausfinden, was sie verband und was sie trennte.

Sein Gegenüber sah trübsinnig in die Luft. „Ich hätte jetzt gern einen Fotoapparat. Ja, ich sollte mir einen Fotoapparat kaufen. Vielleicht sehe ich dann einen Bussard.“ „Ja, etwas festhalten können.“

Dann wollte der junge Mann seinen Namen wissen. Am Namen hat man etwas, woran man sich halten kann. Den Namen des anderen im Zustand großer innerer Bewegung auszusprechen, das ist Anrufung, Bekräftigung, Beschwörung. Und ist der andere für uns nicht mehr erreichbar, so bleibt uns sein Name als Symbol dessen, was gewesen oder was nicht gewesen ist, jedoch hätte geschehen können.

Der Reisende nannte ihm gewohnheitsmäßig nur seinen Vornamen. Er hätte sofort, dass der andere den ganzen Namen oder eher noch den Familiennamen allein hätte hören wollen. Der junge Mann nannte ihm nun auch nur seinen Vornamen: Heinrich.

Das sei ja ein altdeutscher Name, sagte der Reisende und ließ seine Enttäuschung hören, sein eigener Großvater habe ihn getragen. Wie konnte einer wie er Heinrich heißen!

„In der Schule sagten sie zu mir: Heinrich der Vogeler.“ Er sagte es ernsthaft, errötete dann jedoch, vielleicht da er sich gewisser möglicher Anklänge und Anspielungen bewusst wurde, die vorgekommen sein könnten.

Man wisse nicht, wie dieser Heinrich, dieser Sachsenkönig ausgesehen habe, sagte der Reisende, zunächst nur, um nicht zu schweigen und um dem anderen über eine peinliche Erinnerung hinweg zu helfen. Vielleicht, fuhr er fort, gebe es in irgendeiner romanischen Kirche des Nordens eine Statue, die zeige, wie man sich ihn Jahrhunderte später vorgestellt habe, sicher kräftig, mutig und schön.

Heinrich errötete stärker, doch jetzt wieder vor Freude, wie deutlich zu sehen war. Dem Reisenden schien es, Heinrich genieße vielleicht zum ersten Mal das Gefühl, von einem anderen Mann begehrt zu werden, und zwar ohne Aussicht auf Erfüllung dieses Begehrens. Er verstand ihn gut: Der andere sah sich erstmals auf diese Weise wie in einem Spiegel, der ihm ein sehr angenehmes Bild seiner selbst präsentierte.

Dann sprachen sie über Kunst. Heinrich verriet eine gewisse Vorliebe für Kolossalfiguren. Er hatte eine Abbildung des Bismarckdenkmals am Hamburger Hafen gesehen. Der Reisende sprach abschätzig vom Marzipan-Riesen. Wenn schon dieses Genre, fuhr er fort, dann eher noch die Münchner Bavaria auf der Theresienwiese. Nachher begriff er selbst nicht, was er damit hatte ausdrücken wollen. Heinrich fragte zurück: „Vielleicht so ähnlich wie die Venus von Milo, kennst du sie?“ Und klang es nicht listig?

Der Reisende überlegte, ob er ihn jetzt zum Essen einladen solle. Sie könnten noch vieles miteinander bereden. Aber nein, sie erwarteten ihn sicher zu Hause. Er wollte sein Ansehen im Dorf durchaus nicht ruinieren. Da es sein musste, beschloss er, rasch ein Ende zu machen. Er sagte, nun werde er sich wieder auf seinen Weg machen.

Sie verabschiedeten sich ohne weitere Umstände. Als der Reisende die Höhe erreicht hatte, wandte er sich noch einmal um und sah Heinrich zwischen den ersten Häusern des Dorfes verschwinden. Ob er sich auch einmal nach ihm umgedreht hatte? Nicht einmal das konnte er erfahren.

Auch der Reisende ist der Sohn eines Bauern, wie Heinrich ist er sehr jung in eine weit entfernte Großstadt gezogen. Er kennt all das aus eigener Erfahrung: hineingeboren sein in eine Welt, für die man nicht taugt, und später in einer anderen Welt leben, in der man auf Dauer fremd bleibt. Was für Heinrich jetzt die Steppen Argentiniens sind, das sind für den Reisenden früher die Gebirgstäler Norwegens gewesen. In diesem Alter sucht die Sehnsucht sich geographisch weit entfernte Ziele. Und wie früh wir uns zu verstellen lernen, denkt er jetzt, bis wir uns in einem Zug einem Wildfremden zu erkennen geben, einem Fremden, in dem wir uns sofort wieder erkannt haben. Er hätte jetzt nicht einfach weggehen dürfen. Heinrich erschien ihm wie ein Seiltänzer und zugleich wie ein Vogeljunges, das aus dem Nest gefallen ist und es noch nicht vollständig begriffen hat. Denn das war er wohl: aus dem Nest gefallen.

An den folgenden Tagen durchstreift er das Hochland nach verschiedenen Richtungen. Die

Landschaft bleibt sich immer gleich, gelassen in sich ruhend und scheinbar unendlich. Doch ihm ist jetzt, als sei sie nur eine Folie, unter der sich das für ihn Wesentliche verbirgt. Er kehrt vorzeitig in die Hauptstadt zurück.

Der Gedanke an eine nochmalige Begegnung mit dem Polizeischüler verbietet sich von selbst. Nun, daran zu denken, ist wohl erlaubt, nur der Versuch, sie herbeizuführen, ist sinnlos. Der Stadtplan gibt Auskunft, wo sich die Polizeikaserne befindet. Er kann sich immerhin eine Vorstellung davon verschaffen, in welcher Umgebung Heinrich hier lebt. Die Kaserne liegt nicht weit vom Zentrum, jedoch in einem Bezirk, den er noch nie betreten hat.

Unterwegs wirft er einen Blick auf das Wohn- und Sterbehaus des großen Satirikers, dessen Schriften er sehr liebt. Das Haus des Empfindlichen, der am Tag geschlafen und nachts gearbeitet hat, liegt, sich selbst entfremdet, in einem engen Geflecht breiter, lärmvoller Verkehrsadern. Der Reisende liest die Aufschrift auf der Gedenktafel und ahnt sich getrauscht. Hier ist nichts sich gleich geblieben, seit der große Zornige vor bald fünfzig Jahren gestorben ist. Etikettenschwindel, denkt er, und setzt den Weg zur Marokkanergasse fort.

Er nähert sich dem Komplex, der wie eine Kreuzung aus Festung und Mietskaserne aussieht, durch eine Seitenstraße. Es ist zwei Uhr nachmittags. Durch ein Tor kann er bereits in einen der Höfe hineinsehen. Eine Gruppe junger Uniformierter steht herum, nachlässig angetreten zum Ende der Pause. Noch fehlt der Ausbilder, wenn er eintrifft, werden sie eine andere Haltung annehmen. Der Reisende will sich den Anblick ersparen. Er geht rasch weiter und um die Ecke der Gasse herum. Die Kaserne nimmt hier die ganze lange Straßenfront ein, vielfach gegliedert durch Fenster und Gesimse. Über allem liegt der graubraune Staub, der seit hundert Jahren auf die inneren Bezirke herabrieselt und die kostbaren Fassaden mit einer Maske starrer und schmutziger Gleichgültigkeit überzieht. Worte eines anderen Schriftstellers kommen ihm in den Sinn. Das erhabene und milde steinerne Angesicht der Stadt, es ist welk geworden. Wie hässlich auch solche Städte sein können, wenn sie gealtert sind.

Ja, welk, doch nicht mitleidig. Vielmehr verrät die fensterreiche Fassade bei näherem Hinsehen erstaunlich viel Leben. Es sind die Fenster der Unterkunft. Junge Polizisten hängen in ihnen. Sie räkeln sich auf den breiten Gesimsen und verfolgen mit ihren neugierigen Blicken die wenigen Passanten unten auf dem Gehsteig. Sechzig, siebzig oder sogar hundert Augenpaare sehen ihn jetzt an – und eines kann Heinrich gehören. Er vermeidet es, in irgendein Gesicht zu blicken, und ist froh, als er die Gasse hinter sich hat.

Der Rückweg führt ihn über einen monströsen Platz, von dem sich strahlenförmig Fahrbahnen und Trambahngleise in alle Richtungen ergießen, ebenso wie es die Wassermassen aus dem Hochbrunnen tun, der auf ihm errichtet ist. Die Behörden haben hier nicht einmal versucht, die Ströme der Fahrzeuge und Passanten durch Signalzeichen zu ordnen. Er ahnt sich unsicher, gefährdet. Eine plötzliche Windböe drückt einen der mächtigen Strahlen der Wasserspiele über den Beckenrand hinaus. Durchdringt und verstreut erreicht er die Einmündung einer Straße, die Rennweg heißt.